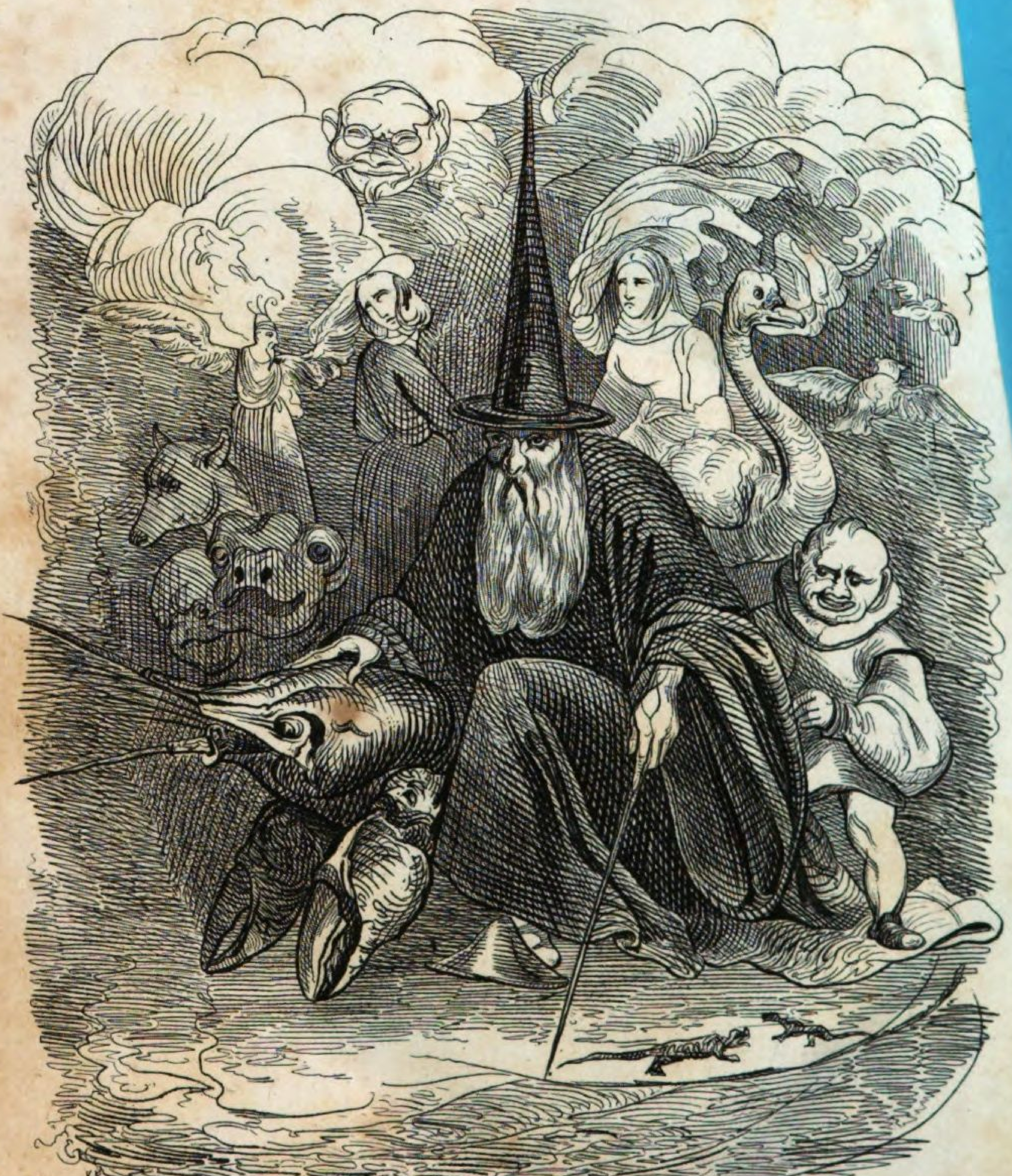
P. o. germ. Lewald
842 ee

<36625983830017

<36625983830017

Bayer. Staatsbibliothek

187 D



Fee Rosa.

Seitenstück

zu den

„blauen Mährchen"

für

alte und junge Kinder.

Neu erzählt

von

August Lewald.

Stuttgart,

J. Scheible's Buchhandlung.

1840.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Wie ich, vor zwei Jahren, am Schlusse meiner Einleitung zu den blauen Mährchen, den lieben, alten und jungen Kindern versprochen habe, so kehre ich heute wieder mit einem Bündel neuer, und noch ist der Vorrath nicht erschöpft. Ganze Schachte sind noch auszu-

beuten, und es braucht dazu nur der Wünschelruthe eines recht kindlichen Sinnes, um die Kunde von ihrem Daseyn zu erlangen.

Diesmal hat mir die gute Fee Rosa dabei geholfen, die so lieblich ist, wie ihr Name. Wär's mir vergönnt, sie Euch zu zeigen, Kinder, Ihr müßtet sie liebgewinnen. Nun, lernt sie dafür aus diesen Mährchen kennen, und freut Euch dann auf ihre Wiederkehr, die ich wohl wieder nach Verlauf von zwei Jahren vorher verkünden darf.

Ueber das, was dieses Bändchen enthält, werde ich nicht erst viele Worte machen; wir Mährchenerzähler und unser Publikum stehen außerhalb aller Kritik; was wir bringen, gefällt, dessen sind wir gewiß! Auch handelt es sich ja

hier nicht um neue, schnöde Erfindungen, die sich erst den Beifall der Lesewelt erringen wollen. Wir kommen uns mit unserer Waare vor, wie bewährte Kaufleute, die ihre alten Handelsplätze beziehen und ihre geneigten, wohlzufriedenen Kunden zu finden gewiß sind. Sind nicht die allberühmten und wunderbaren Geschichten von der Prinzessin Fisch, von der guten kleinen Maus, vom gläsernen Pantoffel, von Glück und Unglück, von Schönwittchen und Weißröschen in dem Buche enthalten? der andern herrlichen und unterhaltenden Sachen gar nicht einmal zu gedenken!

Und darum nehmt's denn hin und ergötzt Euch zuerst an den bunten und mannigfaltigen Schilderungen, dann aber sucht den eigentlichen Kern derselben zu erforschen, und Ihr werdet wohl

stets eine gute Lehre, irgend eine sinnvolle Bedeutung herausfinden, die Euch weit über dem Vergnügen des Lesens stehen und für lange Zeit im Gedächtniß bleiben wird.

A. L.

Die Salamandrin und die Bildsäule.

Es war an einem schwülen Abende zu Ende des Sommers, als ein plötzlich einbrechendes Ungewitter einen Wanderer, dessen äußerliches Ansehen eher Dürftigkeit als Wohlstand ankündigte, in einer ziemlich wilden und ihm gänzlich unbekannten Gegend überfiel und ihn nöthigte, sich nach irgend einem Orte umzusehen, wo er Schutz gegen den Sturm finden könnte. Ein dunkler Tannenwald, den die Gewitterwolken noch mehr verfinsterten, hüllte ihn auf einmal in eine so grauenvolle Nacht ein, daß er ohne das blendende Licht der Blitze nicht zwanzig Schritte vor sich hätte sehen können. Glücklicherweise entdeckte er bei dieser Beleuchtung einen alten halbzerfallenen Thurm, der auf einer kleinen Anhöhe aus wildem Buschwerke hervorragte und ihm, wenn er ihn nur erreichen könnte, eine erwünschte Zuflucht anzubieten

schien. Bei diesem Anblick fiel ein Strahl von Freude in die Seele des Wanderers. „Endlich, dachte er, habe ich gefunden, was ich schon so lange vergebens suche — denn es ist unmöglich, daß mich Calasiris betrügen könnte — ganz gewiß ist dieß der Thurm, wo ich das Ziel meiner Wünsche finden soll.“

Indem erblickte er einen schmalen Fußpfad, der sich durch das Gebüsch zu dem Thurme hinaufzuwinden schien. Eine gute Vorbedeutung! wirklich führte ihn dieser Pfad einen so kurzen Weg, daß er in wenigen Minuten bei dem Thurm anlangte: dem einzigen Ueberrest eines dem Ansehen nach uralten zerstörten Schlosses, dessen majestätische Trümmer, mit Buschwerk und Moos durchwachsen, in wilden und seltsamen Formen umherlagen.

Der Fremdling, dem der einfallende Platzregen keine Zeit ließ, diese verwilderten Schönheiten zu betrachten, eilte, was er konnte, das Innere des Thurms zu erreichen, dessen Eingang offen stand; und er befand sich nun in einer großen gewölbten Halle, die sowohl durch den Eingang, wie auch von oben durch eine lange und schmale Oeffnung in der dicken Mauer, nur gerade so viel Licht empfing, daß er eine Wendeltreppe gewahr werden konnte, die in den obern Theil des Gebäudes führte. Ungeachtet des freudigen Ausgangs, den ihm seine Seele weis-

sagte, überfiel ihn eine Art von Grauen, und das Herz klopfte ihm, wie einem, der zwischen Furcht und Hoffnung der Entscheidung seines Schicksals entgegen geht, indem er, mit beiden Händen um sich tappend, diese fast dunkle Treppe hinaufstieg. Er fand, daß sie sich ohne Stufen, in einer ziemlich sanften Erhebung, dreimal um den Thurm wand, bis sie ihn zu einem kleinen Vorsaal führte, der so schwach beleuchtet war, daß er nichts darin erkennen konnte, als eine steinerne Bank an der einen Seitenwand und den schmalen Eingang in ein anderes Gemach, aus welchem das wenige Licht hervorbrach, das in dem kleinen Saale dämmerte. Ein Blick durch diesen Eingang, und was er entdeckte, gab seiner Erwartung auf einmal eine solche Gewißheit, daß er zurückfuhr und auf die mit Matten belegte Bank niedersank. Er betrachtete seinen Aufzug und schämte sich zum erstenmale der Figur, die er darin machte. In der That sah er nichts weniger, als einer Person gleich, die zum Eintritt in ein so geschmücktes Gemach berechtigt war. Ein brauner Leibrock von grober Leinwand, der ihm bis an die Knöchel reichte, und ein sehr abgetragenes, an den Enden zerrissenes Ueberkleid von blauem Tuche, mit einem ledernen Gürtel um die Hüften, machte seine Kleidung aus. Er trug eine Art von Halbstiefeln, denen man es nur zu sehr

ansah, daß sie durch lange Dienste aufgerieben waren; und den Kopf hatte er in einer großen Mütze von braunem Tuche stecken, die von seinem schwarzbraunen, runzeligen und abgezehrten Gesichte nur so viel sehen ließ, als nöthig war, um seinen Anblick noch abschreckender zu machen. Hiezu kam noch ein auf die Brust herabhängender rother Bart. Jedermann würde ihn beim ersten Anblick für einen Bettler gehalten haben. Da er jedoch mit dieser Figur schon über ein ganzes Jahr durch die Welt gekommen war, so raffte er sich zusammen und entschloß sich, es darauf ankommen zu lassen, wie er in dem prächtigen Zimmer würde aufgenommen werden.

Er ging hinein und glaubte in das Schlafgemach einer Fee zu treten. Ueberall leuchtete ihm der feinste Geschmack entgegen, mit der höchsten Pracht verbunden. Das Ganze empfing durch buntbemalte Glasscheiben eines einzigen großen runden Fensters eine Art von gebrochnem Lichte, das die angenehmste Wirkung machte. So unerwartet alles dieß unserm Wanderer in dieser Wildniß und in dem halbverfallnen Thurm eines alten zertrümmerten Schlosses vorkam, so war ihm doch noch unerwarteter, daß er einen jungen Menschen auf dem Ruhebette liegen sah, der bei seiner Annäherung sich aufrichtete und ihn mit einem finstern, aber ruhigen Blicke betrachtete, ohne

das mindeste Zeichen von Furcht oder Verlegenheit über die unvermuthete Erscheinung einer so unein-nehmenden Figur zu geben.

Der Jüngling war in einen unscheinbar gewordenen Mantel von Scharlach gehüllt; seine Haare (das schönste Blond, das man sehen konnte) hingen nach-läßig in langen natürlichen Locken um seine Schul-tern, seine Augen lagen tief im Kopfe, seine Gesichts-farbe war blaß und kränklich, und über sein ganzes Wesen lag ein Ausdruck von Schwermuth ausgegos-sen, der den Resten einer dahinwelkenden, aber noch immer ungemeinen Schönheit etwas unwiderstehlich Rührendes gab.

Der Fremde fühlte sich beim ersten Blick so stark zu dem liebenswürdigen Unbekannten hingezogen und mit so viel Theilnahme für ihn erfüllt, daß er ver-legen war, Worte für das zu finden, was er ihm auf einmal hätte sagen mögen. Er fing damit an, daß er eine Entschuldigung hervorstotterte, die ihn der Jüngling nicht zu Ende bringen ließ. „Du scheinst, sagte dieser, nach deinem Ansehen zu urthei-len, dem Glücke wenig schuldig zu seyn; wenn du unglücklich bist, so bist du mein Bruder, und mir willkommen, wer du auch seyn magst.“

„Ich bin ein Fremdling, antwortete der Wande-rer, ein Ungewitter, das mich in diesem Walde über

fiel, trieb mich hieher; ich erblickte, indem ich mich nach einem Zufluchtsorte umsah, diesen Thurm, und das Wunderbarste ist, daß es gerade der war, den ich schon seit fünf oder sechs Monaten in diesem Lande suche."

Bei diesen Worten richtete der schöne Jüngling sich noch mehr in die Höhe, um den Fremden mit verdoppelter Aufmerksamkeit zu betrachten; und obschon das Aeußere desselben eher abschreckend als anziehend war, so glaubte er doch den Klang seiner Stimme im Innersten seines Herzens wiederhallen zu hören, und blos um dieses Klanges willen, der plötzlich die süßesten und schmerzlichsten Erinnerungen zugleich in ihm rege machte, fühlte er sein Herz zu dem Unbekannten hingezogen, der ihm, ohne daß er sich sagen konnte warum, ganz etwas Anderes zu seyn schien, als seine Gestalt zu erkennen gab. Kurz, sie wurden in wenig Minuten so gute Freunde, als ob sie sich schon eben so viele Jahre gekannt hätten. Der schöne Jüngling hieß den Alten neben sich auf das Ruhebett sitzen, und stand auf, um aus einem Wandschrank einige Früchte, etwas Brod und eine Flasche Cyperwein zu holen. Diese Flasche, sprach er, steht schon einige Tage unerbrochen hier; ich kann sie nicht besser anwenden, als dich damit zu erfrischen. Du scheinst dessen zu bedürfen, Freund; ich

nähre mich seit mehr als einem Monat nur von Brod und Wasser.

Der Alte dankte ihm mit einem Blick der zärtlichsten Theilnahme für seine Güte.

„Um dir wenigstens meinen guten Willen dankbar zu beweisen, sprach er, will ich damit anfangen, mich dir in meiner wirklichen Gestalt zu zeigen.“

Mit diesen Worten löste er eine unter seinem Barte verborgene Schnur auf, nahm seine Mütze und sein schwarzbraunes runzeliges Mumiengesicht mit dem langen rothen Barte (welches nichts weiter als eine sehr künstlich gearbeitete Larve war) ab, warf seinen Mantel von sich und zeigte dem schönen Jüngling einen schwarz gelockten jungen Menschen von seinem Alter, der an Schönheit nur ihm allein weichen konnte, wiewohl er, so wie er selbst, von irgend einem geheimen Grame noch mehr als von ausgestandenen Mühseligkeiten gelitten zu haben schien.

Der Unbekannte war bei den Worten: „ich will mich dir in meiner eigenen Gestalt zeigen,“ in eine Bewegung gerathen, die er nicht verbergen konnte; aber, wiewohl er sich einen Augenblick darauf in der seltsamen Hoffnung, die sie in ihm entzündet hatten, betrogen sah, so fand er doch etwas so Besonderes und Interessantes in der Gesichtsbildung des schönen Fremden, daß er nicht satt werden konnte, ihn anzu-

sehen. Endlich hielt er sich nicht länger: er sprang auf, fiel ihm um den Hals, drückte ihn mit Feuer an seine Brust und überströmte seine Wangen mit Thränen.

Der Fremde, wie gerührt er sich auch fühlte von einem so plötzlichen und seltsamen Ausbruch der Zärtlichkeit, konnte sich doch nicht enthalten, ein Erstaunen darüber durch seine Mienen auszudrücken, die von dem Jüngling vom Thurme nicht unbemerkt blieben.

„Du sollst alles erfahren, sprach dieser, indem er ihn von neuem umarmte; aber vorher schwöre mir, wenn du nämlich willst, daß ich das Leben wieder lieb gewinne, daß du mich nie verlassen willst, und daß uns von nun an nichts als der Tod trennen soll!“

„Ich schwöre dirs, antwortete der Fremde mit halb erstickter Stimme und thränenden Augen, ich schwöre dirs bei dem Leben derjenigen, für die ich selbst athme, die ich so lange schon suche, und die ich hier zu finden hoffte.“

„Hier in diesem Thurme? rief der andere mit einer sichtbaren Bewegung — doch, ich denke, das hast du mir schon gesagt? Es ist etwas Geheimnißvolles in deinen Reden, in deinen Gesichtszügen und in unserem Zusammentreffen in diesem Thurme. Sage mir,

ich beschwöre dich, wer du bist und wen du hier suchest, und ich will deine Offenherzigkeit erwidern und dir ein Geheimniß anvertrauen, das noch niemals von mir entweiht wurde, und woran das Schicksal meines Lebens hängt."

„Eine unerklärliche Sympathie zieht mich zu dir, seitdem ich dich erblickte, antwortete der Fremde; was könnte ich dir vorenthalten wollen, da ich alle Augenblicke bereit bin, dir die Stärke meiner Zuneigung mit meinem Leben zu beweisen? Aber mache dich auf eine seltsame Geschichte gefaßt!"

„Sie kann schwerlich seltsamer seyn, erwiderte der Andere, als diejenige, die ich dir zu erzählen habe, wenn du erst so gefällig gewesen seyn wirst, meine Ungeduld zu befriedigen."

Während nun die beiden Jünglinge, zu sehr mit einander beschäftigt, um auf etwas anders aufmerksam zu seyn, in diesem Gespräche begriffen waren, langten zwei bis an die Zähne vermummte Reiter bei dem Thurme an, die der noch fortdaurende Sturm hier ebenfalls Schutz zu suchen nöthigte. Sie ließen einen Knecht bei ihren Pferden, und stiegen die Wendeltreppe hinauf. Aber ehe sie den Vorsaal erreicht hatten, bemerkten sie schon, daß sie hier nicht allein waren, und daß in dem daranstoßenden Zimmer ziemlich laut gesprochen wurde. Bescheidenheit oder Neu-

gierde, oder was es sonst war, hielt sie ab, die Unbekannten in ihrer Unterredung zu stören. Sie setzten sich also, ohne von jenen bemerkt worden zu seyn, auf die steinerne Bank, nahe bei dem Eingang in das offne Zimmer, wickelten sich tiefer in ihre Mäntel und horchten mit hingerecktem Ohre und zurückgehaltenem Athem, um, wo möglich, kein Wort von dem, was gesprochen wurde, zu verlieren.

„Der Ort, wo ich geboren bin, fing nunmehr der Fremde an, ist Memphis in Aegypten, wo Calasiris, mein Vater, Oberpriester und Statthalter des Königs ist.“

„Was hör' ich? unterbrach ihn der Jüngling vom Thurme: Calasiris dein Vater? und du sein Sohn Osmandyas?“ —

„Wie? rief der Aegypter erstaunt, du kennst uns also?“

„Vergib mir, Osmandyas, versetzte der andere, ich werde dich nicht wieder unterbrechen. Du sollst alles wissen — aber jetzt fahre fort!“

Die Namen Osmandyas und Calasiris setzten auch die beiden Vermummten im Vorsaal in eine so sonderbare Bewegung, daß ihre Gegenwart dadurch hätte verrathen werden müssen, wenn die beiden Jünglinge nicht im nämlichen Augenblick unfähig gewesen wären zu hören, was außer ihnen vorging. Jene

faßten sich aber bald wieder, winkten einander zu, ruhig zu seyn, und rückten noch ein wenig näher, um besser aufzuhorchen.

„Da du mit Aegypten nicht unbekannt zu seyn scheinst, fuhr der Fremde fort, so wäre es überflüssig, dir zu sagen wie die Söhne unsrer Oberpriester erzogen werden. Als ich das sechszehnte Jahr zurückgelegt hatte, schickte mein Vater, um meine Erziehung zu vollenden, mich unter der Aufsicht eines alten Priesters nach Griechenland, um in den Cabirischen, Orphischen und Eleusinischen Mysterien eingeweiht zu werden, und dadurch meine zu Memphis und Sais erlangten Kenntnisse von den Geheimnissen der Urwelt, welche seiner Meinung nach alle Wissenschaften der spätern Zeiten weit hinter sich lassen, zu vervollständigen. Ich brachte über zwei Jahre mit diesen Reisen zu, und kehrte, nachdem ich in Samothrace, in Creta, Lemnos, Eleusis, und andren Orten alles erfahren hatte, was mir die Lehrer sagen konnten, mit der Ueberzeugung nach Hause, daß ich von allem, was ich zu wissen am begierigsten war, gerade so viel wußte, als zuvor. Bei meiner Zurückkunft wurde ich von meinem Vater sehr gütig empfangen; und da er fand, daß der Zweck meiner Reisen nicht verfehlt war, so machte er (vermuthlich um mich vor dem Eigendünkel junger Leute, die viel zu wissen

glauben, zu verwahren) ein eigenes Geschäft daraus, mich von dem geringen Werth aller meiner erworbenen Kenntnisse zu überzeugen. Was, sagte er, kannst du nun wohl mit allen diesen vorgeblichen Geheimnissen bewirken? Der wahre Weise ist nicht der, der schwatzen kann, was wenige wissen und niemand zu wissen verlangt noch braucht, sondern der Mann, der ein vollkommneres Leben lebt als die gemeinen Menschen, der die Kräfte der Natur zu seinen eigenen zu machen weiß, und der durch sie Dinge thun kann, die in den Augen der Unwissenden Zauberei und Wunderwerke sind. Die wahren Geheimnisse, zu welchen dich nur langwieriger Fleiß und unermüdetes Forschen vorbereiten kann, sind der Beharrlichkeit und Weisheit einer kleinen Anzahl von Begünstigten des Schicksals anvertraut; und selbst diese Geheimnisse sind nur schwache Ueberreste dessen, was die Menschen ehmals wußten und konnten, ehe die letzte Katastrophe unsers Planeten dieser edlern Menschengattung ein Ende machte. Du selbst wirst davon Proben sehen, die dich in Erstaunen setzen werden — und die doch nur ein geringer Theil von dem sind, was der Mensch hervorzubringen vermag, der im wirklichen Besitze aller seiner Kräfte ist. Durch dergleichen Reden suchte Calasiris, wie ich glaube, meine Wißbegierde zu entflammen, und mich zu einem Fleiße anzuspor-

nen, ohne den ich, wie er sagte, keine Empfänglichkeit für jene Geheimnisse haben könnte, die nur allein diesen Namen verdienten. Aber das Schicksal scheint mich nicht zum Erben seiner Weisheit bestimmt zu haben; eine Leidenschaft, die er mit aller seiner Philosophie nicht verhindern konnte (wohl die seltsamste und widersinnigste, die vielleicht jemals die Phantasie eines Sterblichen überwältigt hat) bemächtigte sich meines ganzen Wesens, und vernichtete alle Plane meines vorigen Lebens, alle Bestrebungen, mich des Unterrichts von Calasiris würdig zu machen, indem sie mich — zu den Füßen einer Bildsäule schmachten ließ."

„Einer Bildsäule? rief der Jüngling vom Thurme lächelnd und erstaunt."

„Höre mich an, fuhr Osmandyas fort, und entschuldige oder verdamme mich erst dann, wie dein Herz dirs eingeben wird. Denn von Sachen des Herzens kann nur das Herz urtheilen. Seit meiner Zurückkunft nach Memphis hatte mir Calasiris den freien Zutritt in sein Zimmer verstattet, welches ich zuvor nie anders, als wenn er mich rufen ließ, betreten durfte. An dieses Zimmer stieß ein Cabinet, das niemand in seinem Hause wohl jemals zu öffnen sich unterstanden hätte, wiewohl es gewöhnlich unverschlossen war. Denn man machte sich eine sehr

fürchterliche Vorstellung von diesem Cabinete, und man war fest überzeugt, daß die Thür von einem Geiste bewacht werde, der außer dem Oberpriester jeden andern, der sich erkühnte sie zu öffnen, auf der Stelle getödtet haben würde. Auf mich hätte ein bloßes Verbot meines Vaters stärker gewirkt, als die Furcht vor diesem Geiste; denn ich war von Kindheit an gewohnt, alle seine Befehle oder Verbote als unverletzbare Gesetze anzusehen. Aber da er mir über diesen Punkt gar nichts gesagt hatte, so überwog endlich der Vorwitz, was in diesem geheimnißvollen Cabinete zu sehen seyn könnte, jede andere Betrachtung, und ich benützte dazu die erste Stunde, wo ich gewiß war, nicht von ihm überrascht zu werden."

„Ich gestehe, daß ich an allen Gliedern zitterte, als ich den Riegel zurückzog: aber der furchtbare Geist war so gefällig, mich einzulassen; und, sobald ich mich wieder gefaßt hatte, war das erste, was mir unter einer Menge sonderbarer Gegenstände in die Augen fiel, ein alter Mann in priesterlicher Kleidung, dessen majestätisches Ansehen und mild ernster Blick mich so überraschte, daß ich im Begriff war, mich ihm zu Füßen zu werfen, wenn seine Unbeweglichkeit, die mir nicht natürlich vorkam, mich nicht davon zurückgehalten hätte. Sollte es, dachte ich, etwa nur eine

blose Bildsäule seyn? Ich hatte meinen ganzen Muth nöthig, um mich von der Wahrheit dieser Meinung zu überzeugen; aber es blieb mir unbegreiflich, wie die Kunst, ein so vollkommenes Werk zu bilden, und einer todten Masse diesen Schein von Leben und diesen geistreichen Ausdruck zu geben vermocht hätte. Ich war noch mit dieser Betrachtung beschäftigt, als mir in einer andern Ecke des Cabinets ein wunderschönes Mädchen in die Augen fiel, das auf einem Ruhebette sitzend mit einer Taube spielte, die aus ihrer schönen Hand zu picken schien. Sie war in ein langes Gewand von feinem Zeuge mit goldenen Streifen gekleidet, das oben auf den Schultern mit einem Knopfe befestigt, und dicht unter dem Busen mit einem goldenen Bande umschlungen war; Arme und Schultern waren bloß, und das leichte Gewand, wiewohl es sie nach morgenländischer Weise sehr anständig bekleidete, bezeichnete doch, auf die ungezwungenste und reizendste Art, alle schönen Formen ihres im vollkommensten Ebenmaaße gebauten Körpers. Ich erstaunte, eine so reizende Person in dem geheimen Cabinete meines Vaters zu finden; und wiewohl ich so eben gesehen hatte, wie weit es die Kunst im Nachahmen der Natur bringen kann, so täuschte mich doch der erste Anblick zum zweitenmale, und der Gedanke, daß auch dieses liebenswürdige Mädchen blos eine

Bildsäule sey, kam mir nicht eher, bis mich ihre gänzliche Unbeweglichkeit davon überzeugt hatte.«

»Ich bin unvermögend, dir zu beschreiben, was in diesem Augenblicke in mir vorging; man müßte selbst in meiner damaligen Lage gewesen seyn, um etwas davon zu begreifen. Ich konnte nicht zweifeln, daß es nur ein lebloses Bild sey, und doch bestand mein inneres Gefühl hartnäckig darauf, es lebe und athme und höre, was ich ihm sage; meine Phantasie half die Täuschung unterhalten, und diese war so stark, daß ich eine halbe Stunde auf den Knien vor ihr lag, und ihr alles sagte, was der zärtlichste und ehrerbietigste Liebhaber der Geliebten seines Herzens sagen kann, ohne daß ich es wagte, sie anzurühren, und mich zu überzeugen, daß sie nichts als eine leblose Puppe sey. Ohne Zweifel, dachte ich, ist sie blos bezaubert; sie lebt, wiewohl sie nicht athmet: sie hört mich, wiewohl sie mir nicht antworten kann; ganz gewiß wird sie gegen die unbegränzte Liebe, womit sie auch mich bezaubert hat, nicht immer unempfindlich bleiben; ich werde sie durch die Beständigkeit meiner Leidenschaft rühren, und vielleicht ist es mir vorbehalten, den Zauber, der ihre Sinne gebunden hält, zu lösen, und zur Belohnung der glücklichste aller Sterblichen durch ihre Gegenliebe zu werden.“

»Ich begreife, daß dir eine solche Leidenschaft unsinnig vorkommen muß, und ich habe nichts zu ihrer Rechtfertigung zu sagen, als daß ich von dem Moment an, als ich dieses himmlische Mädchenbild erblickte, meiner selbst nicht mehr mächtig war. Ich war es so wenig, daß ich endlich ihre nicht widerstrebende, aber leider! auch nicht fühlende Hand ergriff, und sie mit eben so schüchterner und inniger Inbrunst küßte, als ob sie lebendig gewesen wäre.«

»In dem nämlichen Augenblicke trat mein Vater in das Cabinet, und überraschte mich, auf meinen Knien vor dem leblosen Mädchen liegend, und mein Gesicht über eine ihrer Hände gebeugt. Ich fuhr über seinen Anblick zusammen und erwartete den Ausbruch seines Unwillens; aber ich irrte mich glücklicher Weise; seine Miene zeigte keine Strenge. Du bist, wie ich sehe, bei den Griechen ein großer Bewunderer der Kunst geworden, Osmandyas? sagte er lächelnd. — Ich habe in meinem Leben nichts so Liebenswürdiges gesehen, antwortete ich erröthend. — Liebenswürdig? versetzte Calasiris, indem er mir mit Aufmerksamkeit in die Augen sah. — So Vollkommnes wollt ich sagen, mein Vater. — Das kann seyn, erwiderte er; es ist das Werk eines großen Meisters. — Und hiemit brach er die Unterredung ab. Wie gern ich auch eine Menge Fragen an ihn gethan

hätte, wagte ichs doch nicht, eine einzige laut werden zu lassen, so groß war die Ehrfurcht, die ich von Kindheit an für ihn hegte. Es war mir nie erlaubt gewesen, durch Fragen mehr über eine Sache von ihm erfahren zu wollen, als er mir aus freiem Antrieb sagte."

„Ich entfernte mich aus dem Cabinete, aber meine Seele blieb bei der schönen Bildsäule zurück, der mein Herz einen ganz andern Namen gab. Ich bestärkte mich immer mehr in dem Wahne, daß es eine wirkliche Person in einem sonderbaren Zustande von Bezauberung sey. Dieser Wahn schmeichelte meiner Leidenschaft, und erhöhte sie in wenigen Tagen bis zu einem solchen Grad, daß ich an nichts anders dachte, und weil ich sonst nichts, das sich auf sie bezog, thun konnte, so auch im eigentlichen Verstande gar nichts that."

„Mein Vater unterließ einige Wochen lang dieser Sache nur mit einem Worte zu erwähnen; er schien sogar nicht zu bemerken, daß ich allen meinen gewohnten Arbeiten und Vergnügungen entsagte, und unvermerkt in eine Art von Schwermuth fiel, die mich die einsamsten Orte suchen und allen Umgang mit Menschen fliehen ließ. Indessen befremdete es mich, obwohl keine besondere Veranlassung von seiner Seite dabei vorzuwalten schien, daß ich in dieser ganzen

Zeit keine Gelegenheit fand, in sein Cabinet zu kommen. Die Folgen davon wurden endlich so sichtbar, daß sie seiner Aufmerksamkeit nicht entgehen konnten; ich wurde niedergeschlagen und traurig, verlor Eßlust und Schlaf, und veränderte mich so sehr, daß ich mir selbst unkenntlich wurde. Calasiris allein schien es nicht gewahr zu werden: bis ich auf einmal wieder Gelegenheit erhielt, ganze Stunden unbeobachtet in seinem Cabinete zuzubringen."

„Das Entzücken, mit welchem ich, das erstemal, als mir dieses Glück wieder zu Theil wurde, dem geliebten Mädchen zu Füßen fiel, was ich ihr sagte, und wie glücklich ich war, kannst du dir nur vorstellen, wenn du jemals wahrhaftig geliebt hast." —

O gewiß kann ichs, rief der Jüngling vom Thurme mit einem tiefen Seufzer.

„Dieses erste Wiedersehen wirkte so stark auf mein Gemüth und auf meine Gesundheit, daß ich auf einmal wieder ein ganz anderer Mensch zu seyn scheinen mußte. Calasiris bemerkte immer nichts; aber ich fand acht bis zehn Tage lang täglich eine Stunde, die ich zu den Füßen meines bis zum Wahnsinn geliebten Bildes zubringen konnte. Es gab Augenblicke, wo meine Bethörung so weit ging, daß ich mir einbildete, sie von meinen Thränen gerührt zu sehen, und als ob ihre Lippen sich bewegen wollten, mir etwas

Gütiges zu sagen. Meine Ueberredung, daß sie kein lebloses Bild, sondern nur bezaubert sey, bekam, wie natürlich, neue Stärke dadurch; und ich konnte mich endlich nicht länger zurückhalten, diese Vermuthung meinem Vater als eine Sache vorzutragen, die mir keinem Zweifel unterworfen scheine. Calasiris hörte mich ruhig an, aber als ich fertig war, warf er einen ernsten Blick auf mich und sagte: Allerdings ist hier jemand bezaubert, wie ich sehe; dies ist aber sonst niemand als du selbst. Es ist hohe Zeit, Osmandyas, einem so lächerlichen Spiel ein Ende zu machen; oder, wohin glaubst du, daß dich deine Liebe für eine Bildsäule endlich führen werde? — So hart mir diese auf einmal hervortretende Strenge meines Vaters auffiel, so war ich doch froh, daß er mir selbst Gelegenheit gab, ihm den Zustand meines Herzens zu entdecken. Die Stärke meiner Leidenschaft überschritt jetzt auf einmal alle Rücksichten, welche die Ehrfurcht bis dahin erheischt hatte; ich warf mich zu seinen Füßen, bat ihn um Mitleiden, und erklärte ihm zugleich in den stärksten Ausdrücken, daß diese Liebe, wie wahnsinnig sie auch immer erscheinen möge, das Glück oder Unglück meines Lebens entscheiden werde."

„Die Leidenschaft pflegt in solchen Fällen wortreich seyn: gleichwohl hörte mich Calasiris mit großer

Geduld an, ohne von meinem Feuer unangenehm berührt zu scheinen. Aber er sagte mir dessen ungeachtet alles, was ein so weiser Mann nur immer aufbringen konnte, um einen einzigen geliebten Sohn von einer so widersinnigen Verirrung des Verstandes und Herzens zurück zu bringen. Er brachte mich endlich zum Stillschweigen, aber ohne mich überzeugt zu haben, und entließ mich auf eine gütige Art, jedoch mit dem Ausdruck von Mißvergnügen, daß ich mir (wie er sagte) so wenig Mühe gäbe, meiner Vernunft den Sieg über eine unwürdige und abenteuerliche Schwachheit zu verschaffen."

„Von dieser Zeit an verflossen mehre Wochen, ohne daß wir über diesen Gegenstand gesprochen hätten. Die Gelegenheiten, die Bildsäule zu sehen, wurden seltener, und Calasiris führte täglich andere herbei, um meine Sinne zu zerstreuen und meiner Phantasie eine andere Richtung zu geben. Bald waren es Aufträge oder kleine Reisen, bald Lustfahrten auf dem Nil, bald andere meinem Alter angemessene Vergnügungen. Aber alle diese vermeinten Heilmittel wirkten gerade das Gegentheil. Wo ich auch immer seyn mochte, meine Seele war bei dem, was ich liebte; und ich ertrug den Verdruß, mich oft viele Tage lang davon getrennt zu sehen, blos darum mit einiger Gelassenheit, weil eine einzige Viertelstunde, die ich

wieder im Anschauen meiner lieben Bildsäule zubrachte, mir alles vergütete, und ein Glück war, das ich mit noch viel größern Leiden willig erkauft haben würde.“

„Calasiris schien ein besonderes Augenmerk darauf zu haben, keine Gelegenheit zu versäumen, wo ich die schönsten Mädchen in Memphis zu sehen bekommen konnte. Das Fest der Isis kam ihm dazu erwünscht. Eine feierliche Prozession brachte alle junge Mädchen aus Memphis und der umliegenden Gegend, unverschleiert und in ihrem schönsten Putze, vor meine Augen. Ich sah einige, die als außerordentliche Schönheiten gerühmt wurden, obwohl ich sie unter den übrigen übersehen hatte. Mein Vater ergriff diese Gelegenheit. Er fragte mich in einem scherzenden Tone, der mir an ihm ungewöhnlich war, ob ich unter dieser Menge von schönen Personen keine gesehen hätte, die mir das Original meiner Bildsäule zu seyn schiene? — Keine (antwortete ich in eben dem Tone), die mir schön genug vorgekommen wäre, ihre Dienerin zu seyn. — Das ist mir leid, versetzte Calasiris etwas ernsthafter; denn du hast unter diesen Jungfrauen diejenige gesehen, die ich dir zur Gattin bestimmt habe. — Mir, mein Vater? rief ich, bestürzt über einen Antrag, auf den ich gar nicht vorbereitet war. — Sie ist die liebenswürdigste unter allen, fuhr er fort, und, wenn meine Augen mich nicht

betrügen, auch die schönste; wenigstens schöner, als jene Dame aus Thon, an der du einen so sonderbaren Geschmack findest. — Das ist unmöglich, rief ich. — Wenn es auch wäre, sagte Calasiris, so ist Schönheit nicht das, was die Wahl einer Gattin bei einem verständigen Menschen entscheidet. Aber da du selbst nicht im Stande bist, eine vernünftige Wahl zu treffen, so habe ich für dich gewählt. Ich bin meiner Sinne mächtig, ich weiß, was sich für dich und mich schickt, und du kannst keine Einwendung gegen meine Wahl zu machen haben."

„Diese Rede stürzte mich wie ein Blitz zu meines Vaters Füßen. — Wenn du dir vorstellst, daß ich meine Bildsäule über alles liebte, daß meine Leidenschaft, trotz ihrer Ungereimtheit, alle Eigenschaften der wahrsten, zärtlichsten und entscheidendsten Liebe hatte, die jemals eines Menschen Brust entflammte: so kannst du dir auch leicht vorstellen, was ich sagte und that, um das Herz meines Vaters zu rühren, und ihn von dem Vorhaben, das er mir mit einer so auffallenden Härte angekündigt hatte, zurückzubringen. — Er hörte mich lange an, und da er mich zu heftig bewegt sah, um durch Vernunftgründe etwas auszurichten, so stand er auf, und ließ mich allein, mit dem Bedeuten: mich zu fassen, damit ich ihm,

wenn er wieder käme, mein letztes Wort über diese Sache sagen könnte."

„Kaum hatte er das Cabinet verlassen, so warf ich mich vor meiner geliebten Bildsäule hin und schwur ihr, in einer Begeisterung, die ich noch nie in diesem Grade gefühlt hatte, ewige Treue, und wenn auch das Unglück meines Lebens oder ein grausamer Tod die Folge davon seyn sollte. Zum erstenmal überwältigte in diesem Augenblick die Heftigkeit meiner Empfindungen die zärtlich ehrerbietige Zurückhaltung, die mir bisher nie etwas mehr erlaubt hatte, als ihre Füße zu umfassen, oder meinen Mund auf ihre Hand zu drücken. Ich umarmte sie und überdeckte ihr schönes Gesicht mit Thränen, und mein Wahnsinn ging so weit, daß ich mir auf einen Augenblick einbildete, sie lebe und athme wirklich."

„Die Täuschung konnte nicht lange dauern, und es war ein Glück für meinen Kopf, daß ich sie sobald gewahr wurde. Aber, wie unzufrieden auch mein Herz darüber war, so veränderte es doch nichts an meiner schwärmerischen Liebe, und als Calasiris zurückkam, fand er mich entschlossener als jemals, ihr alles, wenn es seyn müßte, aufzuopfern. Mit diesem Vorsatze ging ich ihm entgegen. Mein Vater, sagte ich, ich bin überzeugt, daß etwas Außerordentliches

in dieser Bildsäule liegt, und in den Gesinnungen, die sie mir einflößt. Sie ist entweder durch Zauberei in diesen Zustand versetzt worden; oder sollte sie ja nichts als eine todte Masse seyn, so lebt ganz gewiß eine Person, die das Urbild dieses bis zur Täuschung der Sinne und der Vernunft vollkommenen Nachbildes ist. In beiden Fällen hängt das Schicksal meines Lebens von dieser Person ab; sie wird bis zum letzten Athemzug der Gegenstand meiner feurigsten Liebe bleiben, und es ist vergebens, das Unmögliche von mir zu fordern. Ich kann nur mit meinem Leben aufhören, sie zu lieben, und wer das Verlangen, sie zu besitzen, aus meiner Seele verbannen will, muß mir zuvor dies Herz aus meinem Busen reißen. Laß mich, mein Vater, deiner Güte das Glück des Lebens, das du mir gabst, zu danken haben! Ich bin gewiß, das Geheimniß dieser wundervollen Bildsäule, die, eben so wie jener ehrwürdige Greis, zu leben und zu athmen scheint, es ist kein Geheimniß für dich. Ich kann diesen Zustand der Ungewißheit und des Sehnens nicht länger ertragen! Du, mein Vater, kannst ihm ein Ende machen. Sage mir, ich beschwöre dich bei den ehrwürdigen Geistern unsrer Voreltern, was ich thun muß, um meine Geliebte zu finden, oder sage mir, daß es unmöglich ist und gib mir den Tod!"

„Ist dies dein letztes Wort, mein Sohn? sagte mein Vater mit einem furchtbar ruhigen Ernst in seinem Blicke.“

„Mein letztes, antwortete ich unerschrocken und mit fester Stimme.“

„So komme morgen mit Anbruch der Sonne wieder hieher, und vernimm, was ich dir sagen werde, sprach er hierauf mit einem Blicke, worin ich mehr Theilnahme als Strenge zu fühlen glaubte, und winkte mir fortzugehen.“

„Ich verließ ihn mit Ehrerbietung, aber in einem Gemüthszustande, den ich dir nicht zu schildern versuchen will. Die Erwartung verschlang alle meine Gedanken, und jede Minute, bis die Sonne unter und bis sie wieder aufgegangen war, schien mich an eine spannende Folter zu fesseln.“

„Kaum fing der Himmel an zu dämmern, so fand ich mich schon in dem Vorzimmer meines Vaters ein; aber ich mußte noch eine lange Stunde warten. Ich zählte meine Pulsschläge, indem ich dabei unverwandt nach jener Himmelsgegend sah, wo die Entscheidung meines Schicksals verkündet werden sollte. Endlich ging die Sonne auf, die Thür meines Vaters öffnete sich, ich trat hinein, und fand ihn vor dem majestätischen Alten stehend, in einer Stellung, als ob er in einer geheimen Unterredung

mit ihm begriffen wäre. Weil er mir den Rücken zukehrte und nicht auf mich Acht zu geben schien, so benützte ich den Augenblick, um mich meiner geliebten Bildsäule zu nähern. Sie schien mich gütiger als jemals anzublicken, und da ich meine Lippen auf ihre Hand drückte, fühlte ich ganz deutlich einen sanften Gegendruck.“

„In diesem Augenblicke wandte sich mein Vater gegen mich. Du willst es so, mein Sohn! (sprach er ruhig und in einem Tone, der mir Gutes anzudeuten schien) wir müssen uns trennen. Eine so wunderbare Liebe wie die deinige muß jede Probe aushalten können, oder sie würde nur Zauberwerk und Täuschung seyn. Hier, Osmandyas, lege diese Kleider an, und verbirg dein Gesicht in dieser Larve! Beide werden dir das Ansehen eines dürftigen Greises geben, dem niemand nachstellen, und der im Nothfall überall Mitleiden finden wird. Hier ist dein Wanderstab, und hier ein Beutel, worin soviel Geldstücke sind, als du Tage deiner Wanderschaft zählen wirst. Geh, mein Sohn, und der Genius deiner Liebe geleite dich! Wandre so lange nordwestwärts, bis du nach Gallien kommst; und wenn du die Gränze von Armorica erreicht haben wirst, so suche darin einen alten Thurm, an welchem nur noch drei Zinnen un-

beschädigt sind. Dort wirst du das Ende deiner Wanderschaft und das Ziel deiner Wünsche finden."

Indem der junge Aegypter diese Worte sprach, schien der Jüngling vom Thurm auf einmal in ein tiefes Nachdenken zu fallen, und Osmandyas schwieg. Aber jener bemerkte es bald, erheiterte sich plötzlich wieder, und bat ihn, seine Erzählung zu vollenden.

„Calasiris half mich ankleiden und band mir mit eigener Hand die Larve um, die so künstlich gemacht war und sich so genau an mein Gesicht anschmiegte, daß sie bei jedermann für das meinige gelten konnte, zumal da sich niemand versucht fühlte, mir lange und genau ins Gesicht zu schauen. Ich sehe Fragen auf deiner Zunge schweben, mein Sohn, sagte Calasiris, indem er mich so ausrüstete: aber frage mich um nichts, und unterwirf dich deinem Schicksal. Verlaß dich nie selbst, so wird dich auch dein Genius nicht verlassen. Mein Herz weissagt mir Gutes. Leb wohl, Osmandyas, wir werden uns wiedersehen!"

„Bei diesem Wort umarmte er mich mit Zärtlichkeit, küßte mich auf die Stirn, und hieß mich sogleich meine Wanderschaft antreten."

„Es sind nun zehn Monate, seit ich Memphis verließ. Die Beschwerden meiner langen Pilgerschaft würden mich vielleicht mehr als einmal zu Boden gedrückt, oder den Gedanken, zurückzukehren, in mir

hervorgebracht haben, wenn ich mit der Hoffnung aus-gegangen wäre, eine Krone zu finden. Aber was ich suchte, konnte nach den Gefühlen meines Herzens um keinen Preis zu theuer erkauft werden. Ich sollte den Lohn meiner Beharrlichkeit in den Armen meiner geliebten Bildsäule finden! Ich hatte das Wort eines Mannes dafür, dessen Worte mich immer mit Vertrauen erfüllten; und ich hielt mich des glücklichen Erfolgs gewiß, obwohl mir die Mittel dunkel und unbegreiflich waren. Diesen Morgen hatte ich mein letztes Geldstück ausgegeben, und der Thurm, den ich suchte, zeigte sich noch immer nicht vor meinen Augen. Unverhofft mußte ich ihn mit Hülfe eines Sturmes finden, und in ihm einen Freund, den ich nicht suchte; aber ach! das Ziel meiner Wünsche" —

„Ist dir vielleicht näher, als du glaubst, fiel ihm der Jüngling vom Thurm ins Wort. Wenigstens hast du Ursache, so zu denken, da die übrigen Umstände mit deines ehrwürdigen Vaters Vorhersagung so genau zugetroffen haben. Wollte der Himmel, ich hätte nicht mehr Ursache zur Verzweiflung als du? Du selbst, Osmandyas, in den wiederbelebten Armen deiner wundervollen Bildsäule würdest nicht glücklicher seyn, als ich war, als ich noch wäre und immer hätte seyn können, wenn ich nicht aus eigener Schuld durch den unwiederbringlichen Verlust dessen, was ich einzig

liebe, der elendeste aller Menschen geworden wäre!"

Der Jüngling vom Thurme sank, indem er dies mit halberstickter Stimme sagte, mit dem Gesichte auf die Polster seines Divans, um eine Flut von Thränen zu verbergen, die er nicht mehr zurückzuhalten vermochte. Osmandyas wurde von dem Schmerz seines jungen Freundes so gerührt, daß er darüber seinen eigenen vergaß. Der schöne Jüngling blieb nicht lange unempfindlich gegen das Mitgefühl seines neuen Freundes; er schien sich seiner übermäßigen Weichheit zu schämen, und raffte sich zusammen, um etwas mehr Gewalt über seine Leidenschaft zu zeigen. Endlich, als Osmandyas ihn wieder ruhiger sah, sprach er: „Es ist zuweilen wohlthätig für ein gepreßtes Herz, sich in den Busen eines Freundes erleichtern zu können. Glaubst du, daß dies Mittel dir gegenwärtig zuträglich seyn könnte, so entdecke mir, wenn meine Bitte nicht unbescheiden ist, die Ursache des Kummers, von dem ich dich verzehrt sehe. Vielleicht ist dein Zustand nicht so verzweifelt, als eine von Schmerz und Gram umdunkelte Phantasie ihn darstellt. Vielleicht sieht das ruhigere Auge der Freundschaft einen Ausweg, wo du selbst keinen sehen kannst."

„Höre meine Geschichte, antwortete ihm der Jüngling, und urtheile dann, ob ich noch etwas hoffen kann. Ich habe sie dir versprochen, ich bin sie deiner

eigenen Offenherzigkeit schuldig; auch ist es, selbst für den, der das Glück seines Herzens auf ewig verloren hat, noch immer Wonne, mit einem mitfühlenden Wesen von seiner ehemaligen Glückseligkeit zu sprechen."

„Die Natur hat mich mit einem weichen gefühlvollen Herzen begabt, und mit einem Hang, lieber in einer Welt von schönen Ideen, als in dem Gewühle der gewöhnlichen Menschen, und in dem unreinen Dunstkreis ihrer so widerlich zusammengährenden Leidenschaften zu leben. Meine Erziehung nährte diesen Hang, wiewohl ich von edler Herkunft bin; denn ich wuchs in großer Einsamkeit auf, und so erzeugte sich, unter andern Folgen derselben, eine seltsame Abneigung gegen die Frauen, die ich zu sehen Gelegenheit hatte; desto seltsamer, weil schwerlich jemals ein Sterblicher mit einem zärtlichern Gefühl für das Schöne, und mit mehr Empfänglichkeit für die reinste und erhabenste Art zu lieben, auf die Welt gekommen ist als ich. In einer solchen Gemüthsstimmung fielen mir aus einer Sammlung von sonderbaren und seltenen Handschriften, welche mein Vater — der das Haupt der Druiden dieses Landes ist — zusammengebracht hatte, einige in die Hände, woraus ich die Einwohner der reinen Elemente kennen lernte; eine Art von Mittelwesen zwischen Geistern und Menschen, die, sobald ich durch diese Schriften mit ihnen

bekannt wurde, einen ganz andern Reiz für mich hatten, als die aus gröberm Thon gebildeten rohen Einwohner von Armorica. Urtheile selbst, ob das, was ich aus diesen Quellen von der hohen Schönheit und Vollkommenheit der elementarischen Nymphen erfuhr, geschickt war, meine Abneigung gegen die Töchter des Landes zu vermindern; und ob etwas natürlicher seyn könnte, als der Entschluß, den ich von meinem vierzehnten Jahre an faßte, allem Umgang mit den Töchtern der Menschen zu entsagen, um durch die pünktlichste Beobachtung aller Vorschriften der Weisen, mich des hohen Glückes, vielleicht dereinst von einer Sylphide oder Salamandrin*) geliebt zu werden, fähig und würdig zu machen. Meine Mutter, eine Frau von großer Schönheit und Tugend, und meine einzige Schwester, ein junges Mädchen, die das Abbild ihrer Mutter schien, waren ganz allein von diesem Gelübde ausgenommen; und zwar die erste, weil ich mich überredete, daß sie selbst eines dieser höhern Wesen sey; wovon mir ihre großen Vorzüge und die ausserordentliche Achtung, die ihr ein so großer Weiser als mein Vater bezeugte, den Beweis ablegten. Die Bekanntschaft, die ich aus der Geschichte mit den verderbten Sitten der Frauen in

*) Luft- und Feuergeist.

den Hauptstädten der Welt, gemacht, trugen nicht wenig dazu bei, meine schlechte Meinung von dem ganzen Geschlechte zu befestigen. Meine Abneigung wurde endlich beinahe zum Ekel; so daß es, da ich achtzehn Jahre alt war, unmöglich schien, mich dahin zu bringen, nur eine Viertelstunde in einer Frauenzimmer-Gesellschaft auszudauern. Mein Vater schien diese seltsame Wendung meiner Phantasie, sobald er sie gewahr wurde, zu mißbilligen, und mit allerlei Gründen zu bestreiten; und meine Schwester erlaubte sich bei allen Gelegenheiten über meine Unempfindlichkeit zu scherzen, und mir mit der Rache ihres Geschlechts zu drohen: aber beides bewirkte keine Veränderung in meiner Denkungsart. Von meinem Vater glaubte ich, daß er mich blos auf die Probe stellen wolle: und meine Schwester, wiewohl ich sie zärtlich liebte, vermochte wenig über mich, weil sie mir durch ihre Verbindungen mit verschiedenen andern Mädchen alles Recht an mein engeres Vertrauen verwirkt zu haben schien."

„Es sind nun ungefähr acht oder neun Wochen, als mich auf den einsamen Spaziergängen, die ich zuweilen in diesen Gegenden mache, eine nahe bei mir im Gebüsch auffliegende Taube von ungewöhnlicher Schönheit verleitete, ihr nachzugehen; indem sie so zahm schien, so niedrige und kurze Sätze machte,

und sich so oft wieder ganz nahe vor mir niederließ, daß ich hoffte, sie würde sich von mir fangen lassen. Sie schien sich eine Lust daraus zu machen, mich in einem Umfang von zwei- bis dreitausend Schritten im Kreise herumzuführen, bis ich sie endlich, da die Nacht hereinbrach, ganz aus den Augen verlor. Ich befand mich in einer so wilden Einöde, daß ich, ungeachtet sie nicht sehr weit von dem Schlosse meines Vaters entfernt seyn konnte, mich nicht erinnerte, jemals so tief in den Wald eingedrungen zu seyn. Es war schon zu dunkel, um mich wieder herauszufinden, und ich sah mich blos nach irgend einem Obdach oder einer Höhle um, wo ich die Nacht, die um diese Zeit sehr kurz war, zubringen könnte: als ich auf einmal dem Eingange dieses nämlichen Thurmes, worin wir uns jetzt befinden, gegenüber stand. Ich glaubte einen hellen Schein in dem mittlern Theile des Thurmes zu sehen, und wiewohl die öde Stille, die in und um denselben herrschte, mir einiges Grauen erweckte, so gewann doch die Neugier die Oberhand. Ich ging hinein; eine über dem Eingang der Treppe hängende Lampe zeigte mir den Weg; ich stieg hinauf, und kam endlich in dieses Gemach, welches ich wie von einer Morgenröthe beleuchtet fand, ohne zu sehen, wodurch dieser herrliche Glanz hervorgebracht wurde. In der That hatte

ich auch keine Zeit, mich darnach umzublicken, denn eine junge Dame, die auf diesem Ruhebette schlummerte, fesselte meinen Blick gleich beim Eintreten. Ein langes feuerfarbenes Gewand von dünner Seide hüllte sie bis zu den Füßen ein. Es war nach griechischer Weise gefaltet, und mit einem schimmernden Gürtel unter dem Busen zusammengehalten, dessen Schönheit ein Schleier von milderer Farbe, der ihr Gesicht bedeckte, mehr errathen als sehen ließ."

Eine der vermummten Personen im Vorsaal flüsterte bei diesen Worten der andern zu: Nun ists hohe Zeit, unsers Weges zu gehen. — Hiemit stand sie leise auf, schlich sich mit einer kleinen Flasche, die sie unter ihrem Mantel hervorzog, in den obern Theil des Thurmes, kam aber bald wieder zurück, und stahl sich mit der andern vermummten Person eben so unbemerkt wieder weg, als sie gekommen waren. —

„Ein Grieche (fuhr der Jüngling vom Thurme fort) würde geglaubt haben, in das Schlafgemach Aurora's gekommen zu seyn; in mir ließ das, was ich sah und fühlte, keinen andern Gedanken entstehen, als daß ich eine dieser himmlischen Nymphen vor mir sehe, deren bloße Idee seit mehren Jahren hinlänglich gewesen war, jedem Eindruck, welchen irdische Schönheit auf meine Sinne hätten machen können, das Gegengewicht zu halten. Die unbeschreiblichen

Empfindungen, die ihr Anblick mir einflößte erhöhten diesen Gedanken gar bald zur Gewißheit. Es war ein süßes Gemisch von ganz neuen, nie gefühlten Regungen, ein blitzschnelles Abwechseln von Glut und Frost, von Grauen und Entzücken, wofür die menschliche Natur keine Bilder und die Sprache keine Worte hat. Es würde also vergebens seyn, lieber Osmandyas, wenn ich versuchen wollte, dir zu beschreiben, —

„Und unnöthig dazu, fiel ihm Osmandyas ein; denn was du fühltest, kann nicht ausserordentlicher, nicht reiner noch stärker gewesen seyn, als was ich beim ersten Anblick meiner bezaubernden Bildsäule empfand.“

Der Jüngling vom Thurme war im Begriff, etwas zu erwidern, als ein plötzliches Besinnen es auf seinen Lippen zurückhielt. „Du hast Recht, fuhr er nach einer kleinen Pause fort; solche Erfahrungen lassen sich weder beschreiben noch vergleichen. Wer sie beschreiben will, setzt seinen Zuhörer in den Fall, entweder gar nichts zu denken, oder das, was er selbst in dieser Art erfahren hat, zum Bild und Maaße dessen, was der andere erfuhr, zu machen. Du müßtest nicht nur an meinem Platze, du müßtest ich selbst gewesen seyn, um die unbeschreibliche Leidenschaft zu begreifen, die diese göttliche Schönheit in mir erregte.“

Osmandyas, der mit aller seiner Schwärmerei für eine Bildsäule mehr Philosoph war, als man ihm bei einer solchen Schwachheit zutrauen sollte, lächelte dem Jüngling vom Thurme stillen Beifall zu, und dieser fuhr in seiner Erzählung fort.

„Es gibt Gefühle, die so rein und einfach sind und die Seele so ganz erfüllen, daß sie allen Begriff von Zeit ausschließen. Dasjenige, in welches die meinige zerfloß, indem ich, allmählig kühner, mit leisem Tritt und zurückgehaltenem Athem der schlummernden Göttin mich näherte, war ohne Zweifel von dieser Art. Denn ich kann nicht sagen, ob ich eine oder zwei Stunden oder noch länger in dieser Entzückung verharrte. Aber als die himmlische Erscheinung wieder verschwunden war, schien es mir nur ein Augenblick gewesen zu seyn."

„Armer Freund! rief Osmandyas: so war es nur ein Traum?"

„Du irrst, mein lieber Freund, antwortete der Andere; aber sie erwachte, richtete sich auf, betrachtete mich einige Augenblicke mit Verwunderung, und, indem sie mit der linken Hand eine Bewegung machte, die zu schnell war, als daß ich sie deutlich hätte sehen können, verschwand sie aus meinen Augen; ich stand von der dichtesten Finsterniß umgeben, und würde vor Schrecken zu Boden gesunken seyn, wenn ich nicht,

eben, da ich die Besinnung zu verlieren anfing, von unsichtbaren Armen aufgehalten worden wäre. Als ich wieder zu mir selbst kam, befand ich mich auf eben dem Ruhebette, wo ich die Dame liegen gesehen hatte; der anbrechende Tag warf eine schwache Helle durch das gefärbte Glasfenster; ich sah mich voll Erstaunen um und erkannte den Ort; aber von ihr war keine Spur mehr da, als ihr Bild, das ich in meiner Seele fand, und ein neues Leben, das sie mir gegeben hatte."

„Ich verließ den Thurm, und kehrte nach Hause zurück, wo mein Außenbleiben einige Unruhe verursacht hatte. Ich erzählte, wie ich mich verspätet, und endlich von ungefähr einen Thurm im Walde gefunden hätte, wo ich die Nacht wenigstens bequemer als im Walde zugebracht: aber von dem, was mir darin begegnet war, ließ ich mir nichts merken. Niemand wußte etwas von einem solchen Thurme, aber jedermann wollte eine seltsame Veränderung in meinem Gesichte wahrnehmen, und beunruhigte mich mit der Vermuthung, daß mir etwas Außerordentliches zugestoßen seyn müsse.

„Ich machte mich los so gut ich konnte, und brachte den Tag in Betrachtungen über mein wundervolles Abenteuer zu. Die Meinung, daß ich die vergangene Nacht schlecht geschlafen habe, gab mir einen Vorwand, früher als gewöhnlich zu Bette zu gehen.

Ich fand Mittel, mich heimlich davon zu machen, eilte dem Walde zu, und suchte, so gut es in der Dämmerung möglich war, den Weg, der mich gestern zum Thurme geführt hatte: aber, da die Dunkelheit zunahm, würde mirs schwerlich gelungen seyn, ihn zu finden, wenn ich nicht ein paar hundert Schritte vor mir ein Licht wahrgenommen hätte, dem ich zu folgen beschloß. Es bewegte sich immer vor mir her, und brachte mich auf einem viel kürzern Weg so nahe an meinen Thurm, daß ich ihn, wiewohl das Licht verschwand, um so weniger verfehlen konnte, weil der Mond indeß aufgegangen war, und durch eine Oeffnung im Gebüsche einen hellen Glanz auf einen Theil der Ruinen warf, aus denen der Thurm hervorragte."

„Stelle dir vor, wie mir wurde, als ich nun in einer Entfernung von zwanzig bis dreißig Schritten, auf einer umgestürzten Säule die nämliche Dame sitzend erblickte, die ich in der vorigen Nacht auf dem Ruhebette gesehen hatte. Ihr Anzug war eben derselbe, ausser daß ihr zurückgeschlagener Schleier, wiewohl ich noch zu fern war, ihre Gesichtszüge deutlich zu erkennen, mir den schönsten Kopf zeigte, den ich jemals gesehen. Sie war auf ihren linken Arm gestützt, und sah nach dem Monde, als ob sie das Bild eines geliebten Wesens darin suche. Sobald sie mich gewahr wurde, verhüllte sie sich, und stand auf, um

mir entgegen zu gehen. — Suchst du hier jemand, Clodion? fragte sie mit einer Stimme, die in meiner Seele wiederklang. — Wen könnte ich hier suchen als dich selbst? — antwortete ich. — Ist dies Schmeichelei oder die wahre Empfindung deines Herzens? erwiderte sie lächelnd. — Ein Blick in meine Seele, versetzte ich, würde dir diese Frage am besten beantworten; denn seit dem gestrigen Abend, der mir das Glück dich zu sehen verschaffte, hat dein Bild alle Spuren anderer Eindrücke in ihr ausgelöscht. — Das ist viel, sprach sie, für eine Bekanntschaft, die, wenigstens von deiner Seite, noch so jung und unvollständig ist; denn, was mich betrifft, so muß ich gestehen, der Zufall war mir günstiger als dir: Ich kenne dich schon lange, und wenn du dich mit meinen Augen sehen könntest, so würdest du in dieser Versicherung die Antwort auf die deinige finden."

„Ich warf mich zu ihren Füßen, und küßte ihre Hand in einem Taumel von Entzücken. Was ich ihr in diesem Zustande sagte, weiß ich selbst nicht. Sie hieß mich aufstehen, und führte mich, weil die Nacht ungewöhnlich schön und warm war, in den Park hinter den Ruinen."

„Wir irrten durch Lustgänge von wohlriechenden Gebüschen, die uns bald zu großen Rasenplätzen, bald auf einem sanftsteigenden Pfade zu hohen, mit

Bäumen und Strauchwerk bewachsenen Felsenwänden führten, bald in kleine Thäler, wo murmelnde Quellen sich zwischen zerstreuten Bäumen und leichten Gebüschen schlängelten, und zuletzt in einen Canal zusammenflossen, der dem Ganzen die Gestalt einer Halbinsel gab, die mit allen ihren abwechselnden Schönheiten, in der magischen Beleuchtung des Mondscheins, bei der heitersten Luft, und am Arme der Göttin meines Herzens, so sonderbare Eindrücke auf meine Sinne machte, daß ich mich in eine Gegend des Feenlandes versetzt glaubte. Ein Gedanke, der in dieser Lage um so natürlicher war, weil ich mir nicht erklären konnte, wie ein so reizender Ort, der so nahe an dem Schlosse meines Vaters zu liegen schien, mir bis zu dieser Stunde hätte verborgen bleiben können."

„Meine schöne Unbekannte unterhielt mich, während wir in diesen Zaubergärten bald umher irrten, bald auf einer Moosbank oder unter einer lieblich dämmernden Laube uns setzten, mit tausend angenehmen Dingen, auf eine Art, die mir von der Klarheit ihres Geistes und von dem Umfang ihrer Kenntnisse die größte Meinung gab, und mit einer so einnehmenden Offenheit und Vertraulichkeit, als ob wir uns immer gekannt hätten. Endlich kamen wir in den Wald zurück, und auf einmal fand ich mich wieder

den Trümmern und dem Thurm gegenüber, wo ich sie angetroffen hatte. Die Morgenröthe brach so eben an."

„Wir müssen uns trennen, sagte die Unbekannte; aber, wenn dir meine Gesellschaft angenehm gewesen ist, so steht es bei dir, mich so oft du willst, um die nämliche Stunde wie heute, in diesem Thurme zu finden. Und hiemit führte sie mich von einer andern Seite an den Eingang eines durch den Wald gehauenen Weges, der durch einige Krümmungen mich in weniger als einer Viertelstunde nach meiner Wohnung zurückbrachte. Sie begleitete mich eine Zeitlang, und verschwand so unvermerkt, daß ich einige Schritte fortging, eh ich gewahr wurde, daß sie mich verlassen hatte."

„Ich brauche dir nicht zu sagen, lieber Osmandyas, ob ich von der Erlaubniß, die mir meine wundervolle Unbekannte gab, Gebrauch machte. Glücklicher Weise schien weder mein Vater noch sonst jemand von unserm Hause auf mein Thun und Lassen Acht zu haben. Ich schützte bald Spaziergänge, bald die Jagd, bald Besuche in der Nachbarschaft vor, um mein nächtliches Außenbleiben zu beschönigen; und man beruhigte sich damit, ohne genauer nachzufragen, oder sich darüber zu verwundern, daß ich gewöhnlich die erste Hälfte des Tages verschlief, und alle Nächte abwesend war."

„Auf diese Weise brachte ich mehre Wochen lang in dem geheimen Umgang mit meiner Unbekannten zu. Ich durfte ihr alles sagen, was ich für sie empfand; sie ließ mich in ihrer Seele lesen; und wiewohl Ehrfurcht und Sittsamkeit uns beseelten, so wußte sie doch den kleinsten Gunstbezeugungen so viel Werth und Bedeutung zu geben, und war so unerschöpflich an Unterhaltung, Witz und guter Laune, daß ich mich für den glücklichsten aller Sterblichen hielt. Sie entdeckte mir in diesen Stunden der zärtlichen Vertraulichkeit, daß sie von dem ersten Augenblicke, da sie mich gesehen, beschlossen habe, mich zum Gegenstand ihrer Herzensneigung zu machen, wenn sie mich dessen bei näherer Erforschung meines Charakters würdig fände. Sie gestand, daß meine Abneigung vor den Töchtern der Menschen und meine Partheilichkeit für die elementarischen Schönen mir kein kleines Verdienst in ihren Augen gegeben habe; indessen beharrte sie doch darauf, aus ihrem Namen und Stande ein Geheimniß zu machen, bis sie genugsame Ursache hätte, von der Aufrichtigkeit und Beständigkeit meiner Liebe eine bessere Meinung zu fassen, als die Liebe der Männer gewöhnlich verdiene. Da ich sie nun wirklich über alles liebte, so war es mir leicht, mich zu jeder Probe zu erbieten, auf welche sie meine Treue stellen wollte: aber so

groß war meine Ehrerbietung, daß ich es nicht wagte, sie um Abkürzung einer Probezeit, die mir eben so unnöthig als beschwerlich vorkam, zu bitten. Sogar des verhaßten Schleiers, der mir noch immer mehr als die Hälfte ihres Gesichtes verbarg, wurde nur mit großer Behutsamkeit erwähnt; denn da sie sich über die Proben, auf welche sie meine Zärtlichkeit stellen wollte, nicht deutlich erklärte; wer sagte mir, ob nicht gerade dies eine Probe war, woraus sie sehen wollte, wie weit ich meine Gefälligkeit gegen ihre kleinen Grillen oder Eigenheiten zu treiben fähig wäre?"

„Es war nun ungefähr vier bis fünf Wochen verflossen, seitdem meine Liebe zu der schönen Unbekannten täglich zugenommen, und endlich die ganze Stärke der feurigsten Leidenschaft gewonnen hatte, als ich sie einst, gegen ihre bisherige Gewohnheit, weder unter den Trümmern, noch in irgend einer Laube oder einem kleinen Tempel des Zaubergartens, sondern im Thurme auf dem nämlichen Ruhebette fand, wo ich sie zum erstenmal gesehen hatte. Ein kleiner Regen, der diesen Abend gefallen war, hatte sie, wie sie sagte, besorgen lassen, daß mir die Luft im Freien nachtheilig seyn könnte. Sie schien mir liebevoller und zärtlicher als gewöhnlich; ihr Ton war die Stimme der Liebe, und das schöne Feuer

ihrer Augen schien den doppelten Schleier, der von ihrer Stirne auf den Busen herabhing, zu durchblitzen. Ich sprach mit Entzücken von den Hoffnungen, zu welchen sie mich aufgemuntert hatte. — Nur noch sieben Tage, sagte sie. — Sieben Jahrhunderte! rief ich, indem ich zu ihren Füßen fiel. Sie ließ sich erbitten, die sieben Tage auf drei zu vermindern. — Schenke, sagte sie mit einem gerührten bittenden Ton, noch diese drei Tage meiner Furcht, einen Unbeständigen glücklich zu machen. Du selbst, fuhr sie fort, wende diese Zeit dazu an, dein Herz zu prüfen, ob du einer so reinen, so getreuen, so standhaften Liebe fähig bist, als die Wesen meiner Gattung von ihren Liebhabern fordern. Denke nicht, daß diese Prüfung überflüßig sey, und rechne nicht auf die Zärtlichkeit meines Herzens, wenn du jemals fähig wärest, mir ungetreu zu werden. Sie würde mir zwar keine grausame Rache erlauben: aber niemals würdest du mich wieder sehen. Ich athme nur für dich: aber ich verlange dafür, daß dein Herz mir ganz und allein angehöre. Glaubst du, daß mein Besitz eines solchen Opfers werth sey, und findest du dich fähig, in jeder Probe rühmlich zu bestehen: so komm in der dritten Nacht nach dieser wieder hieher, und laß uns die Schwüre einer ewigen Treue gegen einander auswechseln. Doch jetzt verlass' mich, Clodion! —

Verlang' es nicht, Angebetete meines Herzens, rief ich, indem ich vor ihr niedersank; lass' mich hier zu deinen Füßen." —

„In diesem Augenblick erlosch die zauberische Morgenröthe, die das Zimmer erhellt hatte, und die schöne Unbekannte war mir entschlüpft. Vergebens flehte ich, ihr wieder sichtbar zu werden, vergebens tappte ich überall herum: sie war verschwunden, und ich mußte mich, wie grausam ich auch diese Prüfung fand, mit der Hoffnung beruhigen, daß ich in drei Tagen die reichste und vollkommenste Vergütung für den Schmerz, den sie mir verursachte, erhalten würde."

„Die Zeit zwischen dieser und der dritten Nacht war eine Kluft in meinem Leben. Ich war eine Uhr, welche Stunden, Minuten und Secunden zählte. Endlich kam doch der sehnlich erwartete Abend, und ich eilte früher als gewöhnlich dem Walde zu. Aber, wie es auch zugegangen seyn mag, ich konnte den Weg, den mich die Unbekannte gelehrt hatte, nicht wieder finden, so hartnäckig ich ihn suchte. Endlich verirrte ich mich, gerieth auf unbekannte Wege, kam wieder zurück, um andere zu suchen, und wurde so von der Nacht überfallen, ohne den Thurm, das Ziel meiner heißesten Wünsche, erreicht zu haben."

„Jetzt erblickte ich ein Licht, und ging darauf zu, in der festen Hoffnung, daß es mich wieder auf den

rechten Weg bringen werde. Nachdem es mich ziemlich lange wie in einem Labyrinth umher geführt hatte, befand ich mich, soviel ich im Dunkeln erkennen konnte, unter dem Portal eines prächtigen Palastes. Ein reichgekleideter Diener mit einer Fackel in der Hand kam heraus, betrachtete mich, und fragte mit Ehrerbietung: Edler Herr, ist euer Name Clodion? Ich war nicht gewohnt, meinen Namen zu verläugnen, wie auffallend mir auch die Frage vorkam; aber kaum hatte ich mit Ja geantwortet, so drehte sich der Diener um, und flog mit einem lebhaften Ausruf in den Palast zurück. In wenigen Augenblicken öffneten sich beide Flügel der Pforte; sechs schöne, prächtig gekleidete Jungfrauen, denen sechs Sclaven eben so viele Wachsfackeln vortrugen, kamen heraus, hießen mich willkommen, und ergriffen ehrerbietig meine Hände, um mich in den Palast zu führen. Ich bat sie um Entschuldigung, sagte ihnen, ich wäre irre gegangen, und ganz und gar nicht an dem Orte, wo ich erwartet würde, und könnte mich daher hier keinen Augenblick verweilen. — Verzeiht uns, edler Herr, versetzte eine der Jungfrauen: ihr seyd, zu unserer Freude, an dem Orte, wo ihr schon lange mit Sehnsucht erwartet werdet! — Das ist unmöglich, sagte ich; ihr spottet meiner, und ich habe keine Zeit, mich aufhalten zu lassen. — Mit dieser

Worten wollte ich mich eilends davon machen: aber die Sclaven versperrten mir mit ihren Fackeln den Weg, die Jungfrauen warfen sich vor mir auf die Erde, und die Aelteste unter ihnen, welche schon gesprochen hatte, beschwor mich bei dem Leben meiner Geliebten, sie nur einen Augenblick anzuhören. — Was wir von euch erbitten, großmüthiger Ritter, sagte sie, ist etwas, das ihr allein vermöget; es wird euch keine Viertelstunde aufhalten, und es ist, was kein Mann eures Standes und Ansehens dem Flehen so vieler Unglücklichen versagen kann. Gewähret uns unsere Bitte, und niemand in diesem Palaste soll sich unterstehen, euch einen Augenblick länger als ihr wollet aufzuhalten. Die übrigen fünf Jungfrauen vereinigten sich mit der ersten, mich mit thränenden Augen zu beschwören, daß ich mich erbitten lassen möchte; und da ich keine Möglichkeit sah, ihnen dies unter solchen Umständen abzuschlagen, und längeres Weigern nur so viel verlorne Zeit mehr gewesen wäre: so folgte ich ihnen so mißmuthig in das Innere des Palastes, daß ich kaum höflich seyn konnte."

„Sie führten mich durch eine lange, stark erleuchtete Gallerie, und durch verschiedene Zimmer, wovon das letzte nur von einer einzigen Lampe schwach erhellt war. Eine große Pforte in der Mitte desselben führte in ein anderes, und zu beiden Seiten der Pforte

standen zwei Riesen mit ungeheuren Streitkolben, um den Eingang zu bewachen. Ich blieb stehen und sah die Jungfrau, die meine Führerin war, an; denn ich war unbewaffnet: aber in diesem Augenblicke fuhr ein feuriger Drache, mit einem funkelnden Schwert im Munde, aus der Decke vor mir herab; die Jungfrau bat mich, dieses mir bestimmte Schwert anzunehmen, und meinen Weg zu verfolgen. Ich gehorchte ihr, der Drache verschwand, und so wie ich, das Schwert um meinen Kopf schwingend, mich der Pforte nahte, fielen die Riesen zu Boden. Ich trat in einen schwarz ausgeschlagnen Saal, in dessen Mitte aus einer hohen und von einer Menge Feuerbecken erleuchteten Kuppel ein greller Lichtstrom herabfloß, der die Dunkelheit der Wände nur desto auffallender machte. Unter der Kuppel stand auf einer drei Stufen hohen Estrade ein großer, mit schwarzem Sammet beschlagener Sarg; sechs Mohren, in Feuerfarb und Gold gekleidet, und mit bloßen Säbeln in der Faust, umstanden den Sarg in drohender Stellung: aber kaum blitzte das wundervolle Schwert in meiner Hand, so sanken sie zu Boden und verschwanden. Zwei von den Jungfrauen, die mich hieher geleitet hatten, stiegen hinauf und hoben den Deckel des Sarges ab. Jetzt winkte mir Diejenige, die bisher das Wort geführt hatte. Ich stieg hinauf, und erblickte in dem Lichte, das aus der

Kuppel auf den Sarg herabfiel, eine darin liegende Dame von ausnehmender Schönheit, mit einem Pfeile, der bis zur Hälfte des Schaftes in ihrer linken Brust steckte. Indem ich mit Entsetzen zurückfuhr, sprach die Jungfrau zu mir: Ihr sehet hier den mitleidwürdigen Gegenstand, dessen Befreiung euch das Schicksal aufbehalten hat. Diese junge Dame, unsre Gebieterin, hatte das Unglück, einem Genius von großer Macht, wider ihren Willen, die heftigste und unwiderstehlichste Leidenschaft einzuflößen. Ihr Abscheu vor ihm war aber so groß als seine Liebe; denn er ist das häßlichste aller Wesen, wie sie das liebenswürdigste ist. Nachdem er sie lange vergebens gequält, und nie etwas anders als die entschlossensten Erklärungen ihres unüberwindlichen Widerwillens von ihr hatte erhalten können, verwandelte sich endlich seine Liebe in Wuth. Er brachte sie mit Gewalt in diesen Saal, legte sie in diesen Sarg, und stieß ihr mit eigner Hand diesen Pfeil in die Brust. Seit mehr als einem Jahre kommt er alle Morgen und zieht den Pfeil aus ihrem Busen; sogleich ist die Wunde geheilt, die Dame kommt wieder zu sich selbst, und er verfolgt sie aufs neue den ganzen Tag mit seiner Leidenschaft; aber da sie unbeweglich auf ihrer Weigerung beharrt, so stößt er ihr alle Abend den Pfeil wieder in die Brust, legt sie in den Sarg, und

entfernt sich, indem er, bei den Anstalten, die er zu ihrer Bewachung getroffen hat, sicher ist, sie des Morgens wieder zu finden. Außer den Riesen und Mohren, die sie bewachen, hat er einen Talisman über die Pforte dieses Palastes gesetzt, der ihn unsichtbar macht; und als ob es daran noch nicht genug wäre, versetzt er uns und Alles Uebrige, durch die Geister, die ihm unterthänig sind, alle Tage an einen andern Ort. Gleichwohl hat er mit allen diesen Vorkehrungen nicht verhindern können, daß es nur von euch abhängt, dem schrecklichen Schicksal unsrer geliebten Gebieterin ein Ende zu machen. Ein berühmtes Orakel, welches ich deswegen um Rath fragte, gab mir zur Antwort: dieses Abenteuer könne von niemand als von einem jungen Ritter aus Gallien, Namens Clodion, zu Stande gebracht werden, der sich zur bestimmten Zeit einfinden, und unter dem Schutz einer höhern Macht die Bezauberung unsers Tyrannen zerstören würde. Nach langem Warten sind wir endlich so glücklich gewesen, euch zu finden, edler Ritter, und es ist kein Zweifel, daß ihr der Befreier seyd, den uns das Orakel versprochen hat. Der Umstand, daß euch allein dieser Palast nicht unsichtbar war; das bezauberte Schwert, das euch auf eine so wunderbare Art zugeschickt wurde; die Gewalt, die es euch über die Sclaven unsers Feindes gab, alles verspricht uns

einen glücklichen Ausgang. Vollendet nun das Werk des Schicksals, wohlthätiger Ritter! Keine Macht in der Welt, außer dem Genius und euch selbst, vermöchte diesen Pfeil aus der Brust unsrer unglücklichen Gebieterin zu ziehen. Versucht es! wenn es euch gelingt, so hat der verhaßte Tyrann alle seine Gewalt über die schöne Pasidora verloren, und ihre unbegränzteste Dankbarkeit wird die Belohnung eurer Großmuth seyn."

„Ich versicherte die Jungfrau, wenn das Verdienst, das ich mir um ihre Gebieterin erwerben sollte, auch zehnmal größer wäre, so verlangte ich keine andere Belohnung, als daß ich nicht einen Augenblick länger abgehalten würde, mich aus diesem Palaste zu entfernen. Die Jungfrau, ohne mir hierauf zu antworten, bat mich, zu bedenken, daß ihre Dame, so lange der bezauberte Pfeil in ihrem Herzen stecke, noch immer in der Gewalt ihres Verfolgers sey, welcher alle Augenblicke kommen könne, sie, wenn ich länger zögerte, meinen Augen zu entrücken und vielleicht an einen Ort zu verbergen, wo es mir unendlich schwerer seyn würde, das mir vom Schicksal auferlegte Werk zu Stande zu bringen. Ich näherte mich also nunmehr der jungen Dame, deren Schönheit mir so blendend vorkam, daß ich mir nicht getraute, sie recht zu betrachten; mit Schaudern faßte ich den Pfeil,

und, indem ich ihn mit einiger Mühe herauszog, verschwand auf einmal der Glanz, der die Mitte des Saales bisher erleuchtet hatte: ein lauter Donnerschlag erschütterte den ganzen Palast, und ich befand mich einige Augenblicke wie in einen dichten Nebel gehüllt. Aber, als er sich verlor, wie groß war da mein Erstaunen, mich in einem von allen Seiten schimmernden und von einer Menge kristallner Kronleuchter erhellten Saale zu finden, und den Sarg, in dem die junge Dame gelegen hatte, in einen prachtvollen Thron verwandelt zu sehen, auf welchem ich sie in der Stellung einer Person erblickte, die eben erst aus einer langen Ohnmacht wieder ins Leben zurückgekommen ist. Ihr Gesicht lag an dem Halse einer der Jungfrauen, während die andern, um sie her kniend, ihre Freude über die Befreiung ihrer geliebten Gebieterin zu bezeugen schienen. Sie stand auf, um sich weg zu begeben, und indem sie, an zwei Jungfrauen gelehnt, langsam bei mir vorbeiging, warf sie einen Blick voll zärtlicher Dankbarkeit auf mich, der mir in die Seele drang. Meine Augen folgten ihr unwillkührlich, bis ich sie aus dem Gesichte verlor.

„Verwirrt von so unerwarteten und seltsamen Begebenheiten, stand ich und fragte mich selbst, warum ich länger hier verweile? als eine der Jungfrauen zurückkam, und mich im Namen ihrer Gebieterin er=

suchte, den Palast nicht zu verlassen, bis sie mir für den wichtigen Dienst, den ich ihr erwiesen, gedankt haben würde. Da sie sich in dem Aufzuge, worin sie im Sarge lag, mit Anständigkeit nicht wohl vor euch sehen lassen kann, fuhr sie fort, so seyd so gütig, nur so lange zu verziehen, bis sie sich umgekleidet haben wird. Es soll nicht lange währen."

„Obgleich mir dieser neue Aufschub sehr peinlich war, so hielt ich es doch für unmöglich, ohne gegen die Gesetze der Höflichkeit zu fehlen, dem Wunsche nicht folge zu leisten. Ich ließ mich also von der Jungfrau in ein Zimmer führen, wo sie mich ersuchte, einen Augenblick auszuruhen, und mich einiger Erfrischungen zu bedienen, womit ich einen Tisch reichlich versehen fand. In der That hatte mich das lange Herumirren im Walde, und der Verdruß über die abenteuerlichen Hindernisse, die mir so sehr zur Unzeit aufgestoßen waren, so abgemattet, daß einige Minuten Ruhe und etwas Erfrischung mir sehr gelegen kamen. Indessen fand ich doch die Zeit, die ich hier mit Warten verlieren mußte, unendlich lang. Die Jungfrau, welche sich entfernt hatte, um mich wieder abzuholen, wenn ihre Dame bereit seyn würde, meinen Besuch anzunehmen, zögerte, und eine Viertelstunde verging nach der andern, ehe sie wieder kam. Aber unglücklicher Weise brach inzwischen der Tag

an, und ich sah mit einem unbeschreiblichen Schmerz, daß die Zeit, in welcher ich mich in dem Thurme hätte einfinden sollen, verstrichen war. Ich wollte bei den Gedanken, von meiner Unbekannten vergebens erwartet worden zu seyn, von Sinnen kommen. Was mußte sie von mir denken? Welches Hinderniß konnte hinreichend seyn, mein Nichterscheinen zu entschuldigen? und wie konnt' ich hoffen, da sie Ursache hatte, sich so unbegreiflich von mir beleidigt zu glauben, jemals Vergebung von ihr zu erhalten? In diesen niederschlagenden Betrachtungen fand mich die Jungfrau. Ich folgte ihr mit Unruhe und mit einem Ausdruck von Verdruß und Traurigkeit im Gesichte, der ihr aufzufallen schien: aber — kann ich es dir gestehen, Osmandyas, ohne von dir eben so sehr verachtet zu werden, wie ich mich selbst verachte? — beim ersten Blicke, den die himmlische Pasidora auf mich heftete, verschwand, wie durch Bezauberung, aller Unmuth aus meiner Seele: und, was auch die Folgen des Dienstes seyn möchten, den ich (wiewohl als bloßes Werkzeug einer höhern Macht) einer so liebenswürdigen Person geleistet hatte, so konnte ich es doch unmöglich bereuen, ihrer Rettung mein Glück aufgeopfert zu haben. Meine Unbekannte selbst, dachte ich wie ein Thor, würde mein Aussenbleiben billigen, wenn sie die Ursache desselben sehen könnte."

„Ich fand die schöne Pasidora auf einem Ruhebette sitzen. Sie bat mich, neben sich Platz zu nehmen, und dankte mir mit einem gefühlvollen Tone für das, was ich für sie gethan hatte. Der Klang ihrer Stimme rührte mich sonderbar. Es war nicht die Stimme meiner Unbekannten; aber sie hatte etwas so Aehnliches mit ihr, daß mein Herz nur noch mehr zu ihren Gunsten eingenommen wurde. Sie sprach wenig, aber ihre schöne Augen sagten desto mehr. Jeder Theil ihres schönen Gesichtes war dieser zaubervollen Augen würdig, und alles zusammen machte ein Ganzes aus, das an Feinheit und Harmonie der Züge, an Vollkommenheit der Formen und Reinheit der Farbe, alles unendlich übertraf, was ich je gesehen hatte. Denke dir nun aber noch hinzu, was die Seele der Schönheit ist, den Ausdruck des zartesten Gefühls."

„Armer Clodion, fiel ihm der schöne Fremde ins Wort, wo blieb das Bild deiner liebenswürdigen Unbekannten, daß du fähig seyn konntest, ein Gesicht, das nicht das ihrige war, so genau und so unbehutsam anzublicken?"

„Du wirst mich noch mehr bedauern, vielleicht auch entschuldigen, wenn du alles gehört haben wirst, fuhr der Sohn des Druiden fort. Gestehe es, liebster Osmandyas, meine Treue gegen die Unbekannte wurde

auf eine schwere Probe gesetzt! Es war grausam, meinem Herzen so sehr nachzustellen, und es gibt vielleicht keinen Sterblichen, der gegen die vereinigte Macht so himmlischer Schönheit, den Kampf bestanden hätte."

„Ich fühlte die Gefahr und meine Unruhe, welche (wie ich glaube) mehr ängstlich als zärtlich scheinen mußte, konnte der schönen Pasidora nicht verborgen bleiben. Sie fragte mit einem theilnehmenden Tone, was mir fehle, und setzte hinzu: sie würde untröstlich seyn, wenn mich das Verdienst, das ich mir um sie erworben, vielleicht ein größeres Opfer kosten sollte, als sie mir zu vergüten fähig wäre. Diese Rede war ein Dolch in mein Herz. Es fehlte wenig, daß ich meine geliebte Unbekannte nicht um ihren Beistand angerufen hätte. Ich erneuerte ihr in meinem Herzen die Schwüre einer ewigen unverbrüchlichen Treue; aber jeder Blick auf die Zauberin machte mich wider Willen schwankend. Ich fühlte zu gleicher Zeit, daß mich nur die schleunigste Flucht retten könne, aber daß nicht einmal der Wunsch zu fliehen in meiner Gewalt war."

„Während dies in meiner Seele vorging, bemühte ich mich, der schönen Pasidora eine Antwort zu geben, die ihr den Zustand meines Herzens verbärge, ohne ihre Eigenliebe zu beleidigen. Ich sagte ihr etwas

das nur sehr höflich seyn sollte, aber, wie ich besorge, sehr zärtlich war; wenigstens schien sie es dafür genommen zu haben, weil sie sich dadurch berechtigt hielt, unter dem Vorwande der Dankbarkeit, mich ihre Zuneigung mit weniger Zurückhaltung als bisher merken zu lassen. Hierauf sagte ich ihr, es gebe für mich keine Belohnung in der Welt, die mit dem Vergnügen zu vergleichen sey, einer Dame von Ihrem Werthe, vielleicht zu meinem Nachtheil, nützlich gewesen zu seyn; da ich aber versichert worden wäre, daß sie von ihrem Verfolger nun nichts weiter zu besorgen habe: so bäte ich um die Erlaubniß, mich von ihr zu beurlauben, weil eine Sache von der äußersten Wichtigkeit für mich meine Gegenwart an einem Orte erfordere, wo ich schon gestern erwartet worden sey, als ein unvermutheter Zufall mich vor die Pforte ihres Palastes gebracht hatte."

„Diese Bitte, auf die sie nicht vorbereitet schien, brachte einen sehr sichtbaren Ausdruck von Verdruß in ihre schönen Gesichtszüge. Sie verbarg mir nicht, wie sehr es ihr auffalle, daß nach der Art, wie sie mir ihre Dankbarkeit beweise, die Entfernung von ihr die einzige Belohnung sey, die ich zu wünschen habe. Ich entschuldigte mich mit der Nothwendigkeit; aber vermuthlich in einem Tone, durch den sie glauben konnte, daß mein Herz, wenigstens zur Hälfte, auf

ihrer Seite sey. Denn auf einmal klärte sich ihr Gesicht wieder auf, und sie sagte mir auf die offenste und gelassenste Weise: sie würde sich nicht verzeihen können, wenn der Wunsch, sie zu verbinden, mir das geringste Opfer kosten sollte; das, was sie mir bereits schuldig sey, gäbe ihr kein Recht, noch neue Dienste von mir zu erwarten."

„Sie bat mich hierauf, ihr noch einen einzigen Tag zu schenken, und als ich dies bewilligt, befahl sie einer ihrer Jungfrauen, mich in ein Zimmer zu führen, wo ich einige Stunden der Ruhe pflegen könnte."

„Kaum sah ich mich allein, so war mein erster Gedanke, mir die Sicherheit, die man wegen meines Bleibens hatte, zu Nutze zu machen, und, ungeachtet meines der schönen Pasidora gegebenen Wortes, heimlich zu entfliehen. Wie glücklich wäre ich gewesen, wenn ich dieser Eingebung meines guten Genius gefolgt wäre! Aber der Gedanke, ein so liebenswürdiges Geschöpf, das sich auf mein Wort verließ, zu hintergehen, hatte etwas so Verächtliches in meinen Augen, daß ich es unmöglich über mich gewinnen konnte, mein Vorhaben auszuführen. Aber, je weniger ich mir den Zustand meines Herzens verbergen konnte, je stärker war mein Vorsatz, mich gegen alle die Eindrücke zu waffnen, die ihre Schönheit und Liebe auf mich machen würden."

„Gegen Mittag wurde ich wieder zu der Dame des Palastes gerufen. Ich fand sie in einem herrlichen Saale, der gegen eine Terrasse des Gartens offen stand, unter ihren Jungfrauen, in einem morgenländischen Anzug, der alle Anmuth ihrer vollendeten Schönheit nur noch mehr erhob. Ich konnte mich kaum enthalten, mich zu ihren Füßen zu werfen, und fühlte alle meine muthigen Entschlüsse bei ihrem ersten Anblick dahinsterben. Der peinliche Kampf, der von neuem in meinem Innern anfing, mußte mir ein zwangvolles und verlegenes Ansehen geben: aber sie schien es so wenig zu bemerken, daß sie nur desto heitrer aussah, und, obwohl sie selbst bei der Tafel wenig sprach, doch ihren Jungfrauen immer Gelegenheit gab, mich mit angenehmen Gesprächen zu unterhalten. Nach der Tafel trug sie mir ein Schachspiel an. Du kannst dir denken, Osmandyas, wie oft ich diesem Engel gegenüber, halb aus Artigkeit, halb aus Selbstvergessenheit die Parthie verlor."

„Indessen kam der Abend herbei, und lud uns zu einem Spaziergang in die Gärten ein, die an die Terrasse des Palastes stießen. Sie schienen von sehr weitem Umfang zu seyn, und alles, was die Natur Großes, Schönes und Anmuthiges hat, in der geschmackvollsten Abwechslung in sich zu vereinigen. Da mir unbegreiflich war, wie dieser Palast und diese Gärten,

von denen ich nie etwas gehört hatte, in eine mir so bekannte Gegend gekommen seyn könnten: so bestärkte mich dies um so mehr in dem Gedanken, daß die schöne Pasidora eine Fee, oder eines von jenen wunderbaren Wesen sey, mit denen meine Einbildungskraft vertraut genug war, daß es nichts Befremdendes für mich hätte, sie vor mir zu sehen. Unvermerkt verloren sich die Jungfrauen, die uns einige Zeit begleitet hatten; unvermerkt wurden wir beide, Pasidora und ich, immer stiller; unvermerkt wirkte die schöne Natur, die laue, von Blumendüften durchwürzte Luft, das Säuseln der Blätter, das Singen der Vögel, das Rieseln der Quellen, unvermerkt fühlten wir uns, ohne es zu sagen, in einen Einklang von zärtlichen Rührungen gestimmt; unvermerkt drückte ich Pasidorens Hand wärmer."

„Das liebenswürdige Mädchen setzte sich, und ich sank zu ihren Füßen, ihre Hand in sprachlosem Entzücken in der meinigen haltend: als auf einmal der ganze Tempel in Flammen stand, ein heftiger Donnerschlag mich zu Boden warf, Pasidora von meiner Seite verschwand, und meine Unbekannte mir mit zürnender Stimme zurief: Treuloser, du hast mich auf ewig verloren!"

„Erlaube mir, Freund, hier abzubrechen; ich habe keine Worte mehr für das, was ich dir erzählen müßte

und keine Kräfte, die Qualen dieser schrecklichen Nacht noch einmal auszuhalten. Seit dieser Zeit bin ich der elendste unter den Menschen, wie ich, ohne diese unselige Probe, der glücklichste gewesen wäre. Denn nun sehe ich es ein, daß es meine geliebte Salamandrin selbst war, die sich mir unter dem Namen Pasidora unverschleiert zeigte. Die Grausame! wie konnte sie zweifeln, daß mein Herz einer solchen Probe unterliegen würde? Oder wie kann sie mich so unerbittlich dafür bestrafen, daß ich, unter einem andern Namen und unter dem Zauber, womit sie mich geblendet hatte, doch nur sie selbst liebte?"

„Auch bin ich gewiß, sagte Osmandyas, sie wird, sie kann nicht unerbittlich bleiben. Daß sie dich liebt, ist zu offenbar —"

„Du kennst, wie es scheint, die Empfindlichkeit solcher Wesen nicht, unterbrach ihn der unglückliche Liebhaber der schönen Salamandrin; Sie verzeihen auch nicht den Gedanken, nicht den Schatten einer Untreue. Sie wird mir nie vergeben! sagte er hierauf, mit thränenden Augen die Hände ringend. Es sind nun mehre Wochen seit dieser unglücklichen Katastrophe, daß ich alle Nächte in diesem Thurme zubringe. Sie hat meinen Schmerz, meine Reue, meine Verzweiflung sehen können und ist ungerührt geblieben! Was habe ich nicht versucht, sie zu bewegen?

wie habe ich zu ihr gefleht! — Denn obgleich sie mir immer unsichtbar blieb, so bin ich doch gewiß, daß sie mich gehört hat. Aber ich habe sie auf ewig verloren! — Da ich aller Hoffnung entsagt habe, jemals wieder glücklich zu werden, so war ich entschlossen, mein Leben in diesem Thurme zu enden, den ich seit drei Tagen nicht mehr verlassen habe. Meine Liebe, die mich tödten sollte, und das Wenige, was ich von der Speise zu mir nehme, die ich täglich, ohne zu wissen wie, in diesem verborgenen Schranke finde, hat mir bisher ein verhaßtes Leben gefristet. Aber, ich gestehe es, seit mir die Götter auf eine so unverhoffte Art den Sohn des Calasiris zugeschickt haben, ist ein schwacher Strahl von Hoffnung in meine Seele gefallen; und vielleicht ist es ein Zeichen, daß meine Angebetete meinen Tod nicht will, weil sie noch gütig genug ist, für die Erhaltung meines Lebens zu sorgen. Daß sie nur zu längerer Qual mir es friste, wie ich in meiner düstern Verzweiflung wähnte, — einer solchen Grausamkeit kann ein Herz, wie das ihrige, nicht fähig seyn."

„Wer sie auch seyn mag, sagte der Sohn des weisen Calasiris, so ist es unmöglich, daß sie so sehr ihre eigene Feindin sey, um einen Fehler nicht zu verzeihen, den du mit so ernstlicher Reue gebüßt hast, und der, wenn man's genau besieht, für ihre Eigenliebe

schmeichelhafter als beleidigend ist. — Aber erlaube mir, da du mich selbst wieder daran erinnert hast, dich zu fragen, woher du meinen Vater zu kennen scheinst? warst du jemals in Aegypten?"

„Ehe ich dir antworte, erwiderte der Jüngling vom Thurme, laß dich bitten, von dem wenigen anzunehmen, was ich dir vorsetzen kann. Wir bedürfen beide einiger Erfrischung."

„Hiemit öffnete er den geheimen Schrank, und zog noch etwas kalte Küche und Früchte, und eine Flasche Wein hervor, die er vorher nicht darin wahrgenommen hatte."

„Meine unsichtbaren Verpfleger, sagte er, indem er seinen Vorrath auf dem Fußteppich auskramte, haben, wie es scheint, auf meinen Gast gerechnet." —

„Eine gute Vorbedeutung für uns beide, versetzte Osmandyas, indem er der Bewirthung seines neuen Freundes Ehre machte."

Der weise Mann hatte wohl Recht, der den betrübten Seelen Wein zu geben befahl. Das Mittel schlug bei den beiden Jünglingen so wohl an, daß sie unvermerkt ihres Kummers zu vergessen und gutes Muthes zu werden anfingen.

„Es kommt mir auf einmal ein wunderlicher Gedanke, fing jetzt der Sohn des Druiden an: was sagtest du dazu, wenn deine Bildsäule von meiner

Bekanntschaft und sogar meine nächste Verwandte wäre?" —

„Der Aegypter starrte ihn mit großen Augen an." —

„Wenigstens, fuhr jener fort, wäre es keine Unmöglichkeit; wie du hören wirst, wenn ich dir erzähle, wie ich dazu gekommen bin, deinen Vater zu kennen."

„Es sind nun über drei Jahre, seitdem uns meine vortreffliche Mutter durch den Tod entrissen wurde. Mein Vater, obschon er für den weisesten aller Druiden anerkannt wird, fand in dem ganzen Schatze der Geheimnisse, welche ihm die Natur entdeckt hatte, keines, das ihm diesen Verlust erträglich machte. Er sah sich gezwungen, seine Zuflucht zu dem gemeinsten Mittel in solchen Fällen zu nehmen, und befahl mir und meiner Schwester Clotilde, welche damals ungefähr fünfzehn Jahre alt war, uns zu einer großen Reise anzuschicken. Ich will nach Aegypten reisen und in den Armen meines Freundes Calasiris Trost suchen, sagte er. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß sie einander in ihrer Jugend kennen gelernt und seit mehr als dreißig Jahren, der weiten Entfernung ungeachtet, die engste und vertrauteste Freundschaft unterhalten hatten. Nachdem wir die berühmtesten Städte und Inseln der Griechen besucht, langten wir zu Memphis an, und wurden von dem ehrwürdigen Calasiris mit unbeschreiblicher Freude empfangen. Die

beiden Alten schienen durch das Vergnügen, einander nach so langer Zeit wieder zu sehen, verjüngt zu werden, und fanden in ihrem wechselseitigen Umgang so große Unterhaltung, daß mein Vater sich leicht überreden ließ, ein ganzes Jahr zu Memphis zuzubringen. Du hieltest dich damals in Griechenland auf, und ich selbst schloß mich, nachdem ich mich etliche Tage in dem Hause deines Vaters erholt hatte, in den großen Tempel der Isis ein, um in euern heiligen Gebräuchen eingeweiht zu werden. Ich brachte den größten Theil des Jahres damit zu: und, weil ich begierig war, auch die Merkwürdigkeiten von Oberägypten zu besehen und sodann noch eine Reise zu den äthiopischen Weisen thun wollte: so erhielt ich die Erlaubniß, noch zwei Jahre dazu anzuwenden, und mein Vater kehrte ohne mich nach Armorica zurück. Deine Schwester Thermutis hielt sich zur Zeit unsrer Ankunft bei einer Schwester ihrer Mutter auf: ich war nicht mehr in euerm Hause, als sie zurückkam, und ich habe sie nie gesehen. Mein Abscheu vor den Frauen war damals schon so groß, daß mein Vater, als er mir von seinem Vorhaben sprach, mich mit der Tochter eines seiner Freunde zu vermählen, kein anderes Mittel mich wieder zu beruhigen fand, als ein feierliches Versprechen, mich mit Anträgen dieser Art auf immer zu verschonen.

Die Furcht, daß Thermutis diejenige sey, die er mir zugedacht, war ein neuer Beweggrund für mich, allen Gelegenheiten, wo ich sie hätte sehen können, sorgfältig auszuweichen. Aber zwischen ihr und Clotilde entspann sich eine Freundschaft, die so weit ging, daß man sie die Unzertrennlichen zu nennen pflegte: und wie es endlich zum Scheiden kommen sollte, fand sichs, daß Clotilde entweder zu Memphis bleiben, oder Thermutis mit ihrer Freundin nach Armorica ziehen mußte, wenn ihre Väter nicht beide Töchter auf einmal verlieren wollten. Der meinige hatte indessen eine so große Zärtlichkeit für deine Schwester gefaßt, daß Calasiris sich gern überreden ließ, ihm seine Rechte an sie abzutreten: hingegen bat er sich dafür die Bilder seines Freundes und Clotildens aus, damit er wenigstens etwas hätte, das ihm die Trennung versüßte. Der Druide, mein Vater, besitzt, unter vielen andern wunderbaren Kenntnissen, auch das Geheimniß, den feinen Thon, woraus das ägyptische Porzellan gemacht wird, so zuzubereiten, daß die daraus verfertigten Bilder im Feuer einen Schmelz erhalten, der ihnen eine bis zur höchsten Täuschung gehende Aehnlichkeit mit dem wirklichen Leben gibt. Ein griechischer Künstler, der mit ihm nach Memphis gekommen war, verfertigte die Bilder: mein Vater

vollendete sein Werk mittelst seines erwähnten Geheimnisses, und so entstanden —"

Hier bewog eine sehr unerwartete Unterbrechung den Sohn des Druiden, auf einmal einzuhalten; und dies war nichts Geringeres, als daß sein junger Freund über einer Erzählung, die soviel Interesse für ihn hätte haben sollen, — eingeschlafen war. Dieser Zufall kam ihm, ungeachtet er die kleine Flasche leer sah, unbegreiflich vor; allein, indem er noch im Nachdenken darüber begriffen war, sank er selbst, von einem unwiderstehlichen Schlummer überwältigt, auf ein hinter ihm liegendes Polster zurück.

Ich könnte nicht sagen, wie lange die beiden Jünglinge in diesem magischen Schlafe verharrten. Genug, sie erwachten ungefähr zu gleicher Zeit, und man stelle sich ihr Erstaunen vor, als sie die Augen aufschlugen, und Osmandyas seine geliebte Bildsäule, und Clodion seine angebetete Salamandrin vor sich sah. Beide glaubten in diesem Augenblick aus einem schönen Traume zu erwachen, und schlossen eilends die Augen wieder, um weiter fort zu träumen: aber, da sie fanden, daß sie nun nichts mehr sahen, so richteten sie sich auf, öffneten die Augen von neuem, und sahen mit Entzücken die nämliche Erscheinung vor sich stehen. Osmandyas erblickte seine Bildsäule, mit ihrem Täubchen auf dem Schooße, auf eben demselben

Ruhebettchen sitzend und eben so athmend und lieblich, wie er sie so oft in dem Cabinete seines Vaters gesehen hatte. Clodion sah seine Unbekannte in ihrem feuerfarbnen Gewande, mit dem schimmernden Gürtel um den Leib, und dem purpurnen Schleier über dem Gesicht, wie er sie mehrmals in diesem Thurme gesehen hatte. Beide wußten nicht, was sie denken und ob sie ihren Augen trauen sollten; aber beide sprangen in ebendemselben Augenblicke von ihren Sitzen auf, um in sprachlosem Entzücken sich ihren Geliebten zu Füßen zu werfen — als eine verborgene Thür aufging, und die majestätischen Alten, Taranes und Calasiris, Hand in Hand zwischen sie tretend, durch eine so unvermuthete Erscheinung ihr Erstaunen auf die höchste Spitze trieben. Taranes ergriff lächelnd die Hand des jungen Aegypters, und sagte, indem er ihn zu der Bildsäule führte: Belebe sie, wenn du kannst, und sey glücklich! — Zu gleicher Zeit führte Calasiris den Sohn des Druiden zu der vermeinten Salamandrin, und sagte, indem er ihren Schleier wegzog: Verzeiht einander — euer Glück; denn es würde nicht so vollkommen seyn, wenn es euch weniger gekostet hätte.

Osmandyas, in die Arme seiner geliebten Bildsäule sinkend, fühlte mit sprachloser Wonne ihr Herz zum erstenmale dem seinen entgegenschlagen: Clodion,

den Füßen der liebenswürdigen Thermutis, empfand sein Glück in keinem geringern Grade. Nie hatte die Liebe vier Sterbliche so glücklich gemacht: und nie hatten zwei Väter das Vergnügen in solchem Grade genossen, in der Wonne ihrer Kinder ihre eigenen Entwürfe vollzogen zu sehen.

Der Thurm mit den drei Zinnen war zu enge für so viele Glückliche. Sie eilten in die Gärten hinab, die hinter den Ruinen in einem sanften Abhang sich bis in die Ebene zogen; und Clodion erkannte nun auf einmal in dem nächtlichen Elysium der Salamandrin die Zaubergärten, in welche ihn die Fee Pasidora bei Tage geführt hatte. Auch zeigte ihm die schöne Thermutis, daß es nur auf die Salamandrin angekommen wäre, ihn durch einen kleinen Schlangenweg bis zu Pasidoras Palast zu führen, der ihm, bei ihren nächtlichen Spaziergängen von einigen Gebüschen und einem kleinen Pappelwäldchen versteckt worden war.

Unvermerkt befanden sich die beiden ehrwürdigen Alten mit ihren glücklichen Kindern in einem kleinen Tempel. Hier ließen sie sich auf die ringsherumlaufenden Polster nieder, und der Oberdruide Taranes, da er in den Augen der beiden Jünglinge das Verlangen las, das, was in ihrem schönen Abenteuer

noch räthselhaft war, sich erklären zu können, fing jetzt ihre Neugier zu befriedigen an.

„Die Freundschaft, welche mich mit dem ehrwürdigen Calasiris verbindet, sprach er, war von ihrem ersten Anfang auf die wunderbarste Art vertraut und innig. Aber sobald wir uns beide, jeder mit einem Sohne und einer Tochter beglückt sahen, deren erste Jugend die schönsten Hoffnungen von dem, was sie einst seyn würden erregte, beschlossen wir, nur eine einzige glückliche Familie aus ihnen zu machen. Wir fragten bei eurer Geburt nicht die Sterne um Rath: aber wir beschlossen, daß euer Glück eben so sehr das Werk euers eigenen Herzens und unsrer Vorsicht, als das Werk des Schicksals seyn sollte, und machten uns ein Geschäft daraus, auf alle Winke Acht zu geben, die uns den Weg zeigen würden, wo das, was der Himmel über euch verhängt hätte, mit euern Wünschen und den unsrigen in einem Punkte zusammenträfe. Bei dem Besuche, den ich vor mehr als drei Jahren meinem Freunde Calasiris machte, erneuerte sich das Verlangen, mit verdoppelter Wärme, unser lang verabredetes Familienbündniß zu Stande zu bringen. Aber der Sohn des Calasiris war abwesend, und meinem Sohne Clodion, der von seiner ersten Jugend an ein so seltsames aber hartnäckiges Vorurtheil gegen die Frauen gefaßt hatte, würde es

fährlich gewesen seyn, die liebenswürdige Thermutis, die ihm, wenn er sie für ein Wesen von höherer Ordnung hielte, vielleicht unendliche Liebe eingeflößt haben würde, als die Tochter des Calasiris sehen zu lassen. Osmandyas sollte in dem Laufe seiner Reisen und Studien nicht unterbrochen, Clodion in seiner grillenhaften, aber Nachsicht verdienenden Laune nicht voreilig gestört, und der sanft aufkeimenden Neigung unsrer Töchter Zeit gelassen werden, sich zu entwickeln und zur Reife zn kommen. Denn Thermutis hatte meinen Sohn mehr als einmal gesehen, ohne von ihm gesehen werden zu können; und Clotilde hatte nichts als die Versicherung einer großen Aehnlichkeit zwischen Osmandyas und seiner Schwester vonnöthen, um ganz zu seinem Vortheil eingenommen zu seyn. Wie gewiß wir uns aber auch zum voraus hielten, daß alles am Ende nach unsern Wünschen ausgehen würde: so fanden wir doch für nöthig, eine wechselseitige Zuneigung, die das Glück oder Unglück des ganzen Lebens unsrer Kinder entscheiden sollte, auf die stärksten Proben zu setzen; und so veranstalteten wir das doppelte Abenteuer, dessen Ausgang unsere Entwürfe so schön gerechtfertigt hat. Osmandyas lernte Clotilden nicht anders als in Gestalt einer Bildsäule kennen, und Clodion glaubte in Thermutis eine Salamandrin zu lieben. Die zwei Jahre,

mein Sohn, die du noch mit deinen Reisen zubrachtest, nachdem ich mit Thermutis und Clotilden schon wieder in Armorica angelangt war, gaben uns hinlängliche Zeit, die zu unserm Vorhaben nöthigen Anstalten zu treffen. Der wildeste Theil des an meine Wohnung angränzenden Waldes wurde in die Gärten der vermeinten Salamandrin umgeschaffen; und der neu erbaute Pavillion, welcher den beiden Schwestern während deiner Zurückkunft zur gemeinschaftlichen Wohnung diente, wurde an einen solchen Ort gebaut, und auf eine so geschickte Weise verborgen, daß Thermutis ihre Doppelrolle sehr bequem spielen konnte, und der Gedanke, daß es mit deinen Abenteuern in einer dir, wie du glaubtest, so wohl bekannten Gegend, nicht natürlich zugehe, um so nothwendiger in dir entstehen mußte, weil alle unsere Hausgenossen in Pflicht genommen waren, dir aus dem, was in deiner Abwesenheit vorgegangen, und aus allem, was dir das Wundervolle der Sache hätte enträthseln können, ein Geheimniß zu machen."

„Und daß es, fuhr Thermutis lächelnd fort, mit den Wunderdingen im Palast der Fee Pasidora sehr natürlich zugegangen, wird dir der Augenschein zeigen, wenn du diesen Zauberpalast, mit allen seinen Jungfrauen, Mohren und Drachen, und allem übrigen Zubehör, als ein Geschenk von mir annehmen wil

das der Hand und dem Herzen der Eigenthümerin folgt.“ —

„Was ich mit Vergnügen bestätige, fiel der ehrwürdige Calasiris ein. Was dich anbetrifft, mein Sohn Osmandyas, fuhr er fort, indem er sich an Clotildens Geliebten wandte, so wird auch dir alles begreiflich werden, wenn ich dir —“

„Das Geheimniß der beiden Bildsäulen hab' ich ihm bereits aufgeschlossen, sagte Clodion: aber eh' ich noch damit fertig war, sah ich ihn eingeschlummert, vermuthlich durch eine geheime Kraft des Weins in der kleinen Flasche —“

„Wir haben sie selbst heimlich in den Schrank gestellt, sagten die beiden Schönen, als uns die Ungeduld, zu erfahren, ob Osmandyas, den wir mit Schmerzen erwarteten, glücklich angelangt sey, auf den Einfall brachte, in Männertracht verkleidet, nach dem Thurme zu reiten, wo wir, ohne daß ihr uns gewahr wurdet, einem Theil eures Gespräches zuhörten.“

Die Täuschung des Wunderbaren hat etwas so Anziehendes und Zauberisches für die meisten Menschen, daß man oft schlechten Dank bei ihnen verdient, wenn man sie hinter die Scene führt, und die vermeintlichen Wunder einer künstlichen Täuschung vor ihren Augen in ihrer wahren Gestalt zeigt. Aber hier war das Wahre selbst so schön und außerordent-

lich, daß es aller Vortheile, die es von der Täuschung gezogen hatte, leicht entbehrte. Der Sohn des Calasiris fand viel mehr in der liebenswürdigen Tochter des Druiden, als ihm seine so schwärmerisch geliebte Bildsäule versprochen hatte: und Clodion, dem seine, wiewohl aufs höchste gespannte Einbildungskraft nichts Vollkommeneres als die göttliche Thermutis darzustellen vermochte, hielt sich nun versichert, daß ein natürliches Mädchen wie sie, das Urbild zu den Sylphiden und Salamandrinen gewesen seyn müsse, womit die Einbildungskraft der Dichter die reinern Elemente bevölkert hat.

Prinzessin Fisch.

Es war einmal ein König und eine Königin, die nur einen Sohn hatten. Dieser war ihre einzige Hoffnung. Seit den vierzehn Jahren, daß ihnen der Himmel dieß Kind geschenkt hatte, war die Königin nicht mehr Mutter geworden. Der kleine Prinz war ein Wunder an Schönheit; er lernte was man nur wollte, und König und Königin, und Hofgesinde und Volk, Alles liebte ihn so zärtlich, daß es ihn — nach dem gewöhnlichen Ausdruck — vor Liebe hätte auffressen mögen. Dies wäre nun aber freilich dem Prinzen wie den Andern im Grunde nicht sehr angenehm gewesen. Sein Name war Zirbel. Man sagt, die Königin habe während ihrer Schwangerschaft unter einem jener Bäume gesessen, auf denen die Zirbelnüsse wachsen, und die man deshalb Zirbelbäume nennt. Hier überfiel sie ein tiefer Schlaf,

während dessen sie den angenehmen Traum hatte, der ihr den lieblichen Sohn vorspiegelte. Zum Gedächtniß daran bestand sie darauf, ihn Zirbel zu nennen, trotz aller Einreden des Königs und der Hofleute, die den Namen etwas zu ungewöhnlich fanden, und viel eher für Carlchen, Hänschen oder einen andern gestimmt haben würden. Um diesen Anforderungen einigermaßen zu genügen, entschloß sich die Königin endlich, dem Namen ihres Sohnes durch eine Endigung etwas mehr Wohlklang zu verleihen, und gestattete, daß man ihn Zirbellino nannte.

Der König und seine Gemahlin hatten beschlossen, ihren Thronerben sobald als möglich zu verheirathen, damit ihre Nachkommenschaft nicht auf ihm allein beruhte.

Man ließ nunmehr zu Fuß und zu Pferde, zu Schiffe und zu Wagen, eine Prinzessin suchen, welche der Hand des Prinzen würdig wäre; allein man fand keine. Endlich, nachdem man Alles aufgeboten hatte, kam man eines Tages zur Königin und meldete ihr, daß eine verschleierte Dame sie in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünsche. Die Königin setzte sich geschwinde auf ihren Thron, um ihr Audienz zu ertheilen, und befahl, daß man sie zu ihr hereinführe.

Die fremde Frau trat in den Saal, in weißen Florschleiern bis auf die Füße verhüllt. Sie ging bis zu den Stufen des Thrones und sagte dann:

„Königin, ich bin sehr verwundert, daß du daran denken kannst, deinen Sohn zu verheirathen, ohne mich dabei um Rath gefragt zu haben. Ich bin die Fee Feldmaus, und ich darf mir schmeicheln, daß mein ziemlich verbreiteter Name auch bis zu dir gedrungen seyn wird. Du hast mich tödtlich beleidigt und als Anfang der Strafe, die ich dir zugedacht habe, befehle ich dir, deinem Sohne die Person zur Frau zu geben, die ich hier mitbringe. Für deinen Zirbel wird sie wohl recht seyn."

Bei diesen Worten suchte sie in der Tasche und zog endlich ein kleines Zahnstocherfutteral daraus hervor. Dies öffnete sie und nahm eine kleine lakirte Puppe heraus, welche die Königin, ungeachtet sie über diesen Besuch in großen Schmerz versunken war, dennoch zu bewundern nicht unterlassen konnte.

„Es ist mein Enkelin, fuhr hierauf die Fee Feldmaus fort, und ich habe ihr schon seit lange Zirbel's Hand versprochen."

Die Königin zerfloß in Thränen und beschwor die Fee, sie nicht dem Gespötte ihrer Unterthanen preis zu geben. Sie wußte ja nicht einmal, wie sie diese Heirath in der Zeitung anzeigen sollte.

„Was soll das heißen? Gespötte? rief die Fee erzürnt. Wir wollen doch einmal sehen, wer sich unterstehen wird, über meine Enkelin zu spotten, und ob

dein Sohn sie nicht vollends anbeten wird. Und sie verdient es, das ist gewiß. Zwar ist sie nur klein, allein sie besitzt dennoch mehr Verstand, als dein ganzes Königreich. Wenn du sie nur einmal sprechen hören wirst, so wirst du mir's wohl gestehen. Allons, kleine Prinzessin, munter, meine liebe Purzellina; mit diesen Worten wandte sie sich jetzt an die Puppe, sprich einmal mit deiner Frau Schwiegermutter und zeige ihr, was du verstehst."

Da sprang die kleine Purzellina auf die Halskrause der Königin, und machte ihr ein so vernünftiges und höfliches Kompliment, daß die Königin zu weinen aufhörte und sich nicht enthalten konnte, mit aller Zärtlichkeit das liebe Kind zu umarmen.

„Hier, Frau Königin, sprach nun die Feldmaus, nimm das Futteral und thue deine Schwiegertochter wieder hinein; ich wünsche, daß dein Sohn sich an ihren Anblick gewöhne, ehe er sie heirathet. Ich hoffe, daß es nicht lange währen wird. Nur dein Gehorsam wird meinen Zorn beschwichtigen; allein wenn du gegen meinen Befehl handelst, so sollst du, dein Mann, dein Sohn und dein ganzes Königreich die Wirkungen meines Zorns empfinden. Besonders trage Sorge dafür, daß das Kind Abends bei Zeiten in's Futteral gelegt werde, denn es darf durchaus nicht lange aufbleiben."

Nachdem sie dies gesagt, schlug sie ihren Schleier zurück, und die Königin fiel in Ohnmacht, denn sie sah jetzt die completten Züge einer wirklichen Feldmaus. Die Taille der Verschleierten war ihr zwar gleich anfänglich ungemein klein vorgekommen, doch war sie immer noch für eine Maus zu groß, deren eigenthümlicher Körperbau und deren Phisiognomie nach solchem Maaßstabe, sich wirklich abschreckend genug ausnahm.

Wie die Königin aus der Ohnmacht wieder erwachte, befand sie sich in den Armen ihrer Frauen, und sah das Futteral vor sich, doch von der Fee keine Spur.

Man brachte die Königin zu Bett und machte dem König Meldung von dem Unfall; er lief voll Schrecken herbei. Die Königin befahl, daß sich Alles entferne und erzählte ihrem Gemahle unter einem Strome von Thränen das Ereigniß. Der König stand an, ihren Worten Glauben beizumessen, bis daß die Königin die Puppe aus ihrem Futterale nahm. Da rief er nach einigem Nachdenken schmerzlich aus:

„Gerechter Himmel! wie ist es möglich, daß die Könige solchen überschwenglichen Unglücksfällen ausgesetzt sind? Stehen wir nur darum über den andern Menschen, um die Leiden, die mit dem Leben unauf-

löslich verknüpft sind, nur in desto größerm Maaße zu erfahren?"

„Ja, und um das Beispiel größerer Standhaftigkeit zu geben!" fiel ihm die Puppe mit einer sanften, aber hellen Stimme in die Rede.

„Liebe Purzellina, sprach die Königin, du sprichst wie ein Orakel."

Nachdem alle drei auf solche Weise sich eine Stunde lang unterhalten hatten, wurde beschlossen, daß man über die Vermählung noch nichts bestimmen und die Zurückkunft Zirbellinos erwarten wollte, der sich seit drei Tagen auf der Jagd befand, um zu hören, ob er sich dem Befehle der Fee unterwerfen würde, die ihm die Königin mitzutheilen übernommen hatte.

Inzwischen beschäftigte sich der König und die Königin, die kleine Purzellina zu unterhalten. Sie hatte einen gebildeten Verstand und wußte sehr geistreich zu sprechen. Allein dennoch war etwas Stieres in ihren, sonst sehr schönen Augen, was den guten Eindruck störte, den ihr übriges Wesen machte. Die Königin grämte sich darüber unmäßig, weil sie Purzellina liebte und besorgte, daß der Prinz an dem Blick Anstoß nehme, und ihr seine Hand verweigern würde.

Es war bereits ein Monat verstrichen, seit die Fee Feldmaus der Königin erschienen war, und noch hatte

diese es nicht gewagt, dem Prinzen Zirbellino seine zukünftige Gemahlin vorzustellen.

An einem schönen Morgen trat er zu seiner Mutter in's Zimmer, als sie noch im Bette lag.

„Frau Mutter, sprach er, es ist mir kürzlich auf der Jagd das Wunderseltsamste begegnet. Ich wollte es ihnen immer verschweigen, allein jetzt kann ich's nicht mehr, und es drängt mich, es ihnen mitzutheilen.“

Ich verfolgte hitzig eine Wildsau bis zum Rande des Parks und hatte nicht bemerkt, daß ich mich ganz allein befand. Plötzlich sehe ich, wie sich das wilde Thier in eine Kluft stürzt, und ich — die Gefahr nicht bedenkend — setzte mit meinem Pferde ihm nach, und falle während einer halben Stunde in einem fort, bis ich den Grund erreicht habe, ohne daß ich mir einen Schaden zugefügt hätte. Unten finde ich nun aber, statt der Sau, die mir eben kein großes Vergnügen gemacht haben würde, eine sehr häßliche Frau, die mich ersuchte, vom Pferde zu steigen und ihr zu folgen. Ich nahm keinen Anstand, ihr die Hand zu geben; sie öffnete hierauf eine kleine Pforte, die ich früher nicht bemerkt hatte, und ich trat mit ihr in einen Saal von grünem Marmor, in welchem ein goldenes Becken stand, das mit einer sehr reichen Decke behängt war. Sie hob die Decke in die Höhe, und nun erblickte ich in dem Becken eine

solche Schönheit, daß ich glaubte vor Staunen in die Knie sinken zu müssen. „Prinz Zirbellino, sprach die Dame zu mir, die gerade in dem goldenen Becken ein Bad nahm, die Fee Feldmaus hat mich hieher verzaubert, und nur durch Eure Hilfe kann ich erlöst werden. —" „Sprecht, hohes Wesen, erwiderte ich, was kann ich thun, um euch zu erlösen? — „Ihr müßt mich gleich zur Stelle heirathen, war die Antwort aus dem schönen Munde, oder mir lebendig die Haut abziehen." — Sie können denken, theuerste Mutter, daß mich die erste Proposition eben so in Verwunderung als die zweite in Schrecken setzte. Sie mußte meine Verlegenheit mir in den Blicken lesen, und nahm daher wieder das Wort. „Denket nicht, edler Prinz, daß ich scherze, oder daß ich von euch etwas fordere, das Ihr später bereuen müßtet. Nein, theurer Zirbellino, beruhigt euch darüber; ich bin eine unglückliche Prinzessin, die den Haß der Fee auf sich gezogen hat. Sie hat mich zur Hälfte in einen Fisch verwandelt, weil ich die Hand ihres Neffen ausschlug, welcher der Karpfen-König ist. Er ist eben so häßlich als boshaft. Nun muß ich so lange in meiner Verzauberung verharren, bis daß ein Prinz, Zirbel mit Namen, Eins oder das Andere, von dem, was ich euch eben sagte, an mir vollzogen haben wird. Um nur diesen Zweck zu erreichen, er-

suchte ich eine meiner Hofdamen, sich aus Liebe zu mir in eine Wildsau zu verwandeln, und euch in meine Nähe zu bringen. Ich füge übrigens noch hinzu, daß ihr euch, ohne ein paar Bedingungen erfüllt zu haben, nicht von hier fortbegeben werdet. Ich selbst bin nicht im Stande, etwas daran zu ändern und Citronette, die ihr hier bei mir sehet, wird euch die Wahrheit von dem, was ich sage, bestätigen."

„Nun denken Sie nur, Frau Mutter, fuhr der Prinz, zur Königin gewandt, fort, die ihm mit gespanntester Aufmerksamkeit zuhörte, wie mir bei diesem Empfange zu Muthe seyn mußte! Obgleich das Gesicht der Prinzessin Fisch mir ganz vorzüglich gefiel und obgleich ihre anmuthige Rede, so wie ihr Unglück, mich überaus gerührt hatte, so erregte doch das Fischende an ihrem Körper eine große Abneigung in mir. Eben so aber glaubte ich verzweifeln zu müssen, wenn ich daran dachte, daß ich ihr die Haut abziehen sollte. Aber, Prinzessin, fing ich endlich an, um das für sie eben so beleidigende, als für mich unbequeme Schweigen, endlich zu unterbrechen — Aber, theuerste Prinzessin, sollte es denn kein drittes Mittel geben?" —

Kaum hatte ich diese Worte herausgebracht, als die Prinzessin und Citronette, ihre Begleiterin, zu schreien und zu klagen begannen, daß das Gewölbe bebte. „Undankbarer! Grausamer! Tiger! Unmensch-

licher! Wilder! Barbar!“ so ging’s aus einem Athem. „Du willst also, daß ich dich vor meinen Augen hier sterben sehen soll? Denn wisse, wenn du dich nicht entschließest zu thun, was ich von dir verlange, so mußt du sterben und ich bleibe Fisch mein ganzes Leben. So hat es mir die Fee gesagt.“

„Diese Vorwürfe zerschnitten mir das Herz. Sie hob ihre schönen Arme aus dem Wasser und faltete die allerliebsten Hände flehend zu mir empor. Citronette umklammerte meine Knie und schrie dabei so laut, daß ich fast taub davon wurde. „Wie sollte ich euch aber wohl heirathen? fragte ich endlich, welche Ceremonie ist dabei erforderlich?“ — „Gut, so ziehet mir die Haut ab, erwiderte sie zärtlich, es ist mir eben so lieb.“ — „Ziehet ihr die Haut ab, rief die Citronette, und kümmert euch um nichts weiter.“ — Ich befand mich in einer entsetzlichen Verlegenheit, und wie ich nun so nachdachte über das, was ich ergreifen sollte, nahm ihr Wehklagen immer zu, und ich war so betäubt, daß ich zu keinem Entschluß kommen konnte. Endlich, nach tausend innern Kämpfen, erhob ich die Augen zu dem reizenden Fisch, und ich muß gestehen, daß mich der Anblick auf’s tiefste ergriff. Ich warf mich auf die Knie und nahm sie bei der Hand. „Meine himmlische Prinzessin, sagte ich,

ich kann euch diese schöne Haut nicht abziehen, viel lieber will ich euch heirathen.“ —

„Bei diesen Worten verbreitete sich der Ausdruck innerer Freude über die Züge der Prinzessin. Sie erröthete und senkte die Augen. „Nie, sprach sie, werde ich den Dienst vergessen, den Ihr mir erzeigen wollt. Ich bin so sehr von Dankbarkeit durchdrungen, daß ihr Alles von mir erwarten könnt, was ihr nur wünscht.“

„Verliert jetzt nur keine Zeit, schrie die unerträgliche Citronette, und sagt dem Prinzen geschwinde, was er zu thun hat.“ — „Es ist hinreichend, sprach die Prinzessin Fisch, indem sie noch höher erröthete, daß ihr mir euern Ring gebet, und dafür den meinigen empfangt. Hier ist meine Hand als Pfand des Bündnisses und meine Einwilligung.“ —

„Kaum hatten wir die Ringe gewechselt und kaum hatte ich einen Kuß auf ihre schöne Hand gedrückt, als ich mich wieder auf meinem Pferde sah, und mich mitten im dichtesten Walde befand. Auf meinen Ruf eilte mein Gefolge herbei, und ich kehrte nach Hause zurück, so erstaunt über Alles, was ich erlebt hatte, daß ich kein Wort sprechen konnte. Jetzt werde ich allnächtlich, ohne sagen zu können, wie, nach dem grünen Saal gebracht, wo ich mich neben einer unsichtbaren Person befinde; sie spricht mit mir und

sagt mir, daß noch nicht die Zeit gekommen sey, um sie zu kennen.“ —

„Ach, geliebter Sohn, rief hier die Königin aus, wäre es also wohl möglich, daß du wirklich verheirathet bist?“

„Wie denn anders, Frau Mutter, erwiderte der Prinz. Doch glauben sie mir, obgleich ich meine Frau recht herzlich liebe, so hätte ich mich doch lieber ohne Verheirathung aus der Affaire gezogen, wenn es nur angegangen wäre.“

Bei diesen Worten ertönte ein feines Stimmchen aus dem Arbeitsbeutel der Königin, welches sagte: Prinz Zirbellino hätte sie schinden sollen, ja — er hätte sie schinden sollen, sein Mitleiden kann ihm noch verderblich werden — sehr verderblich werden.

Dem Prinzen fiel diese Stimme auf und er fragte verwirrt, woher sie käme. Vergeblich wollte ihm die Königin dieses Abenteuer verbergen; er durchsuchte den Arbeitsbeutel seiner Mutter, der auf dem Nachttische lag, und zog das Futteral daraus hervor, welches die Königin ihm sogleich aus der Hand nahm und öffnete. Die Prinzessin Purzellina hüpfte daraus hervor, und der Prinz kniete am Bette seiner Mutter, um das kleine, zierliche Wesen in der Nähe betrachten zu können. „Ich betheuere Ihnen, liebe Mutter,

daß dies das Miniaturbild meines geliebten Fisches ist," rief er entzückt und verwundert zugleich.

Nun erzählte ihm die Königin Alles, was sich mit der Fee Feldmaus zugetragen hatte. Zirbel bezeugte der kleinen Purzellina eine nicht sehr artige Rücksicht, allein diese liebenswürdige Person hatte nur die Betrübniß der Königin im Auge. Sie ergriff ihre Hand und ließ einige sehr kleine Thränen darauf fallen. Dies rührte endlich Zirbel und er bat um die Hand Purzellina's, sie zärtlich an sein Herz zu drücken. Sie reichte sie ihm mit eben so viel Grazie als Anstand, dann stieg sie wieder in ihr Futteral. Nach dieser wahrhaft rührenden Scene stand die Königin auf, um sich sogleich zum König zu verfügen, und ihm Alles zu erzählen, damit man gegen die Wuth der Fee Feldmaus die geeigneten Maaßregeln ergreifen möchte.

In der folgenden Nacht wurde Prinz Zirbel, trotz der verdreifachten Wache, die man ihm in seinem Zimmer gegeben hatte, mit dem Schlage zwölf Uhr entführt, und sah sich wie gewöhnlich bei seiner Unsichtbaren hin versetzt. Allein statt der Zärtlichkeiten, die ihn sonst hier zu erwarten pflegten, hörte er nichts als Klagen und Weinen, und daß man ihm Vorwürfe machte.

„Was hab' ich denn verbrochen, sagte er endlich,

nachdem ihm das Ganze Langeweile zu machen begann, was hab' ich verbrochen, daß du mich so schlecht behandelst?"

„Ich weiß Alles, schluchzte Prinzessin Fisch, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Hast du wohl vergessen, Undankbarer, mit welcher Inbrunst du die Hand der kleinen Purzellina geküßt hast?"

„Mit Inbrunst?" erwiderte lebhaft der Prinz. Wie, theure Prinzessin, kennst du mich so wenig, daß du mir solch einen Vorwurf machst? Wenn ich sie mit einiger Aufmerksamkeit betrachtet habe, so geschah es blos, weil ihre Gesichtszüge mir mit den deinigen einige Aehnlichkeit darzubieten schienen. Entziehe dich nicht mehr meinen Blicken, und ich verspreche dir, keine Andere mehr anzusehen."

Die Unsichtbare schien von diesen Worten beruhigt zu werden und näherte sich wieder dem Prinzen.

„Vergib mir diese Regung meines eifersüchtigen Gefühls, sprach sie, ich habe zu große Ursache, eine Trennung von dir zu befürchten, und deßhalb erschütterte mich ein Zufall, der mir ein solches Unglück anzudeuten schien."

„Darf ich denn aber nicht wissen, fragte der Prinz, warum du mich nur stets unsichtbar umgibst? Wenn ich dich durch meine That der Macht der Fee Feld-

maus entzogen habe, so ist es mir nicht erklärlich warum du noch immer nicht frei handeln kannst."

„Ach, seufzte die unsichtbare Prinzessin, wenn du mir die Haut abgezogen hättest, so wären wir viel glücklicher gewesen, als jetzt. Aber du schienst so entsetzt über diesen Antrag zu seyn, daß ich mich nicht unterstand, dich länger darum zu bitten."

„Wie kommt es aber, fragte der Prinz weiter, daß Purzellina von Allem unterrichtet ist?"

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als Prinzessin Fisch einen entsetzlichen Schrei ausstieß und aus dem Bette sprang. Der Prinz eilte ihr nach, da er sie nicht zurückzuhalten vermochte. Aber wie groß war sein Entsetzen, als er nun in der Mitte des Gemachs die häßliche Feldmaus sah, welche die Prinzessin bei den Haaren ergriffen hatte, die nun weder Fisch noch unsichtbar mehr war.

Er wollte sein Schwert ziehen, aber die Prinzessin, in Thränen zerfließend, bat ihn, seinen Zorn zurückzuhalten, weil er doch nichts gegen die Macht der Fee damit ausrichten würde. Hier grinste die abscheuliche Feldmaus, und wie sie so die Zähne fletschte, fuhr ihr eine violette Flamme aus dem Munde, welche dem Prinzen den Bart versengte.

„Prinz Zirbellino, kreischte sie, eine andere Fee, die dich gegen mich in Schutz genommen hat, verhindert mich

nur, dich, deinen Vater, deine Mutter und alle deine Angehörigen zu vertilgen. Aber ich werde dich dennoch peinigen, in dem, was dir am liebsten auf Erden ist, für das Verbrechen, daß du dich gegen meinen Willen verheirathet hast, und deine Qualen sollen nicht eher ein Ende nehmen, bis daß du dich dazu bequemt hast, was ich von dir verlange!"

Nach diesen Worten verschwand die Fee, die Prinzessin und der Palast, und der Prinz befand sich wieder in seinem Zimmer, im Hemde, mit dem Schwerte in der Hand. Er war eben so erstaunt, als von Zorn erfüllt und empfand gar nicht, daß ihm vor Kälte die Zähne zusammenschlugen; denn man befand sich gerade im stärksten Winter. Auf seinen Ruf traten die Wachen ein und baten ihn, sich doch entweder in's Bett zu legen oder ankleiden zu lassen. Er that das Letztere und verfügte sich zur Königin, welche die Nacht in der quälendsten Unruhe zugebracht hatte.

Sie hatte beim Niederlegen nicht sogleich einschlafen können und wollte sich daher zur Zerstreuung, mit der liebenswürdigen Purzellina unterhalten. Allein wie sehr sie auch an dem Futteral rüttelte und schüttelte, keine Purzellina war darin. Sie glaubte schon, daß sie sie im Garten verloren haben könne, und sie stand auf, um sie dort bei Fackelschein zu suchen.

Jedoch vergebens. Purzellina war verschwunden und die Königin legte sich wieder, tief bekümmert, zu Bette. Wie ihr Sohn zu ihr in's Zimmer trat, brach sie in Klagen aus, aber er war selbst so sehr betrübt, daß er es fast nicht bemerkte. Als die Königin seine innere Bewegung merkte, sagte sie:

„Gewiß kommst du, mir irgend ein Unglück zu verkünden!"

„Ja, Frau Mutter, antwortete der Prinz, denn ich will ihnen melden, daß ich mir den Tod gebe, wenn ich meine Prinzessin nicht wieder finde."

„Wie, sprach die Königin, so liebtest du also schon die Prinzessin?"

„Nicht Purzellina! nein, daran ist nicht zu denken! meine Prinzessin Fisch ist mir entrissen. Nur für meine Geliebte will ich leben und Feldmaus, die grausame Feldmaus hat sie mir geraubt."

„Ach, mein Sohn, sagte die Königin, ich bin wohl noch mehr zu beklagen, als du; denn wenn man dir deine Prinzessin Fisch geraubt hat, so habe ich meine Purzellina verloren. Seit gestern Abend ist sie aus dem Futteral verschwunden."

Hierauf vertrauten sie einander ihre Leiden. Man benachrichtigte den König von der Verzweiflung der Königin und von dem Kummer des Prinzen, worauf er sich sogleich in das Zimmer verfügte, welches der

Schauplatz dieser zerreißenden Scene war. Da er viel Verstand besaß, so kam er sogleich auf den Einfall, in die Tageblätter und an die Straßenecken die Prinzessin Purzellina als „Verlorenes“ ankündigen zu lassen und „dem redlichen Finder“ eine gute Belohnung zu versprechen. Alles fand diesen Einfall vortrefflich und selbst die Königin konnte sich, trotz ihres tiefen Schmerzes, nicht enthalten, zu gestehen, daß es nicht möglich sey, eine solche Maaßregel zu ersinnen, ohne mit einem überaus durchdringenden Verstand begabt zu seyn. Seitdem ist freilich dies Auskunftsmittel so allgemein geworden, daß es jetzt so aussieht, als wenn Jedermann solch einen klugen Einfall haben könnte.

Man klebte nun überall Zettel an, und die Königin gab sich der angenehmen Hoffnung hin, daß sie nun bald Nachricht von ihrer kleinen Prinzessin haben würde.

Den Prinzen Zirbel interessirte es wenig, ob Purzellina im Futteral sey oder nicht; er beschloß eine Fee aufzusuchen, von welcher man ihm gesagt hatte, bat den König und die Königin um die Erlaubniß hiezu, und nachdem er sie erhalten, begab er sich mit einem Stallmeister auf den Weg.

Die Reise bis in das Land, welches die Fee bewohnte, war lang; aber die Unruhe des Prinzen

überwand Beschwerden und Hindernisse jeder Art. Er kam durch unzählige Königreiche und Landschaften, allein es ereignete sich nichts Erhebliches mit ihm, da er die Abenteuer nicht suchte, die sich ihm sonst auf alle Weise dargeboten haben würden, da er schön wie ein Held und tapfer wie sein Degen war. Nachdem er ein Jahr gereist war — man muß denken, daß von Eisenbahnen und Dampfschiffen damals noch nicht die Rede war — erreichte er endlich den Anfang der Wüste, wo die Fee ihre Wohnung aufgeschlagen hatte. Er stieg vom Pferde und ließ seinen Stallmeister in einer kleinen Hütte am Wege, mit dem Befehl, ihn zu erwarten und über sein Ausbleiben nicht die Geduld zu verlieren.

Hierauf trat er in die Wüste, die ihrer Einsamkeit wegen unbeschreiblich entsetzlich war. Nur Nachteulen bewohnten sie, allein ihr Geschrei erschreckte nicht die muthige Seele des Prinzen. Seine Kraft erhob ihn und die Hoffnung, die wohlthätige Fee zu finden. So drang er denn immer weiter in die Wüste ein, die vor ihm noch nie der Fuß einer Sterblichen betreten hatte.

Eines Abends gewahrte er in der Ferne ein Licht, woraus er auf der Nähe der Höhle schließen durfte, in der die Fee residirte, denn Niemand anders als sie hätte es wohl gewagt, an solchem schauerlichen

Orte zu wohnen. Er marschirte lange Zeit in der Nacht fort, und erst bei anbrechendem Morgen entdeckten seine Augen die Höhle. Er befand sich am Fuße eines ungeheuern Felsens, der ganz aus Feuer zu seyn schien, so glänzend war er. Es war nehmlich ein Karfunkel von solcher Größe, daß die Fee ihre Wohnung ganz bequem darin hatte.

Sobald der Prinz sich näherte, trat die Fee Lichtreich aus dem Felsen; er warf sich vor ihr nieder; sie aber hob ihn auf und geleitete ihn in ihre Höhle.

„Prinz, redete sie ihn an, eine mir gleichstehende Gewalt hat das Glück, womit ich Euch bei der Geburt ausgestattet habe, vernichtet; allein Ihr könnt Alles von meiner Vorsorge erwarten. Es bedarf eben so großer Geduld, als festen Muthes, um die Bosheit der Feldmaus zu zerstören. Mehr kann ich Euch für den Augenblick nicht offenbaren."

„Nur das Eine wünschte ich zu wissen, gnädigste Fee, bemerkte der Prinz, ob die schöne Prinzessin Fisch nicht unglücklich ist und ob ich hoffen darf, sie bald wieder zu sehen?"

„Sie ist nicht unglücklich, entgegnete die Fee, allein Ihr werdet sie nicht eher wieder sehen, bis Ihr sie im Mörser des Karpfenkönigs zerstoßen habt."

„Himmel! rief der Prinz im höchsten Schmerze aus; wie? so wäre sie in seiner Macht und ich hätte

nicht nur von seiner Liebe zu ihr Alles zu befürchten, sondern mußte sie auch noch mit meinen eigenen Händen zerstoßen!"

„Waffnet Euch mit Kraft, sprach die Fee, und zögert nicht, zu gehorchen. Davon allein hängt Euer Glück und das Eurer Gemahlin ab."

„Wenn ich sie aber zerstoße, so würde sie sterben, schrie schmerzvoll der Prinz, und viel lieber wollte ich ja selbst zehntausendmal den Tod erleiden....."

„Schweigt, sprach die Fee, und erwidert nichts. Jeder Augenblick, den Ihr verliert, vermehrt die Wuth der Feldmaus. Begebt Euch zu dem Karpfenkönig, sagt ihm, daß Ihr der Edelknabe seyd, den ich ihm zu senden versprach, und zählt auf meinen Schutz."

Hierauf zeigte sie ihm auf der Landkarte den Weg, den er einzuschlagen habe, um zu dem Karpfenkönig zu gelangen, und nachdem sie ihm viel Glück gewünscht, erwähnte sie noch, daß der Ring, den er von der Prinzessin Fisch erhalten hatte, ihm über Alles Aufklärung verschaffen könnte, wenn der König ihm Dinge auftrüge, deren Ausführung ihm zu schwer vorkommen würde.

So reiste er ab und kam nach einigen Tagen zu einer Wiese, die das Meer begränzte, wo ein kleines Fahrzeug aus Perlmutter, mit Gold besetzt, angebunden war. Er betrachtete sogleich seinen Ring

und erblickte sich darin in dem Fahrzeuge. Er that es daher wirklich, und nachdem er es losgebunden hatte, trieb es der Wind in das offene Meer. Nach wenigen Stunden befand er sich vor einem Schlosse aus Bergkrystall, das auf Pfählen im Wasser erbaut war. Er sprang aus dem Boote, und trat in einen Hof, der vor einer prächtigen Vorhalle lag, an die sich Zimmer ohne Zahl reiheten, deren Mauern sämmtlich aus Bergkrystall waren, in den verschiedene Gebilde eingegraben waren, welches die herrlichste Wirkung hervorbrachte.

Menschen mit Fischköpfen von allen Arten bewohnten dieses Schloß, und er zweifelte keinen Augenblick, daß er sich in der Residenz des Karpfenkönigs befinde. Der heftigste Zorn ergriff ihn, allein er legte sich die nöthige Mäßigung auf, um einen Stockfisch zu fragen, der wie ein Hauptmann der Schloßwache aussah, was er thun müsse, um den Karpfenkönig zu sehen.

Der Stockfischhauptmann gab ihm ein ernstes Zeichen, vorwärts zu gehen, und er trat in den Saal der Wachen, wo er zu seinem Erstaunen tausend Mann mit Hechtköpfen unter den Waffen fand. Diese bildeten sogleich Spalier bis zum Thronsaal, vor dem sich ein fürchterliches Gedränge von solchen Fischmenschen befand. Der Lärm war nicht groß, den

sie mochten, denn sie waren alle „stumm wie ein Fisch“; die meisten hatten Karpfenköpfe auf. Einige zeichneten sich durch das Gefolge aus, welches sie umgab, und diese nahmen auch sehr vornehme Mienen an. So gelangte er endlich bis zum Kabinet des Königs, aus welchem er so eben den Geheimenrath kommen sah, der aus zwölf Menschen mit Haifischköpfen bestand. Endlich erschien der König. Auch er hatte einen Karpfenkopf, allein auf den Schultern saßen ihm Floßfedern und von dem Gürtel nach unterwärts war er ein wirklicher Karpfen. Diese Auszeichnung hatte er als König. Er konnte auch sprechen, und seine Kleidung war aus der Haut von Goldfischen verfertigt, und sah ziemlich prächtig aus. Sein Helm hatte die Gestalt einer Krone, und war mit dem Schwanze eines Schellfisches, gleich wie mit einem Federbusche geziert. Vier Karpfen trugen ihn in ein Gefäß von chinesischem Porzellan, das die Form einer Badewanne hatte. Das Gefäß war aber mit Seewasser gefüllt. Der größte Aufwand des Hofes bestand darin, daß das Gefäß zweimal des Tages mit frischem Wasser, durch die Fürsten und Pairs des Reiches, angefüllt wurde. Dieses Geschäft ward als Ehrenamt stark gesucht.

Der Karpfenkönig war übrigens sehr groß und sah einem Ungeheuer viel ähnlicher, als etwas An=

derm. Nachdem er einige Bittschriften angenommen hatte, bemerkte er den Prinzen und richtete die gnädigen Worte an ihn: „Wer seyd Ihr, mein Freund? durch welchen Zufall kommt ein Mensch hieher?“

„Gnädigster Herr, sprach Zirbel, ich bin der Edelknabe, den die Fee Lichtreich Euch versprochen hat.“

„Ich weiß schon, sprach der König lächelnd, und zeigte dabei seine kleinen Zähne, wie die einer Säge, führt ihn sogleich in mein Serail zu meinen Krebsen. Jeden Morgen soll er zehn davon auswählen und sie in einem Mörser zerstoßen, um mir eine gute Krebssuppe daraus zu bereiten.“

Hierauf wurde Zirbel in das Serail geführt, wo er über seinen Zustand nachdenken konnte. Bald öffnete sich jedoch die Thüre seines Zimmers, und zehn bis zwölf tausend Krebse traten zu ihm ein und stellten sich in Reihe und Glied auf, so daß das ganze Zimmer davon voll wurde. Jetzt kam es ihm in den Sinn, daß sich die arme schöne Prinzessin Fisch darunter befinden könnte. „Warum sollte ich sie wohl zerstoßen, sprach er zu sich selbst, wenn die Fee mich nicht wahnsinnig machen wollte? doch gleichviel! ich will sie suchen (hier stand er auf), und wenn auch sie mich erkennt, so soll sie mich wenigstens vor ihren geliebten Krebsaugen sterben sehen!“

Nachdem er diese Worte gesprochen, bat er die Krebse, ob sie wohl erlauben wollten, daß er unter ihnen einen Krebs von seiner Bekanntschaft aufsuche. Einer derselben krabbelte hierauf an einem Tisch in die Höhe, stellte sich oben in Positur und sagte zu ihm: „Sie können es damit halten, wie Sie wollen, gnädiger Herr, wenn wir nur im Stande sind, zu rechter Zeit in unsern Behälter zurückzukehren, da es uns nicht gestattet ist, ausser demselben die Nacht zuzubringen."

Nun begann Zirbel seine Nachforschungen; allein je mehr er suchte, desto weniger konnte er finden, doch nahm er aus einigen Worten ab, die einer von den Krebsen ihm sagte, daß sie Alle arme Prinzessinnen seyen, welche von der bösen Feldmaus verwandelt worden wären. Man kann denken, wie groß der Schmerz war, der ihn ergriff, daß er zehn von diesen lieben Geschöpfen zur Suppe für den König aussuchen sollte. Als der Abend heranrückte, machten ihn die Krebse darauf aufmerksam, daß sie jetzt nach ihrem Behälter zurückkehren müßten, und nicht ohne neuen Kummer gab er die Bemühung auf, seiner geliebten Prinzessin nachzuspüren. Er hatte, während des ganzen Tags, nur mit hundert fünfzig Krebsen im Ganzen sich unterhalten können, allein davon war er vollkommen überzeugt, daß sie sich

nicht unter diesen befand. Deßhalb entschloß er sich, zehn von diesen auszuwählen. Er zeigte sie einem Hechtkopf, der das Amt eines Obermundkochs versah, und erhielt sogleich einen Mörser von grünem Porphyr, reich mit Gold verziert, um seine zehn Krebse hineinzulegen und sie dann zu zerstoßen.

Aber kaum schickte er sich zu diesem Geschäfte an, als der Boden des Mörsers sich öffnete und eine so glänzende Flamme daraus hervorschoß, daß sie den Prinzen blendete. Die Flamme war jedoch sogleich wieder verschwunden, der Boden schloß sich, und der Prinz sah nichts mehr; selbst nicht die Krebse, welche verschwunden waren. Obgleich er sich nun hierüber sehr verwunderte, so freute es ihn auch zugleich, da es ihm sehr leid that, die Krebse zerstoßen zu müssen. Der Hecht jedoch schien über das Abenteuer sehr ergriffen zu seyn und weinte heftig, während die Krebse in lautem Lachen ausbrachen. Alles dies machte auf unsern Prinzen den überraschendsten Eindruck. Er konnte jedoch die Ursache nicht erfahren, denn der Hechtkopf war stumm.

Sehr beschäftigt mit diesen Erlebnissen, kehrte er in sein schönes Zimmer zurück; die Krebse waren nun schon in ihren Behälter gekrochen. Erst am andern Morgen erschienen sie wieder; er suchte seine Prinzessin, wie am vorigen Tage, fand sie je

doch nicht, und wählte zehn der schönsten aus. Dasselbe Abenteuer wie gestern! Die Krebse lachten, der Hecht weinte, und die zehn ausgewählten verschwanden in der Flamme. So ging's drei Monate hintereinander zu; vom Karpfenkönig vernahm er nichts und nur die Sorge erfüllte ihn, die schöne Prinzessin Fisch nicht wieder zu finden.

Als er eines Abends aus der Küche nach seinem Zimmer ging, kam er durch die Gärten des Palastes, an einem hübschen Gebüsche vorbei, in dem ein Springbrunnen plätscherte. Er hörte sprechen. Dies überraschte ihn, da er alle Einwohner dieses Königreichs so stumm glaubte, wie die, welche er bis jetzt kennen gelernt hatte. Er schlich leise näher und hörte folgendes Gespräch:

„Aber, gnädigste Prinzessin, so lange Ihr Euch nicht zu erkennen geben werdet, kann Euch auch Euer Gemahl nicht entdecken."

„Was soll ich denn aber thun? erwiderte eine andere Stimme, die er sogleich erkannte, weißt du nicht, daß die Grausamkeit der Feldmaus mich dazu zwingt? Wenn ich mich zu erkennen gebe, so bringe ich sein und mein Leben in Gefahr. Die weise Fee Lichtreich, die ihn leitet, verbirgt mich eben vor seinen Blicken, um uns für einander zu erhal-

ten. Er muß mich durchaus zerstoßen; das ist ein unwiderruflicher Orakelspruch.

„Warum aber zerstoßen? fragte die andere Stimme. Noch nie habt ihr mir etwas von euerer Geschichte erzählt. Citronette, euere Vertraute, hatte es mir versprochen, wenn sie nicht vorige Woche zur Suppe für den König gewählt worden wäre.“

„Die Aermste hat schon das Geschick ereilt, das mich noch erwartet, seufzte die Prinzessin. Ich wünsche mich an ihrer Stelle, denn gewiß ist sie schon in ihrer Grotte.“

„Da die Nacht so schön ist, sprach jetzt die Andere, so verweilet noch mit mir im Freien und erzählt mir, warum ihr so sehr der Rachsucht der Feldmaus ausgesetzt seyd. Ich habe euch bereits gesagt, wer ich bin und brenne vor Begierde, mehr von euch zu wissen.“

„Obgleich es meine Schmerzen von neuem aufreißt, entgegnete die Prinzessin, so will ich euch doch den Gefallen thun. Uebrigens werde ich ja dabei auch meines geliebten Zirbellino erwähnen, und dies wird mir Alles zu versüßen in Stande seyn.“

Man denke sich nun, welche Freude der horchende Zirbel bei diesen Worten empfand. Es war der glücklichste Augenblick seines Lebens. Er drückte sich leise noch tiefer in's Gebüsch, und da es sehr du

kel war, so konnte er zwar nichts sehen, dafür aber war er ganz Ohr, und ich will nunmehr Wort für Wort erzählen, was der Glückliche zu hören bekam.

„Mein Vater war König eines Landes, das an den Berg Kaukasus gränzte. Er herrschte so gut und weise, als es ihm möglich war über ein Volk, das einen unglaublich schlechten Charakter hatte. Es befand sich in einer fortwährenden Empörung, und die Scheiben in dem Palaste meines Vaters waren fast beständig von den Steinen zerbrochen, die ihm sein Volk hineinwarf. Die Königin, meine Mutter, eine Frau von großem Verstande, verfertigte stets Reden, die der König hielt, um den Aufruhr zu dämpfen; allein wenn das auch für einmal etwas half, so war den Tag darauf doch gleich wieder derselbe Lärm."

„Die Richter waren schon überdrüßig, die Todesurtheile zu sprechen und die Henker müde, hinzurichten. Endlich kam es auf den Punkt, daß alle Provinzen sich zu einem allgemeinen Aufstande vereinigt hatten, und mein Vater deshalb entschlossen war, sich auf das Land zurückzuziehen, um nicht mehr so unangenehme Dinge vor Augen zu haben. Er nahm die Königin mit und überließ die Sorge, das Land zu regieren, einem seiner Minister, der sehr weise ᵇ bei weitem weniger Hasenfuß, als mein Vater war."

„Meine Mutter hatte mich noch nicht geboren, als sie an dem Fuß des Kaukasus ankam, wo mein Vater zu wohnen beschlossen hatte. Unsere boshaften Unterthanen zündeten Freudenfeuer an, als meine Eltern abreisten, und Tages darauf erdrosselten sie unsern Minister, indem sie sagten, daß sie ihren König doch noch lieber hätten als ihn. Mein Vater war von dieser schmeichelhaften Aeußerung nicht eben besonders gerührt, und hielt sich in seinem Landhause verborgen, wo ich bald das Licht der Welt erblickte."

„Man nannte mich Purzellina, weil ich so überaus klein war. Der König und die Königin verbargen mir jedoch meinen hohen Stand, und zogen mich wie ein Bauernmädchen auf. Nachdem zehn Jahre verflossen waren, die ihnen nur so lange wie zehn Minuten zu währen schienen, denn so glücklich und zufrieden fühlten sie sich in ihrer Zurückgezogenheit, beschlossen die Feen des Kaukasus, die Ordnung in dem Reiche meines Vaters wieder herzustellen, da ihnen die Unruhen, welche die Unterthanen dort anstifteten, längst ein Gräuel gewesen waren."

„Ich befand mich eines Tages mit meiner Heerde auf der Wiese, die an unsern Garten stieß, als mich zwei alte Bäuerinnen anredeten und mich um ein

Unterkommen für die Nacht baten. Sie sahen so traurig und ermüdet aus, daß mein Herz Mitleid für sie fühlte."

„Kommt mit mir, sagte ich, mein Vater, ein ehrlicher Bauer, wird euch gern aufnehmen.

„Ich lief voraus nach der Hütte, um ihre Ankunft zu verkündigen. Mein Vater und meine Mutter gingen den Fremden hierauf entgegen und empfingen sie sehr gütig. Ich aber eilte in den Stall, um meine Ziegen zu melken, und deren Milch den Gästen vorzusetzen. Unterdessen bereitete mein Vater ein gutes Abendessen, und meine Mutter, die, wie ich schon bemerkt habe, viel Verstand besaß, unterhielt die beiden Frauen auf das Beste."

„Ich hatte ein kleines Lamm, das ich über Alles liebte; aber mein Vater verlangte es nun von mir, um es an den Bratspieß zu stecken. Da ich nicht gewohnt war, ihm etwas zu verweigern, so brachte ich es ihm zwar, doch ging ich zu meiner Mutter, um mich auszuweinen. Diese war aber so im Gespräch vertieft, daß sie es nicht bemerkte."

„Was hat denn die Kleine?" fragte endlich eine von den Fremden."

„Ach, liebe Frau, sagte ich, mein Vater will so eben für euch mein kleines Lämmchen braten."

Wie, sagte die andere von den beiden Frauen,

die bis dahin noch nicht den Mund geöffnet hatte, um unsertwillen soll der Kleinen solch ein Leid zugefügt werden?"

„Und sogleich stand sie auf und winkte mit ihrem Stabe. Aus der Erde kam nun ein prächtig gedeckter Tisch herauf, und die beiden alten Weiber verwandelten sich schnell in zwei schöne, mit Edelsteinen ganz bedeckte Damen, daß ich vor Erstaunen unbeweglich stehen blieb."

„Meine Eltern eilten herbei, um die Feen zu bedienen, denn dies waren die Fremden und nichts Anders. Sie hoben gnädig den König und die Königin vom Boden auf, da sie vor ihnen auf die Knie gesunken waren."

„König und Königin, sprach die, welche mir als die Vornehmste erschien, wir kennen uns schon seit lange, und euer Unglück hat mir wahrhaftes Mitleiden eingeflößt. Glaubt nicht, daß eine vornehme Geburt den Menschen von jenen Uebeln befreit, die mit seinem Leben so enge verbunden sind. Ihr werdet nun aus Erfahrung wissen, daß je höher sein Rang und Stand ist, desto größere Unglücksfälle den Sterblichen treffen können. Eure Standhaftigkeit und eure Tugenden haben euch jedoch über euer Unglück erhoben. Jetzt ist es Zeit, euch zu belohnen. Ich bin die Fee Lichtreich, und ich komme, euch zu fragen,

was Euren Majestäten angenehm seyn könnte. Sprecht ohne Rückhalt und denkt nicht daran, daß eure Wünsche unsere Macht in's Gedränge bringen dürften. Berathet euch nun zusammen, und seyd überzeugt, daß eure Wünsche erfüllt werden sollen. Aber sprecht nicht von eurer Tochter; ihr Glück ist unabhängig von dem euern. Die Fee Feldmaus, die auf unsere Macht eifersüchtig ist, hat ihr Geschick auf kurze Zeit verdunkelt. Doch nur getrost, auch sie wird einst besser das Glück zu würdigen wissen, wenn sie erst die Trübsale des Lebens gekostet haben wird. Wir wollen indeß ihre Leiden durch unsern mächtigen Schutz zu lindern suchen. Mehr euch zu eröffnen, ist uns nicht erlaubt. Jetzt sprecht, denn für euch sind wir Alles zu thun im Stande!"

Nach dieser schönen Rede schwiegen beide Feen still. Die Königin winkte meinem Vater, damit er antworte, denn sie weinte zu sehr, als sie hörte, daß mir ein böses Geschick bevorstehe. Aber mein Vater war eben so wenig im Stande, zu sprechen, als sie; er stieß nur ein erbarmungswürdiges Geschrei aus, und als ich meine beide Eltern so weinen sah, verließ ich mein Lämmchen und gesellte mich mit meinem Geschrei zu dem ihrigen.

Die guten Feen wurden ebenfalls von der großen Traurigkeit gerührt, die in der königlichen Familie

herrschte, und schienen sich leise miteinander zu berathen. Endlich sagte Lichtreich zur Königin:

„Tröstet euch, Frau Königin, das Leid, womit eure Prinzessin Tochter bedroht wird, ist nicht so groß, daß es nicht noch zu einem glücklichen Ende führen könnte, denn in demselben Augenblicke, wo der Gemahl, den wir Eurer Tochter bestimmen, dem Schicksal Gehorsam geleistet haben wird, wird sie auch glücklich an seiner Seite werden. Alsdann wird die Bosheit unserer Schwester nicht mehr im Stande seyn, ihr zu schaden. Wir werden einen würdigen Prinzen für sie aussuchen und Alles, was wir euch vorläufig anempfehlen können, ist, daß ihr jeden Morgen euer Kind in den Brunnen hinablasset, damit sie sich während einer halben Stunde darin bade. Wenn Ihr dieser Vorschrift gewissenhaft nachkommt, so kann sie vielleicht dem ihr drohenden Ungemach entgehen; denn mit dem zwölften Jahre soll sich ihr Schicksal erfüllen. Wird sie dreizehn Jahre alt, ehe ihr etwas Böses widerfährt, so ist nichts mehr in dieser Beziehung zu fürchten. Dies betrifft eure Tochter. Aber nun wünschet für euch, und Alles können wir euch gewähren!"

„König und Königin sahen sich eine Weile an, und nach einem kurzen Stillschweigen verlangte der König eine Bildsäule zu werden, bis daß ich mein drei-

zehntes Jahr erreicht haben würde, und die Königin begnügte sich damit, zu bitten, daß der Brunnen, in dem ich gebadet werden sollte, in jeder Jahreszeit die rechte Temperatur haben möchte. Die Feen waren völlig entzückt über diesen Beweis der elterlichen Zärtlichkeit. Sie versicherten, daß das Wasser stets den Geruch von Orangenblüthen haben würde, und daß der König, so oft ihn die Königin mit diesem Wasser anspritzte, seine frühere Gestalt annehmen könnte, um dann wieder, wann es ihm beliebte, zur Bildsäule zu werden. Hierauf empfahlen sie sich, nachdem sie noch meine Eltern wegen ihrer Mäßigkeit im Wünschen sehr gelobt hatten."

„Sie verschwanden, und ich empfand zum ersten Male in meinem Leben tiefen Gram, als ich den König, meinen Vater, sich in eine große, steife Statue von schwarzem Marmor verwandeln sah. Die Königin zerfloß in Thränen und ich nicht minder. Allein wie Alles aufhört in der Welt, so auch mein Weinen und Lamentiren, und ich tröstete meine Mutter. Die arme Frau verlebte fortan ihre Tage an den Füßen der Bildsäule und ich ging, nachdem ich vorschriftmäßig mein Bad genommen hatte, meine Ziege melken, um uns mit dieser Milch zu ernähren, denn die Königin hatte nicht Lust, etwas Anderes zu essen, und nur aus Liebe zu mir, willigte sie dar-

ein, ihr Leben zu fristen, das ihr zur Last geworden war."

„Ach, meine Tochter, pflegte sie manchmal zu sagen, wozu hat uns denn wohl unsere Größe genützt?" — Denn jetzt verschwieg sie mir nicht mehr den Rang, in dem ich geboren wurde. „Wäre es nicht wünschenswerther, arm und unscheinbar zu leben, da die Größe solches Unglück nach sich zieht? Nur die Tugend allein hält uns aufrecht, und meine Zärtlichkeit für dich, mein Kind, gibt mir Kraft. Aber dennoch kommen Augenblicke, wo ich glaube, daß die Seele sich von meinem Körper trennen will, und ich gestehe dir, daß es mich schmerzt, wenn ich daran denke, jetzt schon sterben zu müssen."

„Ich wurde jeden Tag gebadet, und mein armer Vater stand beständig als schwarze Bildsäule da. Meine Mutter wagte es nicht, ihn in das Leben zurückzurufen, da sie besorgte, er würde den Schmerz nicht ertragen können, wenn er Zeuge seyn müßte von dem Schrecklichen, was mir bevorstand. Da die Feen darüber nichts Näheres ausgesagt hatten, so befanden wir uns in einer gräßlichen Ungewißheit. Die Königin, die sich das Fürchterlichste dachte, da sie eine sehr lebhafte Phantasie besaß, konnte für ihre Besorgnisse keine Schranken finden. Ich selbst kümmerte mich im Ganzen wenig um das Alles,

da die Jugend sich ja nur stets mit der Gegenwart beschäftigt."

„Meine Mutter sagte einst zu mir, daß sie große Lust habe, den König wieder zu beleben, und ich war derselben Meinung. Nach sechs Monaten hatten mich die Feenbäder so schön gemacht und meinen Geist mit solcher Klugheit ausgestattet, daß meine Mutter dem Könige nicht länger das Vergnügen vorenthalten wollte, mich zu sehen und zu sprechen. Sie befahl mir daher, ihr Wasser aus dem Brunnen zu holen. Nachdem ich gebadet hatte, brachte ich ihr ein Gefäß voll des Wunderwassers, und die Statue war kaum damit bespritzt, als mein Vater wieder lebendig wurde. Die Königin warf sich ihm zu Füßen und bat ihn um Vergebung, seine Ruhe gestört zu haben. Er hob sie auf, umarmte sie zärtlich, und sie deutete in stummer Bewegung auf mich."

„Der König war entzückt bei meinem Anblick, er liebkoste mich und fragte die Königin, ob sie nichts Neues wisse."

„Ach, sprach sie, wer wird mir in dieser Einöde und Abgeschiedenheit etwas Neues berichten?"

„Wohlan, sagte der König, so will ich dir Neuigkeiten verkünden, denn du mußt nicht glauben, daß ich die ganze Zeit über geschlafen habe. Die Feen, uns beschützen, haben mir meine bestraften Un=

terthanen gezeigt; aus meinem ganzen Reiche haben sie einen großen See gemacht, und alle Einwohner sind Fischmenschen geworden. Ein naher Verwandter der Fee Feldmaus ist zum König ausgerufen worden, und der beherrscht sie jetzt mit einer Grausamkeit sonder Gleichen. Um des kleinsten Fehlers willen frißt er sie auf. Nach einem Zeitraum, dessen Dauer mir jedoch unbekannt ist, wird ein Prinz erscheinen, der seinen Thron besteigt und dann soll auch unsre Tochter ihr Glück erreichen. Dies ist Alles, was ich weiß. Nicht wahr, setzte er lächelnd hinzu, das heißt nicht seine Zeit verschlafen, wenn man so viel Dinge gesehen hat."

Wir brachten nunmehr eine kurze Zeit sehr glücklich zu. Meine Eltern waren jedoch immer ein wenig traurig, weil sie daran dachten, daß ich mich meinem dreizehnten Jahre näherte. Die Königin, die mich stets fleißig badete, glaubte dadurch die Weissagung nicht in Erfüllung gehen zu sehen. Wer könnte sich jedoch rühmen, seinem Schicksal zu entfliehen?"

„Eines Morgens, als die Königin früh aufgestanden war, um einige Blumen zu pflücken, unsere Hütte damit zu schmücken, erblickte sie unter einem Gebüsche von schönen Tuberosen eine häßliche, große Feldmaus. Das Thier sprang auf sie los und biß sie in die Nase. Der Schmerz zog ihr augenblicklich eine Ohn-

macht zu, und mein Vater, der sie eine Stunde lang vergebens erwartet hatte, machte sich endlich auf den Weg, um sie zu suchen. Nun kann man sich seinen Schrecken vorstellen, wie er sie fast todt und im Blute fand! Er erhob ein entsetzliches Geschrei. Ich eilte ihm zu Hülfe, und wir trugen die noch immer ohnmächtige Königin in's Haus und legten sie in's Bett.

Hier brauchte sie noch zwei Stunden, bis sie wieder zu sich kam. Endlich gab sie ein Lebenszeichen von sich und wir waren nun so glücklich, sie bald völlig erwacht und bis auf den Schmerz, den ihr der Biß verursachte, gesund zu sehen. Vor allen Dingen fragte sie mich, ob ich gebadet habe; wir waren aber mit ihr so sehr beschäftigt gewesen, daß ich es vergessen hatte. Dies bekümmerte sie sehr und erst nachdem sie sich überzeugt hatte, daß es noch keine übeln Folgen gehabt, beruhigte sie sich und erzählte uns den sie betroffenen Unfall."

„Der Tag ging ohne andere Abenteuer vorüber. Der König war mit seiner Flinte ausgegangen, um das häßliche Thier zu erlegen; aber vergebens. Am andern Morgen, beim Aufgang der Sonne, stand die Königin auf und weckte auch mich, um das am vorigen Tage Versäumte gut zu machen. Sie senkte mich, wie sie immer zu thun pflegte, in den Brunnen; aber plötzlich verfinsterte sich der heitere Himmel, der Donner

rollte und aus einer feurigen Wolke flog ein glühender Pfeil in den Brunnen. Die Königin ließ vor Schreck die Schnur fahren, an welcher sie mich hielt, und ich fiel auf den Grund, zwar ohne allen Schmèrz, doch fühlte ich augenblicklich, daß der untere Theil meines Körpers in einen Fisch verwandelt war. Ich schwamm eine Zeitlang umher und schrie und jammerte nach meiner Mutter aus allen Kräften. Sie antwortete mir nicht; ich betrübte mich sehr darüber und weinte bitterlich. Da fühlte ich plötzlich, daß eine unsichtbare Macht mich auf den Grund des Wassers zog. Ich trat hier in eine Krystallgrotte, wo mich eine Art von ziemlich häßlicher Nymphe empfing, die eigentlich nichts wie ein ungeheurer aufgeblasener Frosch war. Sie lachte, wie sie mich erblickte und sprach:

„Prinzessin, ich bin die Nymphe des grundlosen Brunnens und heiße Citronette. Mir wurde der Befehl ertheilt, dich zu empfangen und dich die Buße bestehen zu lassen, die dir wegen des gestern versäumten Bades auferlegt wurde, folge mir und widerspreche nicht."

„Hierauf ergriff sie mich beim untern Ende meines Fischschweifes, und zog mich nicht ohne Schmerzen in einen Saal von grünem Marmor, der an die Krystallgrotte stieß und setzte mich in ein goldenes

Bassin, das mit Wasser angefüllt war, wo ich endlich erst wieder zu mir selbst kam. Die gute Nymphe schien darüber entzückt zu seyn. Ich fing an, ihr meine Lebensschicksale zu erzählen und fragte sie endlich, was aus meinen Eltern geworden sey."

„Als sie mir antworten wollte, trat eine abscheuliche Feldmaus, von der Größe eines Menschen, in den Saal und erfüllte mich mit Schrecken. Sie ging auf den Hinterfüßen und stützte sich auf ein goldenes Stäbchen, das sie mit großer Geschicklichkeit hielt. Sie näherte sich dem goldenen Bassin, wo ich lieber gleich des Todes gewesen wäre, so sehr fürchtete ich mich, und berührte mich mit ihrem Stabe." „Jetzt bist du in meiner Macht, sprach sie, und nichts vermag dich, ihr einst zu entreissen, als dein Gehorsam und der deines Gemahls, den meine Schwestern dir bestimmt haben. Höre jetzt zu und entferne die Furcht, die einem muthbegabten Geschöpfe schlecht ansteht. Seit deiner frühesten Kindheit wollte ich mich deiner annehmen und dich mit meinem geliebten Neffen, dem Karpfenkönig, vermählen, allein Lichtreich und einige andere von meinen Schwestern, hatten sich schon dieses Recht vor mir angemaßt. Darüber ward ich böse und du mußtest meine üblen Launen empfinden. Ich konnte gegen ihre Macht nichts ausrichten und deshalb mußtest du für ihren Eigensinn büßen. So

wurdest du denn ein Fisch, wenigstens für die Hälfte deiner Lebensdauer. Meine Schwestern schrien jetzt über Ungerechtigkeit und ich ließ mich dadurch bewegen, meine Rache um drei und ein halbes Viertel abzukürzen. Dafür aber behielt ich mir vor, dir die Hand meines Neffen zu geben. Lichtreich, die sehr herrschsüchtig und mächtiger ist als ich, wollte davon nichts hören, weil sie dich schon einem andern Prinzen bestimmt hatte. Deshalb mußte ich nun, wenn gleich wider Willen, dennoch nachgeben. Alles, was ich von ihr erhalten konnte, war, daß der Erste, der dich aus meinen Krallen reißen würde, auch dein Gatte werden solle. Hier siehst du die Bildnisse deiner zukünftigen Bewerber, setzte sie hinzu, indem sie mir zwei goldene Büchschen zeigte, damit du sie auch erkennen kannst. Wenn aber Einer von ihnen erscheinen wird, um dich zu befreien, so ist es erforderlich, daß er dir das Gelöbniß seiner Treue in dem Bade ablegt und dir dort ganz säuberlich deine Fischhaut, Schuppe für Schuppe, ablöst, denn sonst wirst du beständig Fisch bleiben. Mein Neffe wird sich darum nicht viel kümmern, aber der Schützling der Lichtreich wird sehr davor zurückbeben, denn wie ich ihn kenne, so scheint er mir ein zartes Bürschchen zu seyn. Nun gebrauche alle deine Klugheit, damit dich einer abschuppe, denn alsdann wirst du nicht mehr unglücklich

seyn, wenn es nämlich für ein Unglück angesehen werden kann, ein schöner, fetter Fisch zu seyn, der bis zum Hals im frischen Wasser schwimmt."

„Nach diesen Worten, auf die ich nichts antwortete, war ich sehr traurig, sowohl über meinen jetzigen Zustand, als auch über die Abschupperei, die mir bevorstand."

„Feldmaus verschwand, nachdem sie mir noch die zwei Portraits in den Büchschen einhändigte. Ich weinte so sehr über Alles, was ich erfahren hatte, daß ich gar nicht daran dachte, sie nur anzusehen. Endlich sagte die gute und mitleidige Citronette: „Prinzessin, man muß sich nicht zu sehr über Dinge betrüben, denen man nicht entgehen kann. Wir wollen zu unserer Zerstreuung einmal diese Portraits betrachten." Indem sie dies sagte, öffnete sie das erste Büchschen und zeigte mir das darin enthaltene Bild. Aber wir beide schrien auf einmal laut auf, als wir einen häßlichen Karpfenkopf erblickten, der zwar sehr geschmeichelt, aber doch immer noch sehr unliebenswürdig war. „Fort mit dem Karpfen!" schrie ich, ich kann ihn unmöglich länger ansehen. Viel lieber wollte ich selbst Zeit meines Lebens Fisch bleiben, als einem Karpfen meine Hand bieten." Citronette ließ mich kaum ausreden und rief, indem sie die zweite Büchse öffnete: „Da sehen sie nur, das hübsche Ge-

sicht! Von dem da lassen wir uns so lange die Haut abziehen, als er will. Das soll uns nicht kümmern!" Ich blickte schnell nach dem Bilde, um mich von der Wahrheit ihrer Worte zu überzeugen, und wurde nicht wenig überrascht. Eine eben so edle, als einnehmende Physiognomie zeigte sich mir; die Augen waren zärtlich und zutraulich, und der ganze Ausdruck des Gesichts war Sanftmuth und Majestät."

„Ich betrachtete lange das Bild mit einem Wohlgefallen, ohne es selbst gewahr zu werden. Citronette aber hatte es bald bemerkt. „Wahrhaftig, rief sie, den wollen wir erwählen!" — Während der Nacht weckte ich die Arme wohl hundertmal auf, um mit ihr von dem Prinzen zu sprechen; sie hatte mir seinen Namen verrathen und setzte noch hinzu, daß er fast täglich in dem Walde jage, unter dem ich vergraben war. Sie machte mir den Vorschlag, einen Versuch zu wagen, ihn in unsern Aufenthalt zu bringen. Allein ich willigte nie darein, obgleich ich fast vor Verlangen umkam."

„Eines Tages, als ich noch trauriger wie gewöhnlich war, sah ich die abscheuliche Feldmaus mit zwei Personen kommen, die ich nicht sogleich erkannte. Ich glaubte anfänglich, daß Eine davon ihr unglückseliger Neffe sey, und fing an fürchterlich zu schreien. Sie traten rasch zu mir hin. „Wenn man ihr die Haut

abziehen wird, so kann sie nicht ärger schreien, brummte die Fee. Seht doch nur, was man ihr Großes zu Leide thut!" — „Laßt das Haut abziehen nun bei Seite, sprach Eine von den Beiden, die mitgekommen waren, in denen ich zu meiner großen Freude diejenigen Frauen erkannte, die ich einst im Hause meines Vaters gesehen hatte. — Wir wollen der Prinzessin lieber sagen, weßhalb wir eigentlich hiehergekommen sind." — „Meinetwegen, sprach Feldmaus, aber ihr wißt die Bedingungen!"

„Hierauf wandte sich die Fee zu mir und sprach, ohne ihre Schwester auch nur eines Blicks zu würdigen: „dein Zustand, mein Kind, dauert uns zu sehr, als daß wir nicht daran denken sollten, ihn zu lindern. Um somehr, da du ihn durch nichts verschuldet hast. Wir haben also beschlossen, dir mit unserer ganzen Kraft beizustehen. So höre denn, was wir mit dir vorhaben! Du sollst an den Hof jenes Prinzen gebracht werden, dem wir dich schon seit deiner frühesten Kindheit bestimmt haben. Aber du wirst nicht in deiner wahren Gestalt dort erscheinen, und drei Mal, in jeder Woche, mußt du hieher zurückkehren, um eine Nacht in deiner Badewanne zu verweilen. Denn bis daß du verheirathet bist." . . . „Und geschunden, lebendig geschunden!" fügte die alte Feldmaus mit lautem Gelächter schnell hinzu.

Die gute Fee zuckte mitleidig die Achseln und fuhr fort: „Und dieser Zustand muß fortdauern, bis daß du verheirathet seyn wirst. Was dir sonst noch bevorsteht, können wir dir jetzt noch nicht offenbaren. Du wirst erst nach und nach davon in Kenntniß gesetzt werden. Vor allen Dingen aber bewahre die Geheimnisse wohl, denn wenn nur ein Wort dir entschlüpft, wodurch es verrathen werden könnte, so würden wir Feen nichts mehr für dich thun können und du wärest ganz in die Gewalt unserer Schwester Feldmaus gegeben." — „Darauf lauere ich nur, schrie die Häßliche, ich sehe sie schon in meiner Macht; denn ein junges Mädchen und ein Geheimniß bewahren, das paßt nicht zusammen!" — „Das ist ihre Sache, sprach Lichtreich (denn sie war es, die mir alles Obige mitgetheilt hatte). Uebrigens, meine Tochter, sollst du nun in eine kleine lakirte Puppe dich verwandeln, die denken und sprechen kann. Du wirst übrigens deine ganze Schönheit, nur im verkleinerten Maaßstabe behalten, und wir lassen dir acht Tage lang Bedenkzeit, ob dir das ansteht, was wir dir so eben mittheilten."

„Es war nur noch ein Tag von diesen acht übrig, als Citronette, in eine Wildsau verwandelt, sich nach dem Forste begab, um mir Nachrichten vom Prinzen Zirbel zu hinterbringen. Man hatte mir nämlich

seinen Namen genannt. Wie sehr war ich überrascht, als ich sie in Begleitung des liebenswürdigen Prinzen zurückkehren sah. Ich vermag meine freudige Aufwallung nicht zu schildern. Was mich aber mehr als Alles entzückte, war, daß der schöne Prinz ganz bezaubert bei meinem Anblicke schien. Dies glaubte ich in seinen Augen zu lesen. Citronette, die mehr an mein Glück dachte, als ich selbst, bat sogleich den Prinzen, mir die Haut abzuziehen, und mich zu heirathen. Nun kam ich alsbald aus meinem Entzücken wieder zu mir selbst und erkannte das Gefährliche meiner Lage. Ich verband mein Bitten mit dem ihrigen und endlich — von unsern Thränen gerührt — entschloß er sich, mir seine Treue zu geloben. Kaum hatte ich ihm darauf mit wenigen Worten erwidert, als er auf unbegreifliche Weise verschwand, und ich befand mich in meiner gewöhnlichen Gestalt, in einem schönen Bette ruhend. Zwar war ich nun kein Fisch mehr, doch wohnte ich noch immer im Innern der Erde, in demselben grünen Saale, und Citronette, die jetzt die Macht verloren hatte, sich zu verwandeln, mußte bei mir bleiben."

„Ich erwartete die Feen mit Angst und Beben. Mit Tagesanbruch kam die Feldmaus, allein Lichtreich und ihre Begleiterin waren nicht bei ihr. Sie sah eben nicht erzürnter aus, wie sonst. Sie berührte

mich mit ihrem Stäbchen, ohne ein Wort zu sagen, und ich wurde eine kleine, niedliche Puppe, die sie in ihr Zahnstocherfutteral verbarg. Hierauf begab sie sich mit mir zur Königin, der Mutter meines Gatten. Sie übergab mich derselben, und befahl ihr, mich mit ihrem Sohn zu verheirathen, oder sich auf alle Bosheit gefaßt zu machen, die sie nur von ihr erwarten könne. Dann setzte sie noch hinzu, daß ich ihre Pathe sey und Purzellina heiße. Bald hatte ich meine Schwiegermutter in der That sehr liebgewonnen; ich fand sie gut und freundlich, und meine Liebkosungen erwarben mir die ihrigen als Gegengeschenk. Jede Nacht wurde ich in den grünen Saal an die Seite meines Gatten versetzt. Ich konnte nicht begreifen, warum es mir verboten war, ihm mein Geheimniß zu offenbaren, da ich doch seine Frau war. Aber ich enthüllte ihm nichts, obschon er sehr wünschte, es zu erfahren."

„Nun wirst du aber sehen, fuhr die Erzählerin fort, wie man doch niemals seinem Geschick entgehen kann. Doch ich bemerke, daß der Tag anbricht, und ich fühle mich ermattet, so lange schon außer dem Wasser zu seyn; wir wollen nach dem Behälter eilen, und morgen zu derselben Stunde, wenn wir noch nicht für die Kraftsuppe des elenden Karpfenkönigs bestimmt

seyn sollten, will ich dir meine Geschichte zu Ende erzählen. Jetzt komm'!" —

Mehr vernahm Zirbel nicht, und nachdem er noch ein Weilchen gehorcht hatte, ging er selbst in seine Wohnung zurück, sehr betrübt darüber, daß er der geliebten Prinzessin seine Nähe nicht verrathen hatte. Allein die Furcht, durch solch eine Handlung ihre Leiden zu vergrößern, tröstete ihn wieder, daß er es unterlassen. Der Schmerz, den er empfand, sie vielleicht nächstens unter seinen Händen den Geist aufgeben zu sehen, bestimmte ihn, noch einmal die Krebse zu sondiren, um ihre Geschichten zu erfahren.

Prinz Zirbel legte sich zwar nieder, jedoch nicht um zu schlafen. Er konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun. Seine geliebte Prinzessin wieder gefunden zu haben, sie als Krebs wieder gefunden zu haben und zum Opfer der Suppe für den Karpfenkönig bestimmt zu seyn, dies schien ihm das Schrecklichste, was ihm auf der Welt vorbehalten seyn konnte. Er seufzte und jammerte still in sich hinein, als sich plötzlich ein großer Lärm im Garten vernehmen ließ. Anfänglich hörte er es nicht ganz deutlich, bald aber unterschied er eine Musik von Flöten und Seetrompeten. Er sprang auf und eilte an's Fenster. Hier erblickte er den Karpfenkönig, von zwölf Haifischen begleitet, die seinen geheimen Rath ausmachten, sich

nach seinem Pavillon begeben. Er öffnete sogleich die Thür und nachdem der Zug herein war, ließ der König sogleich Seewasser in seine Wanne von den Pairs des Reichs schöpfen, die ihn trugen, um ein wenig auszuruhen, dann richtete er folgende Anrede an den jungen Prinzen:

„Wer ihr auch seyn mögt, so habt ihr euch wahrscheinlich vorgenommen, mich vor Hunger sterben zu lassen, denn ihr kocht mir alle Tage eine Suppe, die ich nicht hinunter zu schlucken vermag. Man schicke sogleich in die Hofküche und hole den Mörser, ich will meinen geheimen Rath mit Krebssuppe regaliren.“

Sogleich lief ein Hechtkopf fort und that, was der König befohlen hatte. Während dieser Zeit gingen die Haifische und warfen ein großes Netz durch's Fenster in den Krebsbehälter, und zogen es dann mit drei bis viertausend dieser Thierchen heraus.

Indeß der geheime Rath sich mit Krebsen beschäftigte und der Hechtkopf in die Hofküche gelaufen war, dachte der Prinz darüber nach, daß jetzt wohl der kritischste Zeitpunkt seines Lebens gekommen war, daß dieser Moment über sein Glück oder Unglück entscheiden könne. Er waffnete sich mit seiner ganzen Standhaftigkeit und schickte sich an, dem Befehle des Königs zu gehorchen. Die geheime Räthe warfen die Krebse mit

Gepränge in den Mörser und der Prinz ergriff die Keule, um sie zu zerstoßen, aber es geschah jetzt, was bei den frühern Fällen geschehen war. Der Boden des Mörsers öffnete sich und die Flamme verzehrte die Krebse. Der König und seine verwünschten Haifische unterhielten sich lange bei diesem Schauspiele und fuhren immer fort, den Mörser von neuem zu füllen. Am Ende war nur noch ein Krebs von den tausenden übrig; dieser Krebs war aber groß und schön. Der König befahl, daß man ihn von der Schaale loslöse, um zu sehen, wie er schmecke. Man übergab ihn dem Prinzen, der ihn zitternd empfing. Aber noch größer wurde seine innere Bewegung, als er sah, wie der arme Krebs seine Scheeren, gleichsam bittend, zusammen fügte und mit Thränen in seinen Augen, flehte: „Ach, Zirbellino! was that ich dir, daß du mir solches Leid zufügst?“ — Der Prinz ward fast ohnmächtig bei diesen Worten, und mit zerrissenem Herzen betrachtete er ihn gerührt und bat dann den König, zu erlauben, daß man ihn lieber gleich den Andern zerstoße. Der König aber, der immer Recht haben wollte, und fest in seinem Entschlusse war, entbrannte vor Zorn bei dieser bescheidenen Bitte und drohte dem Prinzen, er wolle ihn selbst zerstoßen lassen, wenn er den Krebs nicht sogleich aus der Schaale lösen würde. Der arme Prinz

nahm hierauf den Krebs aus der Hand eines der Haifische, dem er ihn überreicht hatte, und mit einem kleinen Messer, das man ihm gegeben, stieß er nun in die Gliederung des Schweifes, wo er an dem Leibe festsitzt, mit solcher Gewalt, daß das arme Insect laut zu schreien anfing. Er mußte das Gesicht abwenden und Thränen entstürzten seinen Augen. Doch faßte er ein Herz und fuhr fort; aber was erblickte er jetzt zu seinem großen Erstaunen? die häßliche Feldmaus hielt er in der Hand, die er zwar sogleich fallen ließ, die aber dennoch wieder aufsprang und so unangenehm und lärmend kreischte und lachte, indem sie Zirbel verhöhnte, daß dieser sich die Ohren zuhielt, um nicht toll zu werden.

Der nicht minder erstaunte König rief aber: „Wie? meine Tante? —"

„Ja, sie selbst, erwiderte die Feldmaus. Aber, mein lieber Karpfenkönig, ich muß dir eine entsetzliche Neuigkeit verkünden."

Bei diesen Worten erbleichte der Karpfenkopf und der ganze geheime Rath ließ die Haifischköpfe sinken, worüber selbst die abscheuliche Tante ein wenig aus dem Concept kam.

„Es ist aus mit dir, mein lieber Sohn, fuhr die Feldmaus fort, du mußt nun wieder in dein feuchtes Reich zurück, denn dieses junge Bürschchen, das du

vor dir siehst, hat eine über die Maßen große Standhaftigkeit bewiesen. Er siegte über alle ihm gelegten Fallstricke, die ihn von dem Besitze der Prinzessin entfernen sollten, die ich für dich bestimmt hatte."

Nachdem die Fee diese Worte gesprochen hatte, bekam der Karpfenkönig einen Anfall von Raserei, der sich gar nicht beschreiben läßt. Umsonst suchte die Feldmaus seine Wuth zu besänftigen; weder Bitten, noch Drohungen halfen etwas. Er zerbrach seine Wanne, in der er lag, in tausend Stücke, so daß er sich plötzlich im Trocknen befand. Dies zog ihm eine Ohnmacht zu; und Feldmaus, die vor Zorn fast erstickte, wandte sich jetzt zum Prinzen, der bei dieser tragischen Scene den ruhigen Zuschauer machte: „du hast gesiegt, Zirbel, sagte sie zu ihm, durch die Macht einer Fee, vor der ich mich beugen muß; aber noch bist du nicht am Ziel deiner Prüfungen; denn nicht eher kannst du dein Glück genießen, bis du mir das Zahnstocherfutteral zurückgegeben hast, in dem die verwünschte Purzellina gelegen. Lichtreich selbst hat mir diese Bedingung eingeräumt, und bis du sie nicht erfüllt hast, mußt du leiden."

Hierauf lud sie den Karpfenkönig auf die Schultern und stürzte sich in den Wasserbehälter mit den Haifischen, dem Palaste und allen seinen übrigen Bewohnern.

Zirbel befand sich nun allein am Fuße eines hohen Gebirges, in einem rauhen und unbewohnten Lande. Von dem Wasserbehälter, noch von irgend etwas aus seiner frühern Umgebung war auch nicht die leiseste Spur zu finden. Alles war mit einem Male verschwunden, als wenn es nie da gewesen wäre. Dieses außerordentliche Ereigniß machte ihn sehr traurig. Er war zwar mit den Wundern vertraut worden, allein dennoch erschreckte ihn dieser neue Beweis von der mächtigen Verfolgungswuth seiner Feindin, der Fee Feldmaus.

„Ich darf wohl nicht dran zweifeln, daß ich meine Prinzessin zerstoßen habe, aber wenn ich sie wirklich zerstoßen habe, bin ich glücklicher deßhalb geworden? Ach, du grausame Feldmaus, das ist dein Werk! Aber du, Fee Lichtreich, wie kannst du mich so hilflos lassen, nachdem ich dir Folge geleistet, auf Kosten meines liebenden, meines gefühlvollen Herzens?"

Hunger und Mattigkeit zogen ihm einen Zustand zu, der wahrscheinlich seinen Tagen ein Ende gemacht haben würde, wenn er nicht Muth genug besessen hätte, sich das Leben zu wünschen.

Nachdem er lange Zeit gegangen war, kam er zu einem Brunnen, der in den Fels gegraben war. Er

setzte sich an den Rand desselben und erhob seine Stimme zu den gewöhnlichen Klagen.

„Fee Lichtreich! wo weilst du? werde ich dich denn nimmer finden?"

Nachdem er dies gerufen, vernahm er eine Stimme, die aus dem Brunnen kam und folgende Worte sprach:

„Ist es denn Zirbellino, der da spricht?"

Er glaubte die Stimme zu kennen, und dies erfüllte ihn mit Freude. Er beugte sich über den Rand und rief hinab:

„Ja, es ist Zirbellino, und du, bist du nicht Citronette?"

„Ja!" war die Antwort.

Und bei diesen Worten entstieg sie dem Brunnen, und umarmte den Prinzen. Man kann sich die Freude nicht vorstellen, die ihn ergriff; er erschöpfte sich in Fragen über das Schicksal der Nymphe und das der Prinzessin, bis daß der erste Taumel des Wiedersehens vorüber war, und das Gespräch eine ruhigere Wendung nahm.

„Ich will Euch, theurer Prinz, erzählen, was Ihr noch zu wissen wünscht, sprach endlich Citronette. Seitdem Ihr uns zerstoßen habt, genießen wir eines hohen Glückes, das nur von euerer Abwesenheit getrübt wird. Ich erwartete Euch hier, im Namen der gütigen Fee Lichtreich, um Euch mitzutheilen, was

Euch noch zu vollführen übrig bleibt, damit Ihr in den ungetrübten Besitz einer Prinzessin gelangen möget, die Euch eben so liebt als ihr sie. Indessen vernehmt unsere weitere Schicksale, nachdem wir getrennt worden waren."

Zirbel konnte nicht aufhören, Citronette die Hände zu küssen; sie führte ihn in die Brunnengrotte, die sie bewohnte, wo ihn Schmerz und Freude wechselseitig ergriff, da er des Augenblicks gedachte, wo er zum ersten Male den liebreizendsten Fisch aller Meere gesehen hatte. Nachdem er sich gesetzt und ein reichliches Mahl zu sich genommen hatte, das er sich vermittelst seines Ringes verschaffte, bat er die gute Citronette, mit der Erzählung ihrer Schicksale nicht länger säumen zu wollen.

„Da Lichtreich euch hier abholen will, schöner Prinz, sprach Citronette, so ist es nicht nöthig, daß Ihr sie aufzusuchen eilet, und so habe ich denn Zeit, euch von Allem umständlich zu unterrichten. Die Fee Feldmaus wußte von euerer Verheirathung und hatte die Prinzessin in ein lakirtes Püppchen verwandelt, weil sie glaubte, daß ihr sie so nicht lieben könntet. Lichtreich selbst leitete die Sache, da sie wohl wußte, daß nichts, euch euere Prinzessin zu rauben, im Stande seyn würde, wenn ihr sie heirathet, oder den Zauber dadurch zerstört, daß ihr ihr die Haut abzieht. Ihr

heirathetet sie und wißt nun alle Folgen, welche diese Handlung hatte. Als ihr uns das letzte Mal sahet, wurden die Prinzessin und ich in Krebse verwandelt, welche die Fee in ein aus Binsen geflochtenes Körbchen that und sich am Arm hing, dann stieg sie in einen Wagen, der von zwei Klapperschlangen gezogen wurde, die uns nach dem Palaste des Karpfenkönigs brachten."

„Dies war eigentlich früher der Palast des Vaters der Prinzessin gewesen; die Stadt war in einen Teich oder See verwandelt worden, und bildete nun den großen Behälter, in dem wir seither so lange gewohnt haben. Alle Fisch-Menschen waren die bösen Unterthanen jenes guten Königs. Er selbst bat die Fee, ihm das Amt eines Haus- Hof- und Küchenmeisters des Karpfenkönigs zu ertheilen. Sie berührte ihn mit ihrem Stabe, und er bekam sogleich einen Hechtkopf: ihr habt ihn ja später in seinem Amte gesehen. Darum konnte er sich immer nicht der Thränen enthalten, wenn ihr die Krebse zerstoßen wolltet, denn er wußte ja, daß seine geliebte Tochter darunter war, und da sie an nichts von den andern unterschieden werden konnte, fühlte er stets dieselbe Folter in dieser Beziehung. Die Königin verlangte, auch in einen Krebs umgewandelt zu werden, damit sie bei ihrem Kinde leben könne, und auch ihrem Wunsche wurde willfahrt."

„Wie wir nun an den Hof des Karpfenkönigs kamen, stellte uns die Fee ihm vor, und erlaubte ihm, sich alle Tage eine kräftige Krebssuppe kochen zu lassen. Hierauf wurden wir in den See geworfen.“

„Da kamt ihr an und nahmt uns in Augenschein; aber uns war verboten, uns euch zu erkennen zu geben, bis daß ihr uns nicht erforscht haben würdet. Wir hüteten uns wohl, dies Gesetz zu überschreiten, aus Furcht, deßhalb gestraft zu werden. Eines Morgens hattet ihr mich und die Königin für die Suppe gewählt und wir hatten nicht einmal so viel Zeit, um der Prinzessin ein Lebewohl zu sagen. Kaum waren wir in dem Mörser, als Lichtreich selbst erschien, um uns zu befreien. Sie gab mir meine eigentliche Gestalt wieder und brachte mich in meine Wohnung. Ich hatte auch den Trost, die Königin und die Uebrigen sich wieder in Menschen verwandeln zu sehen, allein ich weiß nicht, was weiter aus ihnen geworden ist. Die Fee umarmte mich und sagte mir, ich möchte euch erwarten, um euch, wenn ihr die Prinzessin zu holen kämet, alle diese Dinge zu berichten. Ich harrte mit Ungeduld auf diesen Augenblick, wie ihr wohl denken könnt, sprach Citronette zu dem ihr aufmerksam zuhörenden Prinzen.“

„Gestern endlich, als ich wieder so beim Brunnen meinen Platz einnahm, erschien mir die gute Lichtreich

Unsere Kinder werden glücklich seyn, liebe Citronette, sagte sie zu mir. Zirbellino wird jetzt das Zahnstocherfutteral der Feldmaus bringen können, denn er hat der Prinzessin die Haut abgezogen." — „Wäre es möglich, große Königin? rief ich, dürfen wir nicht mehr daran zweifeln? — „Nicht im Geringsten, sprach sie, er glaubte zwar nur, die Feldmaus geschunden zu haben, allein es war wirklich die Prinzessin. Die Fee hielt sich in dem Hefte des Messers verborgen, und in dem Moment, als der Prinz fertig war, ließ sie die Prinzessin verschwinden und machte sich plötzlich sichtbar, um dem Prinzen einen neuen Schrecken einzujagen und zu verwirren."

„Wie? rief Zirbel erstaunt, so war es denn meine geliebte Gattin, der ich so großen Schmerz bereitet habe? Gute Götter, das wird sie mir gewiß nie verzeihen und ich verdiene es auch."

Der Schmerz, den jetzt der Prinz äußerte, war so stark, daß er auch die arme Citronette ergriff, die sich darüber Vorwürfe machte, daß sie ihm die grausame Nachricht mitgetheilt hatte.

„Also wußtet Ihr's nicht?" fragte sie überrascht. „Nein, viel eher würde ich mir das Herz dreimal durchbohrt haben," erwiderte er.

„Aber denkt ihr denn nicht daran, daß dann euere Gattin ewig in der Sclaverei euerer Feindin würde

geschmachtet haben? bemerkte die kluge Citronette. Ist es nun nicht gescheidter, ihr die Schale abgezogen zu haben, als sie beständig unglücklich zu wissen?"

Auf solche Weise gelang es ihr, den Schmerz des Prinzen zu besänftigen, und er nahm wieder etwas Nahrung, um nicht zu verschmachten. Als das Mahl geendigt war, öffnete sich die Decke des Saales und Lichtreich erschien auf einem Wagen von Karfunkel, den hundert feurige Schmetterlinge zogen. Sie stieg aus; der Prinz drückte den Saum ihres Kleides an seine Lippen und benetzte ihn mit seinen Thränen. Die Fee aber hob ihn auf und sprach:

„Prinz Zirbellino, jetzt ist der Augenblick gekommen, wo ihr die Früchte eueres standhaften Muthes pflücken sollt. Tröstet euch und genießet eueres Glücks! Ich habe die Wuth der Fee Feldmaus überwunden, und ihr habt sie entwaffnet durch eure Entschlossenheit. Kommt mit mir und empfangt euere Gattin aus meinen Händen und den ihrigen."

„Ach, gnädige Frau Fee, rief der Prinz, indem er vor ihr kniete, ist es denn kein Traum? ist es denn möglich, daß ich so glücklich bin?"

„Zweifelt nicht daran, mein Prinz, erwiderte die Fee, kehrt in euer Königreich zurück, tröstet euere Mutter über den Tod eueres würdigen Vaters und beglücket euere Unterthanen."

Die Nachricht von dem Tode seines Vaters dämpfte wieder die Freude des Prinzen, der ein guter Sohn war. Die Fee bat ihn nun, sich an ihre Seite zu setzen, und erlaubte Citronette, ihren Platz zu ihren Füßen einzunehmen; die Schmetterlinge breiteten hierauf ihre farbige Flügel aus, erhoben sich in die Lüfte und flogen nach dem Reiche des Königs Zirbellino. Unterwegs ersuchte die Fee ihren Schützling, seinen Ring zu öffnen, und er fand darin das Futteral für die Feldmaus. Der junge König dankte der gütigen Fee tausendmal, und bald kamen sie in das Königreich an, wo sie Alles mit größter Ungeduld erwartete.

Die Königin-Mutter empfing die Fee, und hob sie selbst aus dem Wagen, und das Volk erhob ein solches Freudengeschrei, daß der Prinz aus den melancholischen Träumereien erwachte, in die ihn der Tod seines Vaters versenkt hatte. Er umarmte die Königin mit Zärtlichkeit, und Alle begaben sich hierauf in ein prächtiges Gemach, welches zur Aufnahme der Fee Lichtreich eingerichtet worden war.

Kaum waren sie hier eingetreten, als auch die Feldmaus ankam. Sie saß in einem Wagen, der von acht geflügelten, weißen Ratten gezogen wurde. Mit ihr erschienen Prinzessin Purzellina, nebst ihren beiden vortrefflichen Eltern. Fee Lichtreich und die Köni-

gin gingen der Feldmaus entgegen, und umarmten sie; der Prinz aber küßte ihr das Pfötchen, das sie ihm lachend entgegenstreckte. Hierauf überreichte er ihr das Zahnstocherfutteral.

Nun erst durfte er seine Gemahlin umarmen, und Alles überließ sich der ungetrübtesten Freude; alle sprachen auf einmal; jeder wollte von dem Andern alles wissen. Nur Zirbellino und seine Gemahlin schwiegen; ihr Stillschweigen äußerte aber eine so zärtlich rührende Beredtsamkeit, daß es entzückend war, sie zu beobachten. Die gute Citronette weinte vor Freuden und küßte die Hände ihrer himmlischen Prinzessin.

Endlich ergriff Lichtreich ihre Schützlinge bei der Hand und führte sie zur Königin, der Mutter Zirbellino's.

„Hier, Königin, sprach sie, sind zwei Liebende, die nur eueres Segens harren, um vollkommen glücklich zu seyn. Meine Schwester Feldmaus und alle Anwesenden flehen darum."

Die Königin erwiderte diese Artigkeit, wie sie es sollte.

Die Fee Feldmaus berührte aber Purzellina mit ihrem Stabe, und nun wurden ihre Kleider, die ohnehin schon sehr prächtig waren, aus lauter Silberstoff, mit Edelsteinen gestickt; ihre Haarflechten rollten

auseinander und umgaben sie in so schönen Locken, daß Alle eingestehen mußten, ihre Schönheit sey vollkommen. Das verhängnißvolle Zahnstocherfutteral verwandelte sich in eine Krone von großen Brillanten, die so trefflich gearbeitet waren, daß nicht nur der Saal, sondern der ganze Palast, wie von einem Lichtmeer davon überströmt wurde. Die Feldmaus setzte sie selbst der Prinzessin auf.

Der junge König Zirbellino erschien in einem Kleide, das dem seiner Gemahlin ganz ähnlich war und aus seinem Ringe entsprang auch eine gleiche Krone für ihn. Er vermählte sich nun auf der Stelle, und sie wurden auch sogleich als Beherrscher dieses schönen Reichs ausgerufen. Die Feen bestritten das königliche Bankett, wobei natürlich nichts fehlte.

Nachdem sie noch acht Tage bei dem jungen Paar geblieben waren, und sie mit ihren herrlichsten Gaben reichlich beschenkt hatten, reisten sie fort, und nahmen die Eltern der Prinzessin mit sich. Das Reich derselben hatten sie inzwischen mit ganz neuen und getreuen Unterthanen bevölkert, da die alten, schlechten untergegangen waren. Citronette durfte noch einige Zeit bei ihrer Gebieterin bleiben, dann aber erhielt die junge Königin die Macht ertheilt, so oft sie es wünschte, ihre treue, erprobte Zofe bei sich erscheinen zu lassen.

Die Feen reisten ab und König Zirbellino und Königin Purzellina waren das glücklichste Paar auf Erden. Die Tage verschwanden ihnen wie Augenblicke. Ihre Kinder erhöheten bald noch ihr Glück. So lebten sie bis zu ihrem hohen Alter in Liebe und Eintracht, fort und fort. Nach ihrem Tode wurde ihr Reich unter ihren Kindern vertheilt und wurde später das blühende Reich des „großen Moguls," von dem ich zu einer andern Zeit meinen lieben Lesern und Leserinnen noch gar viel zu erzählen haben werde.

Prinz Kobold.

Es war einmal ein König und eine Königin, die nur einen Sohn hatten, den sie ganz außerordentlich liebten, obgleich er sehr häßlich war. Er war so dick, als der dickste Mann, und dabei so klein, wie der kleinste Zwerg. Allein die Häßlichkeit seines Gesichts und die Unförmlichkeit seines Körpers war nichts im Vergleich mit der Bosheit seines Gemüths. Er war ein eigensinniges Thier, das alle Welt zur Verzweiflung brachte. Der König hatte es zwar schon von seiner frühesten Kindheit an gemerkt, aber die Mutter war närrisch in ihn verliebt und verzog ihn immer mehr und mehr. Sie wollte ihm einen Namen beilegen, der ihm zugleich Achtung verschaffte und doch auch Furcht einflößen könnte; daher nannte sie ihn nach langem Nachsinnen Furibundus.

Als er alt genug war, um einem Erzieher übergeben zu werden, wählte der König einen Prinzen,

der ein altes Recht auf die Krone hatte; allein er dachte schon seit lange nicht mehr daran, und seine Sorge war allein auf die Erziehung seines Sohnes gerichtet. Nun besaß aber dieser Erzieher die anmuthigste Gestalt, und einen scharfen und durchdringenden Verstand.

Nachdem der König diese herrliche Wahl getroffen hatte, und solchem vornehmen und ausgezeichneten Kavalier die Leitung Furibunds überantwortet, empfahl er diesem, recht gehorsam zu seyn; allein was half dieses wohl bei einem ungelenken Starrkopf, den man hundertmal züchtigen konnte, ohne ihn zu bessern. Sein Erzieher hatte einen Sohn, der Leander hieß und der von Jedermann geliebt wurde. Die Damen sahen ihn sehr gern, obgleich er sich ihnen niemals anschloß. Sie nannten ihn daher den schönen Gleichgültigen. Er befand sich fast immer in Furibund's Gesellschaft, allein dieses Beisammenseyn diente nur dazu, den Häßlichen noch häßlicher zu finden. Dieser näherte sich nur den Damen, um ihnen Grobheiten zu sagen; er suchte nur hinter ihre Geheimnisse zu kommen, um sie der Königin mitzutheilen, die sie dann darüber ausschalt und sie zur Strafe hungern ließ.

Eines Tages, als gerade Gesandte bei Hofe eingeführt worden waren, befanden sich Furibundus und Leander in einer Gallerie, um sie vorüberziehen

sehen. Sobald die Gesandten Leander erblickten, gingen sie auf ihn zu, um ihm ihre tiefe Verbeugung zu machen, und durch Zeichen ihre Bewunderung über seine Schönheit an den Tag zu legen. Als ihre Augen hernach auf Furibundus fielen, glaubten sie, dieser sey der Zwerg des Prinzen und fingen an, auf eine derbe Weise mit ihm zu scherzen, obgleich er seinen Aerger darüber ihnen nicht verhehlte.

Leander war in Verzweiflung; er machte ihnen in einem fort Zeichen, daß sie den Sohn des Königs vor sich hätten; allein sie merkten nicht darauf. Als Leander bemerkte, daß sie seine Zeichen nicht verstanden, so begegnete er Furibundus mit der tiefsten Ehrfurcht, allein die Gesandten nahmen dies wieder blos für einen Scherz, und fingen an, dem jungen Prinzen Nasenstüber zu geben. Hierüber wurde er nun wild und zog seinen kleinen Degen, der nicht größer, als ein Fächer war. Der König, der gerade in dem Augenblicke den Gesandten entgegenkam, mußte natürlich diese um Verzeihung bitten, daß sein Sohn auf dem Punkte gestanden, das Völkerrecht zu verletzen.

Als Furibundus wieder mit Leander allein war, ergriff er ihn bei den Haaren, riß ihm zwei oder drei Büschel aus und befahl ihm, nie wieder vor seinen Augen zu erscheinen. Der Vater Leander's

nahm dies übel und schickte seinen Sohn sogleich auf ein Schloß, das er auf dem Lande besaß.

Hier war nun Leander bereits einige Zeit, als er eines Tages lange in seinem Garten promenirt hatte, und da die Hitze zu drückend war, sich in ein schattiges Gebüsch setzte. Er fing an, die Flöte zu spielen und bemerkte, daß ihn etwas mehrmals das Bein umschlinge. Er sah hin und entdeckte zu seiner Verwunderung eine große Schlange. Er ergriff sein Schnupftuch, um sie damit auf den Kopf zu schlagen und so zu tödten, allein sie blickte ihn fest an und schien ihn um Gnade zu bitten. Einer von den Gärtnern, der die Schlange sah, rief ihm zu, daß er sie tödten möchte, denn er verfolge sie bereits eine Stunde, ohne sie finden zu können. Da warf Leander noch einmal seine Blicke auf die Schlange, die ihn immer fest ansah und sich nicht bewegte, um zu entfliehen und eben so wenig sich zu vertheidigen suchte.

„Da du sie tödten wolltest, sprach er zu seinem Gärtner und weil sie nun zu mir floh, um Hülfe bei mir zu suchen, will ich sie schützen und ernähren. Wenn sie mir dann ihre schöne Haut gelassen haben wird, mag sie wieder gehn." Er trug sie hierauf in's Schloß und brachte sie in ein großes Zimmer, dessen Schlüssel er zu sich nahm. Dann ließ er ihr

Milch, Kleien, Blumen und Gräser bringen, theils um sie zu nähren, theils um sie damit zu erfreuen.

Indeß waren alle Damen am Hofe des Königs über Leanders Abwesenheit sehr betrübt; sie sprachen nur von ihm und wünschten ihn sehnlich zurück.

„Ach, sagten sie, seitdem Leander fort ist, gibt's kein Vergnügen mehr bei Hofe, und nur der abscheuliche Furibundus ist Schuld daran."

Man erzählte diesem, was die Damen sagten, und er gerieth darüber nicht wenig in Zorn. Er eilte zur Königin, und erklärte, daß er sich vor ihren Augen tödten würde, wenn sie ihm nicht darin beistehen wollte, Leander um's Leben zu bringen. Die Königin, die ihn ohnehin haßte, weil er hübscher war, als ihr Ungethüm von Sohn, erwiderte, daß sie mit Vergnügen ihre Hand zum Tode Leanders bieten wolle. Der Prinz möge nur mit seinen vertrautesten Anhängern einmal auf die Jagd gehen und Leander dazu einladen, dann könnte man ihn schon lehren, was es heiße, sich bei den Damen so liebenswürdig zu machen.

Furibundus ging also auf die Jagd. Wie Leander die Hunde und Jagdhörner im Forste hörte, ließ es ihm keine Ruhe. Er stieg zu Pferde und eilte hin, um zu sehen, was es gebe. Wie war er nun aber überrascht, so zufällig dem Prinzen zu begegnen. Fu-

ribundus befahl ihm, sich dem Zuge anzuschließen. Bald darauf lockte er ihn in's Dickicht, und gab den Meuchelmördern ein Zeichen, ihren Fang nicht zu fehlen, dann entfernte er sich schnell.

Aber ein Löwe sprang aus einer Höhle, der sich auf den Prinzen warf und ihn zu Boden schlug. Alle suchten sich durch die Flucht zu retten, nur Leander blieb allein zurück, um mit diesem wüthenden Thier zu kämpfen, und durch Muth und Geschicklichkeit gelang es ihm, seinem grausamsten Feind das Leben zu retten.

Furibundus war vor Schrecken ohnmächtig geworden; als er ein wenig zu sich gekommen war, hielt Leander sein Pferd und bat ihn, aufzusitzen. Wer aber sollte es wohl glauben? Furibundus sah Leander nicht einmal an und er sprengte fort, um die Meuchelmörder einzuholen, und ihnen den Befehl auf's Neue einzuschärfen, Leander zu tödten. Sie umzingelten nun diesen, der wie ein Verzweifelter mit ihnen focht. Da Furibundus ihn für todt hielt, eilte er herzu, da mußte er aber sehen, daß seine gedungenen Mörder den Platz bedeckten und, von der Hand des heldenmüthigen Leanders getroffen, so eben den letzten Seufzer aushauchte.

Leander ging auf ihn zu und sprach:

„Gnädigster Prinz, wenn ihr den Befehl d

gegeben habt, daß man mich hier ermorden solle, so thut es mir leid, mich vertheidigt zu haben."

„Du bist ein Unverschämter! erwiderte hierauf der Prinz, wenn du dich noch einmal unterstehst, mir unter die Augen zu kommen, so lasse ich dich tödten."

Leander zog sich kummervoll zurück, und dachte die ganze Nacht darüber nach, was er beginnen sollte. Er entschloß sich endlich, durch die Welt zu reisen; allein wie er Anstalten zum Aufbruch machte, fiel ihm noch seine Schlange ein, und er nahm Milch und Früchte, um sie ihr zu bringen. Indem er die Thüre öffnete, gewahrte er eine Dame, deren edler und majestätischer Anstand ihm keinen Zweifel über ihre vornehme Geburt ließ. Sie hatte ein Kleid von braunrothem Atlas an, das mit Perlen und Diamanten gleichsam überschüttet war.

„Junger Prinz, sagte sie zu ihm, sucht nicht die Schlange, die ihr hier einsperrtet, denn ihr werdet sie nicht mehr finden. Dafür findet ihr mich an ihrer Stelle, um euch ihre Schuld abzutragen. So wißt denn, daß ich die Fee Niedlich bin. Wir leben hundert Jahre, ohne alt zu werden, wenn diese Zeit aber verflossen ist, so werden wir Schlangen und müssen acht Tage in diesem Zustand bleiben. Tödtet man uns während dieser Verwandlung, so erwachen wir nicht mehr zum Leben; geht sie aber glücklich

vorüber, so nehmen wir unsere frühere Gestalt wieder an und werden schön, wie vordem, mächtig und reich. Jetzt denkt nach, lieber Prinz, womit ich euch dienen kann, und zählt auf meine Hülfe!"

„Frau Fee, erwiderte der Prinz, da ich so glücklich gewesen bin, euch das Leben zu erhalten, so bleibt mir wahrlich nichts mehr zu wünschen übrig."

„Zu bescheiden, nahm die Fee hier wieder das Wort; in der That zu bescheiden. Bedenkt, daß ich euch zu einem mächtigen König erheben kann, eure Tage verlängern, euch Gold- und Diamantenminen eröffnen, euch mit den schönsten und größten Talenten begaben. Aber vor Allem könnte ich euch zu einem Kobold umgestalten" —

„Mit Erlaubniß, fiel Leander hier der Fee in's Wort, und wozu würde es mir helfen, wenn ich Kobold wäre?"

„Zu tausend angenehmen und nützlichen Dingen, erwiderte die Fee; ihr könntet euch dann, so oft es euch beliebt, unsichtbar machen; ihr könntet in einem Augenblick von einem Ende des Weltalls zum andern gelangen; ihr würdet euch, ohne Flügel zu haben, in die Lüfte erheben, ohne den Tod zu befürchten, in den Mittelpunkt der Erde versenken; ihr dränget in die Abgründe des Meeres, ohne zu ertrinken; ihr würdet überall seyn können, trotz Schloß und

Riegel, und wenn ihr es für gut haltet, erschienet ihr wieder sogleich in euerer natürlichen Gestalt.“

„Wohlan, gnädigste Frau Fee! rief hier der Prinz aus, so machet mich zu einem solchen Kobold!“

„Werde Kobold! rief die Fee und berührte ihn; werde ein geliebter, ein liebenswürdiger Kobold, ein recht koboldischer Kobold!“

Dann gab sie ihm ein rothes Hütchen, an dem zwei Papageifedern steckten.

„Wenn ihr dies Hütchen aufsetzt, so werdet ihr unsichtbar seyn, nehmt ihr es ab, so wird man euch sehen!“

Dies fügte sie dann noch hinzu. Leander war außer sich vor Freuden. Er drückte sein Hütchen recht tief in die Stirne und wünschte sich in den Wald, um dort wilde Rosen zu pflücken, die er an einer Stelle gesehen hatte. In demselben Augenblick fühlte er seinen Körper leicht wie ein Gedanke werden. Er schwebte nach dem Walde, und stand vor dem wilden Rosengebüsch. Hier pflückte er drei Rosen und kehrte auf der Stelle wieder nach seinem Zimmer zurück, wo die Fee sich noch befand. Das Ganze mochte ungefähr eine Minute gewährt haben. Er überreichte seine Rosen der Fee, sie aber sagte ihm, daß er sie selbst behalten sollte. Die Eine würde ihm stets so viel Geld verschaffen, als er wünsche; wenn er die zweite

seiner Geliebten vor die Brust stecken würde, so werde er wissen, ob sie ihm treu sey, und die dritte werde ihn vor Krankheiten beschützen Hierauf wünschte sie ihm ein glückliche Reise und verschwand.

Leander wollte sich das Vergnügen einer kleinen Rache an Furibund gönnen. Er brachte seine Sachen in Ordnung, bestieg das schönste Pferd seines Stalles, das den Namen Perlgrau führte, und ließ sich von einigen Dienern begleiten, die seine Livree trugen, damit die Nachricht von seiner Rückkehr sich sogleich verbreite.

Hier muß ich geschwinde einschalten, daß Furibundus zu Hause erzählt hatte, Leander würde ihn ohne seinen muthigen Widerstand auf der Jagd erschlagen haben; daß er alle seine Leute getödtet und er ihn nun den Gerichten überliefern wolle. Der König, von der Leidenschaftlichkeit der Königin gestachelt, gab Befehl, daß man ihn verhafte. Als nun die Königin Leander's Ankunft erfuhr, eilte sie sogleich zum König hin. Furibund, der gern wissen wollte, was man beschließen würde, schlich ihr nach, ohne ihr etwas davon zu sagen, stellte sich an die Thüre, und schob seine Haare von den Ohren, um besser horchen zu können. In demselben Augenblick trat Leander in den Saal, mit seinem rothen Hütchen auf dem Kopfe. Er war also unsichtbar. Sobald er Furibund erbli

hatte, nahm er Hammer und Nagel, und heftete damit sein Ohr an die Thür.

Furibundus schrie entsetzlich; die Königin, die sogleich die Stimme ihres Sohnes erkannte, riß ungestüm die Thüre auf, und ihm dadurch das Ohr vollends ab. Prinz Kobold ergriff hierauf ein Bündel Ruthen und schlug damit die Königin auf die Hände und ihren Herrn Sohn auf die Schnautze. Beide schrieen: Mord und Todtschlag! Der König kommt, das Hofgesinde eilt herbei, man sieht Niemand und zischelt sich in die Ohren, daß die Königin verrückt geworden sey. Der König glaubte es selbst zuerst. Prinz Kobold fährt indeß noch eine Weile fort, den lieben Furibund mit Streichen zu regaliren, verläßt dann das Zimmer, schwebt in den Garten und wird dort mit einem Male sichtbar. Hier pflückt er Erdbeeren und Blumen von den Beeten der Königin und läßt sich die Erstern gut schmecken. Die betroffenen Gärtner laufen zu Ihren Majestäten, um die Kühnheit zu melden.

„Welche Unverschämtheit, schreit die Königin. Auf, mein kleiner Furibund! mein Söhnchen! vergiß deine Schmerzen für einen Augenblick und laufe in den Garten; nimm unsere Leibwache mit dir, und lasse ihn wie Kraut und Rüben zusammenhauen.“

Furibund stellte sich sogleich an die Spitze von

tausend Mann wohlbewaffneter Leute, und eilt in den Garten, wo er Leander unter einem Baume sieht. Dieser wirft einen Stein nach ihm und zerbricht ihm den Arm, dann bombardirt er die Mannschaft mit Orangen. Wie diese auf ihn eindringen will, ist er plötzlich nicht mehr zu sehen. Er war nun hinter Furibund geschlüpft und hatte ihm einen Strick zwischen die Beine geworfen, so daß er auf die Nase fallen mußte! Man hob ihn auf und brachte ihn zu Bette.

Diese Rache hatte Leander befriedigt; er kehrte nunmehr dorthin zurück, wo ihn seine Leute erwarteten und sandte sie nach seinem Schlosse. Hierauf bestieg er sein schönes Pferd Perlgrau und ließ ihm auf gutes Glück den Zügel schießen. So erreichte er einen Wald, wo er sich in den Schatten legte, um auszuruhen.

Nach einer Weile vernahm er ein Seufzen und Schluchzen, das seine Aufmerksamkeit erregte. Er blickte um sich und gewahrte einen Menschen, der bald lief, dann wieder stille stand, schrie, sich die Haare ausraufte und sich selbst schlug, und mißhandelte. Der Prinz näherte sich ihm, von Mitleid ergriffen.

„Ich erblicke euch in einem so erbarmungswürdigen Zustand, sprach er, daß ich mich nicht enthalten kann euch um die Ursache desselben zu fragen."

„Ach, mein Herr, erwiderte der junge Mensch, für mein Uebel gibt es kein Heilmittel mehr. Heute soll meine Geliebte ihre Hand einem alten eifersüchtigen Manne reichen.“

„Und liebte sie euch?“ fragte Leander.

„Davon glaub' ich überzeugt zu seyn, antwortete der Andere.

„Wo ist sie?“ fuhr Leander fort.

„In einem Schlosse, am Saume dieses Waldes,“ erwiderte hierauf der Unglückliche.

„Wohlan, sprach Leander, wartet nur hier auf mich, ich werde euch bald gute Nachricht bringen.“

Sogleich setzte er sein rothes Hütchen auf, und wünschte sich in's Schloß. Er ist dort und tritt in einen Saal, wo er eine große Versammlung findet; die Verwandten des alten Herrn und des jungen Fräuleins. Er sah auch die Eltern der Braut, wie sie sie im Stillen auszankten, daß sie nicht freundlicher aussehe. Prinz Kobold stellte sich hinter die Mutter und sagte ihr leise in's Ohr: „Da du deine arme Tochter zwingst, diesem alten Meerkater die Hand zu reichen, kannst du versichert seyn, daß, ehe acht Tage verstreichen, ein schneller Tod dein Loos seyn wird!“

Die Frau entsetzte sich, diese Stimme zu hören und doch Niemand zu sehen, dergestalt, daß sie in den Sessel zurückfiel und laut ausrief: sie müsse sterben,

wenn man die Heirath vollziehe. Ihr Mann schimpfte sie eine Närrin, eine Gespensterseherin, allein Kobold näherte sich auch ihm und sprach: alter Thor, wenn du deiner Frau nicht Glauben schenkst, wird es auch dich das Leben kosten.“ Diese Worte brachten eine wunderbare Wirkung hervor; der Bräutigam wurde nämlich auf der Stelle fortgeschickt. Er wollte zwar Einwendungen machen, aber Kobold raunte auch ihm so entsetzliche Dinge in's Ohr, daß er froh war, fortzukommen. Dabei trat ihm noch Kobold so stark auf seine Podagrafüße, daß der arme Teufel laut aufschrie.

Man sandte sogleich, um den armen Liebhaber aus dem Walde herbeiholen zu lassen, und das Gastmahl, das zur Hochzeit des Alten bereitet war, diente jetzt zur glücklichen Verbindung der beiden Liebenden. Kobold entkoboldete sich nun auch, das heißt, er nahm sein Hütchen ab und erschien wie ein Fremder, den die Festlichkeiten hieher gezogen hatten. Sobald aber der Neuvermählte ihn erkannte, warf er sich ihm dankend zu Füßen.

Nachdem Leander zwei Tage im Schlosse zugebracht hatte, setzte er seine Reise fort und begab sich in eine große Stadt, woselbst eine Königin herrschte, die ihr Vergnügen darin setzte, die allerschönsten Leute ihres Königreichs an ihren Hof zu ziehen. Leander schaffte sich das prächtigste Gefolge an, das man sich nur

eintreten, der ihr etwas vorsang, was er für sie wollte gedichtet haben. Sowohl die Worte, als die Musik, waren ganz abscheulich, sie aber schien dennoch entzückt darüber. Da warf sich Kobold auf den Musikanten, stieß ihn nach einem offenstehenden Fenster und warf ihn in den Garten hinab.

Wenn der Blitz neben Schön-Blondchen eingeschlagen hätte, so wäre sie nicht erschrockener gewesen. Leander ging aber auf sein Zimmer und schrieb ihr ein Billet voller Vorwürfe, wie sie es nicht anders verdient hatte. Ohne ihre Antwort abzuwarten, verließ er diesen Hof, fest entschlossen, nach diesem Streiche sich nicht wieder zu verlieben.

Leander ließ sich von seinem Perlgrau mit unglaublicher Schnelligkeit davon tragen. Er begab sich jetzt nach einer andern Stadt, wo eben eine große Feierlichkeit vorgenommen wurde. Man kleidete nämlich ein Mädchen, wider ihren Willen, als Nonne ein. Dies rührte den Prinzen. Er eilte in den Tempel, wo er das schöne Kind sah. Ihre beiden Brüder führten das arme Mädchen, und ihre Mutter folgte ihr. Kobold schrie aus Leibeskräften:

„Haltet ein, schändliche Brüder! unbesonnene Mutter! haltet ein! wenn ihr ausführt, was ihr im Sinne habt, so werdet ihr wie Frösche zermalmt werden!"

Man blickte sich nach allen Seiten um, woher diese

schreckliche Drohung wohl komme. Die Brüder meinten, es sey der Geliebte ihrer Schwester, der sich verborgen hielt, um sie durch seinen Orakelspruch einzuschüchtern; aber Kobold ergriff einen langen Stock und zählte ihnen hundert tüchtige Hiebe auf den Rücken. Nun war kein Zweifel; denn die Hiebe waren ächt. Schrecken ergriff die Nonnen; sie flüchteten sich und ein Jeder lief davon, so schnell er es vermochte. Kobold blieb allein mit dem jungen Mädchen. Er nahm sein Hütchen ab und fragte sie, womit er ihr dienen könne. Sie sagte ihm, daß sie einen Ritter kenne, dem nichts, als Geld fehle, um ihr Gatte zu werden. Da schüttelte der gute Kobold so lange die zweite Rose der Fee Niedlich, bis sie zehn Millionen geliefert hatte. Darauf wurden das Mädchen und der Ritter ein Paar und lebten sehr glücklich miteinander.

Das letzte Abenteuer jedoch, das ihm aufstieß, war das lustigste von allen. Einst hörte er in einem Walde Klagegeschrei. Er zweifelte nicht, daß man Gewalt an einem Unglücklichen ausübe, und sah sich überall um. Bald erblickte er nun vier Bewaffnete, die ein junges Mädchen von ungefähr dreizehn bis vierzehn Jahren mit Gewalt fortschleppten. Er eilte so schnell als möglich hinzu und schrie: „Was hat euch das arme Kind gethan, daß ihr es so behandelt?“

He, he! Ihr kleiner Musje! erwiderte derjenige, welcher der Vornehmste zu seyn schien, was kümmerts denn euch?"

„Ich befehle euch, schrie wieder Leander, sie auf der Stelle loszulassen!

„Schon recht, wie Ihr befehlt!" antworteten die Beiden lachend.

Hierauf sprang der Prinz vom Pferde und setzte sein Hütchen auf. Nun mochte einer scharfe Augen haben, soviel er wollte, er konnte ihn doch nicht sehen. Die Räuber sagten: Er ist entwischt; es ist nicht der Mühe werth, ihm nachzusetzen; wir wollen uns nur seines Pferdes bemächtigen. Unterdeß blieb einer von ihnen zur Bewachung des Mädchens, während die andern drei dem schönen Perlgrau nachsetzten. Das Mädchen aber schrie in einem fort und klagte herzzerreißend. Leander lief jetzt zu dem Räuber und band dessen Arm an einen Baum. Dieser schrie wie besessen. Einer seiner Kameraden kam herbei und fragte ihn, wer ihn angebunden habe? — „Ich weiß es nicht, jammerte der erste, ich habe Niemand gesehen." — „Du bist ein Hasenfuß, erwiderte der Andere, und ich will dir zeigen, wie man dich behandeln muß!" —

Darauf gab er ihm zwanzig Hiebe mit der Peitsche. Indessen hatte sich Kobold dem zweiten Räuber ge-

nähert, ergriff auch ihn beim Arm und befestigte ihn seinem Kameraden gegenüber. „Was sagst du jetzt? rief dieser, wer hat dich denn gebunden? warum hast du Hasenfuß es denn gelitten?"

Abricosine (dies war der Name des Mädchens) hatte diesen Wirrwarr benützt, um sich zu retten. Als Leander sie nicht mehr erblickte, rief er seinem Perlgrau herbei, der sich mit einigen kräftigen Fußtritten von den beiden Räubern losmachte, die ihn hielten. Es war jetzt von nichts Anderm die Rede, als Abricosine einzuholen, die unserm lieben Kobold sehr hübsch geschienen hatte. Er wünschte sich hin an den Ort, wo das Mädchen war, und in demselben Augenblick war er auch dort. Er fand sie so müde, daß sie sich an die Bäume stützte, da sie sich nicht mehr aufrecht halten konnte. Als sie Perlgrau wiehernd und lustig heransprengen sah, rief sie: „Ach, das schöne Pferd! das bringt gewiß die arme Abricosine in das Schloß des Vergnügens!"

Kobold nahte sich ihr; Perlgrau hält; sie springt auf; Kobold drückt sie in seine Arme und setzt sie vor sich im Sattel zurecht. Wohl hatte Abricosine Furcht, als sie Jemand fühlte und doch Niemand sah.

Jetzt nahm er seinen kleinen Hut ab, und Abricosine erkannte ihn.

„Ach, gnädigster Herr! sprach sie, euch also verdankte ich Alles!“

Leander bat sie, ihm ihr Alter, ihr Vaterland zu nennen, und ihm zu sagen, durch welchen Zufall sie den Räubern in die Hände gefallen war. Abricosine seufzte tief auf, blickte ihn an, und fing dann an zu erzählen:

„Eine Fee verliebte sich so sehr in einen Prinzen, daß sie ihn zum Aerger aller ihrer Schwestern sich zum Gatten erwählte. Sie wollten es nicht mehr zugeben, daß sie sich bei ihnen aufhielte, und Alles, was sie thun konnte, war, daß sie sich an der Gränze ihres Königreiches einen großen Palast baute. Aber der Prinz, den sie geheirathet hatte, wurde ihrer bald überdrüssig; es brachte ihn zur Verzweiflung, daß sie Alles wußte, was er im Sinne hatte. Hatte er nur eine vorübergehende Neigung zu einer Andern, gleich erhob sie einen fürchterlichen Lärm, und das schönste Mädchen, wenn sie darauf eifersüchtig war, machte sie sogleich häßlich zum Davonlaufen.“

„Da der Prinz, wie natürlich, durch eine so unbequeme Zärtlichkeit sehr gequält wurde, so nahm er an einem schönen Morgen Postpferde und reiste weit, weit fort, um sich in einer großen Höhle irgend eines wilden Gebirgs zu verbergen, damit ihn seine Frau Gemahlin nicht finden konnte. Dies gelang ihm aber

nicht. Sie eilte ihm nach, und bat ihn, ihr in den Palast zu folgen, da sie bald Mutter seyn würde. Ihre Bitten waren jedoch vergebens."

„Nun wohlan! rief sie, in Zorn ausbrechend, so überlasse ich dich deinem Wahnsinn, bleibe in deiner finstern Höhle für immer."

„Hierauf stieg sie in einen fliegenden Wagen und war verschwunden, schneller als ein Vogel. Sobald sie wieder nach Hause gekommen war, richtete sie eine ganz andere Wirthschaft in ihrem Palaste ein. Die Wachen und Hauptleute jagte sie alle fort und nahm dafür Weiber von der Amazonenrace in ihre Dienste, die ringsum auf ihrer Insel strenge Wache halten mußten, damit kein Mann jemals daselbst landen könnte. Diese Insel nannte sie „die Insel des stillen Vergnügens," denn sie sagte immer, nur da herrsche es, wo keine Männer hinkämen. In dieser Gesinnung wurde auch ihre Tochter erzogen. Diese ist so schön, daß ihr Anblick entzückt; ich bin die Dienerin dieser Prinzessin. Da man auf der ganzen Insel nur Lust und Vergnügen kennt, so wird man auch dort nicht alt; denn so wie ihr mich vor euch seht, so bin ich doch schon — trotz meines jugendlichen Aussehens — über zweihundert Jahre alt."

„So lange ich aber nun schon auf der Welt bin, so erinnere ich mich nicht, wohl jemals andere Männer

gesehen zu haben, als jene Räuber, von denen ihr mich befreit habt, gnädiger Herr. Diese Leute haben mir gesagt, daß sie von einem sehr häßlichen Menschen, Namens Furibundus, abgesandt worden seyen, der in meine Gebieterin verliebt ist, obgleich er nichts als ihr Bildniß gesehen hat. Er strich immer um die Insel, ohne es zu wagen, den Fuß hineinzusetzen, denn unsere sehr wachsamen Amazonen erschienen ihm zu furchtbar. Da ich aber die Vögel der Prinzessin zu warten habe, so ließ ich einst aus Unachtsamkeit ihren schönen Papagei entfliegen, und in der Angst darüber, von ihr gescholten zu werden, überschritt ich unvorsichtig die Gränze, um den entflogenen Vogel zu suchen. So wurde ich ergriffen, und ohne euere großmüthige Hülfe hätten mich die Räuber, wer weiß wohin, mit sich fortgeführt." —

„Wenn du das Gefühl der Dankbarkeit kennst, sagte Leander, so dürfte ich wohl hoffen, schöne Abricosine, daß du mich nach der Insel des stillen Vergnügens mitnimmst, damit ich doch einmal jenes Wunder sehen kann, das niemals alt wird."

„Ach nein, gnädigster Herr, rief sie ängstlich, wir würden beide verloren seyn, wenn wir so etwas wagen wollten!"

Indem sie so sprachen, gelangten sie an das Ufer

eines mächtig großen Flusses. Abricosine sprang vom Pferde und sagte zum Prinzen:

„Lebet wohl, mein Prinz, ich wünsche euch so viel Glück, daß die ganze Welt für euch zu einer großen Insel des Vergnügens werden möge!"

„Und ich, schöne Abricosine, entgegnete Leander, wünsche, daß ihr euch dann und wann meiner erinnern möget."

Hiemit entfernte er sich in das Dickicht, und nahm Perlgrau Sattel und Zaum ab, damit er nach Lust weiden und promeniren konnte, er aber setzte sich das rothe Hütchen auf, und wünschte sich sogleich nach der Insel des stillen Vergnügens. Sein Wunsch war sogleich erfüllt und er befand sich an einem der schönsten und ungewöhnlichsten Orte der Welt.

Der Palast war aus gediegenem Golde, und mit großen Figuren geschmückt, welche den Thierkreis und alle Wunder der Welt versinnlichten; dann waren noch zu sehen, die Künste und Wissenschaften, die Elemente, das Meer und die Fische, die Erde und die Thiere, die edeln Uebungen der kriegerischen Amazonen, die Erheiterungen des Landlebens, die Heerden mit den Schäferhunden, die arbeitsame Häuslichkeit des Ackermanns, die Ernten, die Gärten, die Blumen und die Bienen. Aber zwischen allen diesen so verschiedenartigen Gegenständen erblickte man weder Män-

ner, Jünglinge noch Knaben, nicht einmal ein kleiner Amor war abgebildet.

„Abricosine hat mich nicht getäuscht, sagte der Prinz zu sich selbst, man hat selbst das Bild eines Mannes von hier entfernt gehalten. Ich will doch jetzt sehen, ob wir Männer viel dabei verloren haben!"

Er trat in den Palast, und erblickte überall schöne Mädchen, gleich Engeln. Er ging durch große, weite Gemächer, von denen eines immer schöner war, als das andere. Das der Prinzessin bestand ganz aus ungeheuern Spiegeln, um ihr herrliches Bild in's Unendliche zu vervielfältigen.

Ihr kindliches Aussehen vereinigte die Anmuth des jüngsten Mädchens mit dem Benehmen eines schon erwachsenen; die Milde und Lebhaftigkeit ihrer Augen konnte mit nichts verglichen werden. Es war unmöglich einen Mangel an ihr zu entdecken.

Da sie Abricosine nicht sah, erkundigte sie sich nach ihr bei ihrem Ehrenfräulein. Diese erwiderte, daß sie sie vergebens gesucht hätte, und daß sie nirgends zu finden wäre. Da rief Kobold mit der Stimme eines Papagei's, von denen viele im Zimmer waren:

„Schönste Prinzessin, Abricosine wird bald wieder bei dir seyn; sie war in großer Gefahr, geraubt zu werden, wenn nicht ein junger Prinz sie aus den Händen der Räuber befreit hätte."

„Du sprichst sehr hübsch, mein kleiner Papagei, sagte die Prinzessin, allein du irrst wohl, und wenn Abricosine zurückkommt, so wird sie dich sicher dafür bestrafen.“

„Nein, sie wird mich nicht bestrafen, antwortete Kobold. Sie wird euch auch sagen, welch großes Verlangen der fremde Prinz trug, in diesen Palast zu kommen, um euch den falchen Wahn zu benehmen, den ihr gegen sein Geschlecht gefaßt habt.“

„Wahrlich, lieber Papagei, sagte die Prinzessin, es ist schade, daß du nicht alle Tage so sprichst, ich finde dich recht liebenswürdig.“

„Wenn ich nur plaudern darf, um euch zu gefallen, entgegnete Leander, so will ich gar nicht mehr aufhören.“

In diesem Augenblick trat Abricosine in's Zimmer und warf sich ihrer Gebieterin zu Füßen; sie erzählte ihr das ganze Abenteuer und zeichnete ihr dabei mit lebhaften und sehr schmeichelhaften Farben das Bild des Prinzen.

„Ich würde stets alle Männer hassen, rief sie am Schluß ihrer Erzählung, wenn ich diesen nicht gesehen hätte. Ach, gnädigste Prinzessin, wie schön er ist! Wohl hatte ich recht, ihn nicht hierher zu bringen!“

Die Prinzessin antwortete nichts, aber sie fuhr spä-

ter fort, Abricosine nach dem Prinzen zu fragen, dann verfiel sie in tiefe Träumereien.

Kobold setzte indeß seine stummen Beobachtungen fort, dann sprach er wieder:

„Abricosine ist undankbar, der arme Fremde wird vor Kummer sterben, wenn er euch nicht zu sehen bekommt.“

„Je nun, Papagei, so mag er sterben,“ sagte die Prinzessin mit einem Seufzer.

Es war schon spät; die Prinzessin ging in den Marmorsaal. Sobald sie eingetreten war, begann die Symphonie und man servirte ein herrliches Abendessen. In den Ecken des Saales befanden sich Pfauen, Turteltauben und viele andere seltene Vögel, die Abricosine zu warten hatte.

Leander hatte auf seinen Reisen gelernt, den Gesang der Vögel nachzuahmen. Als die Prinzessin nun von der Tafel aufstand, sang er folgende Verschen in der Weise eines Kanarienvogels:

Ohne Freude fließt das Leben
Auch selbst in der Jugend hin,
Drum ward Liebe uns gegeben,
Zu erheitern unsern Sinn!

Die Prinzessin war nicht wenig erstaunt, ließ Abricosine rufen, und fragte sie sehr ernstlich, ob sie einen

Kanarienvogel etwa dies Liedchen gelehrt habe? diese antwortete mit Nein, allein sie setzte muthwillig hinzu, daß ein Kanarienvogel wohl leicht eben so gescheidt seyn könne, wie ein Papagei. Die Prinzessin setzte sich hierauf wieder lächelnd zur Tafel.

Leander näherte sich ihr. Die Prinzessin besaß eine blaue Katze, wie sie damals eben in der Mode waren; diese liebte sie sehr, und eins der Ehrenfräulein mußte sie beständig auf dem Arme tragen. Wenn diese nun sagte: „Gnädigste Prinzessin, ich melde, daß Blauchen Hunger hat," so setzte man sie an ein Tischchen, bedeckte es mit einer Serviette, die mit Spitzen besetzt war, und stellte einen goldenen Teller darauf. Um den Hals trug die Katze eine Perlenschnur, an der eine goldene Klapper hing. Wenn sie zu essen anfing, pflegte sie ein sehr ernsthaftes Gesicht zu machen.

„Ho, ho, dachte Kobold, der große blaue Kater verschlingt die besten Bissen, während ich nur den Geruch davon habe."

Hierauf hob er die Katze ganz sachte von ihrem Stuhle, setzte sich darauf, und nahm sie dann auf den Schooß. Niemand konnte ihn sehen, da er ja sein rothes Hütchen auf hatte. Die Prinzessin legte junge Rebhühner, junge Fasanen und Wachteln auf den goldenen Teller vor Blauchen, aber die jungen Reb-

hühner, junge Fasanen und Wachteln waren in demselben Augenblick verschwunden. Auch standen die feinsten Ragouts auf der Tafel. Kobold nahm eine Gabel, und indem er dabei die Pfote der Katze hielt, langte er damit in die Schüssel. Dabei drückte er dann wohl die Pfote ein wenig zu stark, solchen Spaß verstand Blauchen nicht; sie fing an zu miauen und wollte kratzen.

Die Prinzessin sprach: „tragt doch sogleich dies Fricassé oder jene Torte zu Blauchen; das arme Thier schreit ja, weil es davon haben will."

Hierauf verließ sie den Saal und begab sich in ihr Kabinet. Abricosine mußte ihr folgen und die Thüre hinter sie schließen. Kobold war ihr gefolgt und sie waren zu drei, ohne daß zwei davon etwas argwöhnten. Die Prinzessin sprach hier zu ihrer Zofe:

„Gestehe mir nur, daß du übertrieben hast, als du mir das Bildniß jenes Unbekannten entwarfest."

„Ich bekenne, gnädigste Prinzessin, erwiderte diese, daß ich noch viel zu wenig von ihm gesagt habe."

Die Prinzessin seufzte laut und vernehmlich und sprach dann:

„Ich muß es dir dennoch Dank wissen, daß du ihn nicht hieher gebracht hast."

„Wie aber, Prinzessin, warf Abricosine hin, wolltet

ihr denn stets in diesem verborgenen Winkel der Welt unbekannt euere Tage zubringen?

„So schweige, Schwätzerin! rief die Prinzessin ihr zu, und störte nicht die glückliche Ruhe, die ich nun schon seit sechshundert Jahren genieße.“

Hierauf wagte Abricosine nichts zu erwidern; die Prinzessin schien es aber doch erwartet zu haben, denn sie fragte sie nach einer Pause: ob sie ihr nichts mehr zu sagen habe? jene antwortete, daß sie es dann für ziemlich unersprießlich halte, daß sie ihr Bildniß an mehre Höfe gesandt habe.

„Ich bekenne, sprach die Prinzessin, daß es mir nicht unangenehm wäre, wenn der Zufall mein Bildniß in die Hände des Fremden brächte, dessen Namen ich nicht einmal weiß.“

„Aber, gnädige Prinzessin, rief hier die schnippische Zofe, hat er nicht schon, ehe er es gesehen, den lebhaften Wunsch, bei euch zu seyn? Warum denn seine Qual vermehren?“

Kobold hörte alles, ohne ein Wort davon zu verlieren.

Es war spät und die Prinzessin trat in ihr Schlafzimmer, um sich zur Ruhe zu legen. Kobold nahm seinen Platz in dem anstoßenden Gemache. Die Prinzessin fragte Abricosine, was sie Außerordentliches auf ihrer kleinen Reise gesehen habe.

„Gnädigste Prinzessin, erwiderte diese, ich bin durch

einen Wald gekommen, wo ich Thiere sah, die wie Kinder waren, sie springen und tanzen auf den Aesten, wie die Eichhörnchen; zwar sind sie häßlich, aber ihre Geschicklichkeit ist unvergleichlich."

„Ach, wie gern hätte ich solche Thierchen, sagte die Prinzessin. Wenn sie nicht gar so schnell wären, so könnte es wohl gelingen, mir einige zu fangen."

Kobold zweifelte nicht, daß Abricosine Affen meinte, und sogleich wünschte er sich in den Wald zurück, fing dort ein Dutzend große und kleine, und von allen Farben, und dann wünschte er sich nach Paris. Hier kaufte er sogleich einen kleinen Wagen, der ganz von Gold war, vor dem er sechs grüne Affen anspannen ließ. Das Geschirr wählte er von feuerfarbenem Saffian, mit goldenen Schnallen verziert. Dann ging er zu einem Mann, der abgerichtete Affen zeigte — in Paris kann man ja alles haben — und hier kaufte er noch ein Paar. Der eine hieß Bricambille und der andere Perceforet. Bricambille bekam einen königlichen Anzug und wurde in den Wagen gesetzt; Perceforet ward zum Postillion gemacht. Man kann sich nichts anmuthigeres und ergötzlicheres denken, als das Betragen dieser Thierchen. Die übrigen kleinen Affen dienten als Pagen. Wagen und Affen wurden hierauf in einen Sack gesteckt, und Kobold wünschte sich wieder in's Schloß der Prinzessin.

Diese war noch nicht eingeschlafen, und vernahm das Geräusch, das die Affenequipage machten. Ihre Zofen eilten herbei, und meldeten ihr die Ankunft des Königs der Zwerge. In demselben Augenblicke fuhr der Wagen mit seiner Affenstaffage in das Zimmer. Kobold führte unsichtbar dem Affenkönig im Wagen die Hand, der hierauf der Prinzessin mit vieler Grazie eine mit Diamanten besetzte Cassette überreichte. Sie öffnete den Deckel und fand darin einige sehr artige, mit zierlicher Hand geschriebene Verse. Die Prinzessin fühlte eine heftige Unruhe über diesen Vorfall, besonders da sie nicht wußte, wer die Verse gemacht haben könnte; sie verabschiedete also Zofen und Affen, und überließ sich ihren stillen Gedanken.

Leander war befriedigt und dachte nun daran, sich ein wenig Ruhe zu gönnen: allein er wußte nicht, wohin er sich begeben sollte, da er fürchtete, er könnte in das Zimmer einer der Zofen gerathen. Als er so umhersuchte, fand er eine geöffnete Thür und trat in ein Zimmer des Erdgeschosses, das jedoch vielleicht das schönste und angenehmste im ganzen Palaste war. Das Bett hatte Vorhänge von grüner Gaze mit Goldfäden durchwirkt, die durch Schnüre und Quasten, von Perlen, Rubinen und Smaragden aufgebunden waren. Er schlief zwar ein, allein der Gedanke an die schöne Prinzessin weckte ihn oft auf.

Er stand so zeitig auf, daß er ungeduldig wurde, bis der Augenblick kam, wo er sie sehen konnte. Aus lästiger Erwartung und daraus entspringender Langenweile dachte er an eine passende Beschäftigung zur Ausfüllung dieser Zeit, und sah — wie er sich überall umblickte — eine zum Malen präparirte Leinwand, Farben, Palete und Pinsel. Zugleich erinnerte er sich, was Abricosine der Prinzessin über sein Portrait gesagt hatte, und ohne einen Augenblick zu verlieren, setzte er sich vor einen großen Spiegel und malte sich selbst. Dann malte er das Bild der Prinzessin.

Wie sie nun in ihr Kabinet trat, war sie erstaunt, ihr Bild und das eines Mannes daneben zu sehen. Sie glaubte anfänglich, daß Abricosine ihr diese Artigkeit erzeugt hatte; allein war das Bild des Ritters ein Werk der Einbildungskraft, oder hatte ihr das Original dabei gesessen? Sie rief schnell Abricosine herbei. Kobold stand schon, mit seinem rothen Hütchen, im Kabinet, um zu hören, was sich begeben würde.

Die Prinzessin verlangte zuerst, daß Abricosine ihr ein Urtheil über diese Malerei sage. Allein kaum hatte diese sie erblickt, als sie ausrief: „Ich schwöre, gnädigste Prinzessin, daß dieß das Bildniß jenes Jünglings ist, dem ich Leben und Freiheit verdanke!"

„Du stellst dich überrascht, sprach darauf lächelnd

die Prinzessin, und doch ist es niemand anders gewesen, der diese Bilder hieher gebracht hat."

„Ich, gnädigste Prinzessin? entgegnete Abricosine, nie hatte ich früher diese Bildnisse gesehen; irgend ein Geist muß sie hergezaubert haben."

„Ja, das glaube ich auch," sprach ängstlich die Prinzessin.

„Oder sollte es vielleicht ein guter Genius gewesen seyn? fiel ihr Abricosine in's Wort. Wissen Sie was? rief sie dann lustig, wir wollen sie auf der Stelle verbrennen, um dem Spuke zu entgehen."

„Das wäre schade," sagte ernst die Prinzessin und seufzte.

„Nein, nein, keine Gnade!" fuhr Abricosine im vorigen Tone fort.

Sie lief alsbald fort, um Feuer zu holen, die Prinzessin wagte es aber nicht, ein Bildniß zu betrachten, das so großen Eindruck auf sie machte. Kobold benützte den Augenblick, es zu nehmen, und sich damit aus dem Staube zu machen. Kaum war er fort, so wendete sie sich und war sehr überrascht, es nicht mehr zu sehen. Abricosine tritt wieder in das Zimmer und die Prinzessin fragt sie, ob sie es war, die das Bild fortgenommen? Sie versichert, daß sie es nicht gewesen sey, und dieß letztere Ereigniß setzt Beide vollends in Angst und Staunen.

Kobold aber verbarg das Bild und kehrte sogleich zur Prinzessin zurück, denn es erfüllte ihn gar zu sehr mit Freude, beständig um sie zu seyn.

Die schöne Prinzessin liebte übrigens auch alle schöne Sachen mit gleicher Neigung. Als sie eines Tages von allen ihren Nymphen umgeben war, sagte sie, sie wünschte wohl zu wissen, wie die Damen an den verschiedenen Höfen der Welt gekleidet seyen, damit sie daraus ihren eigenen Anzug auf das schönste wählen könnte. Mehr war nicht nöthig, um Kobold zu bestimmen, sogleich durch die ganze Welt zu fliegen. Er drückte sein kleines rothes Hütchen in die Augen und wünschte sich nach China. Hier kauft er die schönsten Stoffe und allerlei Muster von Kleidungsstücken. Von dort fliegt er nach Siam, wo er dasselbe thut; in drei Tagen hatte er alle Welttheile zu diesem Zwecke besucht. Nachdem er nun eine große Menge der seltensten Kostbarkeiten zusammengebracht hatte, kaufte er auch fünf bis sechs Dutzend Puppen, die er in Paris ankleiden ließ, und stellt sie in das Kabinet der Prinzessin.

Beim Eintreten wurde diese nun auf die angenehmste Weise überrascht. Jede Puppe hielt ein Geschenk in der Hand. Diese eine Uhr, Jene ein Armband, Ringe, Halsschmuck u. s. w. Die schönste der Puppen hielt jedoch ein Kästchen mit einem Por-

trait. Die Prinzessin öffnete es und erblickte das Bildniß Leanders. Sie schreit überrascht auf, dann sagt sie zu Abricosine:

„Ich weiß mir nicht zu erklären, was sich seit einiger Zeit in diesem Palaste zuträgt. Welche Fee, oder welch ein Geist bemüht sich, solche artige Wunder auszuüben?"

Leander, der diese Worte hörte, schrieb folgende Worte auf ein Täfelchen und ließ es zu den Füßen der Prinzessin niederfallen:

Ich bin weder Fee noch Geist;
Ein Liebender, unglücklich zumeist;
Ich kann nicht erscheinen vor deinem Blick;
Beklage mit mir mein Mißgeschick!

Prinz Kobold.

Das Täfelchen war von Gold und mit Diamanten besetzt. Sie hob es mit Befremden auf, allein noch größer war ihre Ueberraschung, als sie die Verse gelesen hatte.

„So ist dieser Unsichtbare denn ein Ungeheuer, sprach sie schmerzhaft, weil er sich nicht zeigen darf; oder er liebt mich nicht, weil er mir seinen Anblick so grausam entzieht."

Leander war entzückt, als er das hörte, und sie immerfort mit seinem Bildnisse beschäftigt sah. Er besann sich schnell, daß sich in einer Grotte, die sie

dann und wann zu besucheu pflegte, ein Piedestal befand, auf das man eine Bildsäule stellen sollte, die noch nicht fertig war. Hier stellte er sich nun hin, idealisch gekleidet und mit einem Lorbeerkranze auf dem Haupte. In der Hand hielt er eine Lyra. Die Prinzessin trat in die Grotte und warf sich auf einen Rasensitz. Sie seufzte und vergoß einige Thränen. Kobold hatte das rothe Hütchen aufgesetzt, damit sie ihn nicht sogleich sehe; bald aber nahm er es ab und sie entdeckte ihn nun mit neuem Erstaunen. Anfänglich glaubte sie, er sey eine Statue; dann aber bewunderte sie das überaus Natürliche an der Gestalt, bis daß der Prinz zu singen begann, und sich mit der Lyra begleitete. Er suchte seine Gefühle und Schicksale in dem Gesange zu schildern.

Obgleich die Stimme Leander's zu den angenehmsten gehörte, so war die Prinzessin doch von gewaltigem Schrecken über alles Dieses ergriffen und fiel in Ohnmacht. Kobold war außer sich, sprang vom Piedestal herunter und setzte schnell seinen kleinen rothen Hut auf, um von Niemand gesehen werden zu können. Er nahm die Prinzessin in seinen Arm, und bemühte sich auf das eifrigste, sie wieder zu sich zu bringen. Sie öffnete endlich die Augen und sah Niemand; allein sie fühlte doch, daß sie Jemand bei der Hand nahm, sie küßte und mit Thränen benetzte. Sie war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen.

Endlich rief sie: Kobold, galanter Kobold! warum bist du nicht der, den ich mir ersehne!"

Bei diesen Worten wollte sich Leander erklären; allein er wagte es noch nicht.

Die Prinzessin, welche sich allein glaubte, rief Abricosine und erzählte ihr das neue Wunder, von der belebten Statue. „Wie schade, sagte sie, daß der Kobold wahrscheinlich so häßlich und unförmlich ist; man kann keine angenehmere und artigere Manieren haben, als er!"

„Wer aber hat ihnen denn gesagt, versetzte Aricosine, daß er so ist, wie sie ihn sich vorstellen? Gewiß, ich glaube, daß der Prinz Kobold, oder wie er heißen mag, ihrer Vorstellung nicht entspricht."

„Ich wollte, du hättest Recht," sagte die Prinzessin.

Man kann leicht denken, welche Freude Leander bei dieser kurzen Unterhaltung empfand.

Während sich dieses nun Alles zugetragen hatte, wartete der kleine Furibundus auf die Rückkehr seiner vier Getreuen, die er nach der Insel des stillen Vergnügens ausgesandt hatten. Endlich erschien einer derselben, welcher die Kunde brachte, daß es ihm ohne eine große Armee nie gelingen würde, in die Insel zu dringen.

Der Vater des Prinzen Furibund war so eben gestorben, und er war nun Herr und Gebieter. Er versammelte daher sogleich viermalhunderttausend Mann und stellte sich an die Spitze dieser furchtbaren Heeresmacht. Er machte eine schöne Figur als General. Sein Schlachtroß war kaum eine halbe Elle hoch. Als die Amazonen dies Heer anrücken sahen, so gaben sie der Prinzessin Nachricht davon, welche sogleich die getreue Abricosine in das Königreich der Feen sandte, um ihre Mutter zu bitten, ihr einen guten Rath zu ertheilen, damit es ihr gelingen möchte, den kleinen Furibund aus ihren Staaten zu verjagen. Aber Abricosine fand die Fee sehr erzürnt.

„Ich weiß von allem, was meine Tochter thut," sagte sie; der Prinz Leander ist in ihrem Palast; er liebt sie und wird von ihr geliebt. Alle meine Sorgfalt war nicht im Stande, sie von der Tyrannei der Liebe zu befreien; jetzt möge sie denn ihre Fesseln tragen. Entferne dich, Abricosine! ich will nicht mehr von einer Tochter sprechen hören, deren Neigung mir solches Herzeleid bereitet."

Abricosine eilte zur Prinzessin, um ihr diese schlechte Nachricht zu verkünden. Kobold war aber bei ihr, ohne daß sie ihn sehen konnte. Er wagte es nicht, ihr in diesem schlimmen Augenblick etwas zu sagen, allein er erinnerte sich zu gut, daß Furibundus sehr

intressirt war und schloß daher, daß er sich wohl zurückziehen würde, wenn man ihm viel Geld gäbe.

Er kleidete sich als Amazone und wünschte sich in den Wald, wo sich sein Pferd befand. Sobald er „Perlgrau!“ gerufen, kam Perlgrau springend und wiehernd gelaufen. Leander langte in Furibund's Lager an. Man meldete dem König, daß eine junge Dame da sey, die ihn sprechen wolle, in Sachen der Prinzessin der Insel des stillen Vergnügens. Er hing sogleich seinen königlichen Mantel um und setzte sich auf seinen Thron; er sah aus, als wenn eine große Kröte einmal einen König spielen wollte.

Leander sagte ihm, daß die Prinzessin ein stilles, behagliches Leben dem Lärm und den Gefahren des Krieges vorziehe, und daß sie ihm daher so viel Geld anbiete, als er nur wolle, damit er sie in Frieden lasse. Furibund antwortete hierauf, daß er wohl Mitleiden mit ihr habe, und daß sie ihm nur hundert tausend tausendmal tausend Millionen Louisd'ors schenken möchte, dann wolle er wieder in sein Königreich abziehen. Leander bemerkte ihm hierauf, daß man zu viel Zeit brauchen würde, hunderttausend tausendmal tausend Millionen Louisd'ors zu zählen, und daß er daher lieber nur gleich bestimmen möchte, wie viel Zimmer voll er haben wolle.

Furibund erwiderte hierauf, ohne sich lange zu be-

sinnen, daß er dreißig recht große Zimmer, ganz gefüllt mit Goldstücken, begehre. Hierauf ließ sich Leander in die Zimmer führen und schüttelte seine Rose so viel und so lange, daß Pistolen, Quadrupel, Louisd'or, Goldthaler, Rosenobel, Souverains, Guineen und Zechinen herausfielen. Es war wie ein Platzregen. Furibundus gerieth vor Freude ganz außer sich, aber je mehr Gold er sah, desto größer wurde seine Lust, die Amazone zu behalten und die Prinzessin zu fangen.

Sobald nun die dreißig Zimmer voll waren, schrie Furibund seiner Wache zu: „Ergreift die Amazone, das ist eine Falschmünzerin! das ist alles falsches Geld!"

Aber Kobold setzte sogleich sein rothes Hütchen auf, und entschwand. Die Wachen glaubten, daß er fortgegangen sey, liefen ihm nach und ließen Furibund allein. In diesem Augenblick ergriff ihn Kobold bei den Haaren, und schnitt ihm den Kopf ab, als wenn er ein Huhn vor sich gehabt hätte, und das kleine Ungeheuer konnte nicht einmal die Hand sehen, von der es den Tod empfing.

Sobald Kobold den Kopf hatte, wünschte er sich zurück in den Palast des stillen Vergnügens. Die Prinzessin spazierte, in Gedanken versunken, auf und ab, als sie mit einem Male einen Kopf in der Luft

schweben sah, ohne den zu gewahren, der ihn hielt. Dies Wunder überraschte sie so sehr, daß sie gar nicht wußte, was sie dazu sagen sollte. Aber noch überraschender war es, als man diesen abscheulichen Kopf ihr zu Füßen legte, ohne daß sie eine Hand dabei wahrnahm. Zugleich hörte sie eine Stimme, die zu ihr sprach:

„Fürchtet nichts mehr, liebliche Prinzessin, Furibundus, der Abscheuliche, wird euch nichts mehr zu Leide thun!“

Abricosine erkannte sogleich Leander's Stimme und sagte: Ich schwöre, Prinzessin, daß der Unsichtbare, der hier spricht, jener Fremde ist, der mich befreit hat.“

„Ach, sagte die Prinzessin, wenn es wahr wäre, daß unser Kobold und jener Fremde derselbe ist, so wollte ich ihm wohl gern meine Dankbarkeit zu erkennen geben!“

Hierauf antwortete Kobold: „Laßt mich erst noch arbeiten, sie ganz zu verdienen.“

Mit diesen Worten verließ er die Prinzessin, und eilte zu dem Heere Furibund's. Er zeigte sich dort sogleich in seinen gewöhnlichen Kleidern, und Jeder erkannte in ihm seinen König und Feldherrn. Großmüthig überließ er ihnen die dreißig Zimmer, die sie untereinander theilten, so daß jeder Soldat auf ewig ein Rothschild wurde; die reichste Armee in der

Welt. Leander kehrte aber zur Prinzessin zurück und befahl, daß seine Leute in kleinen Tagemärschen nach seinem neuen Reiche zurückmarschiren sollten.

Die Prinzessin hatte sich schon schlafen gelegt und der Prinz konnte sie also an jenem Tage nicht mehr sehen und zog sich in sein Zimmer zurück, ohne daran zu denken, die Thüre zuzumachen.

Die Prinzessin wurde von Ungeduld und Ungewißheit gleich sehr bestürmt, und erhob sich daher Nachts aus ihrem Bette, um in ihrem Gartensalon sich ein wenig zu erholen. Wie erstaunte sie nun aber, als sie hier Leander schlafend fand. Sie überzeugte sich bald, daß dies der Jüngling sey, von dem sie das Bildniß schon lange besaß.

„Es ist nicht möglich, sagte sie, daß dies mein gefälliger Kobold ist; denn Kobolde schlafen wohl nicht!"

Sie berührte leise seine Haare, sie horchte seiner Athemzüge und vermochte sich nicht von dem Schläfer zu trennen.

Während dieser Zeit war die Fee, ihre Mutter, angekommen und machte im Hereintreten einen solchen Lärm, daß der Prinz davon plötzlich erwachte. Man denke sich nun seinen Schrecken, als er die Prinzessin in größter Verzweiflung erblickte, und wie

die böse Fee sie, unter tausend Vorwürfen, aus dem Gemache zog.

Er sah wohl ein, daß er gegen eine solche Macht nichts ausrichten würde, er eilte der Fee aber nach, und er und die Prinzessin warfen sich ihr zu Füßen.

„Ihr kennt nicht die Leiden der Liebe, schrie die erzürnte Fee und Mutter, und welchen Schmerzen ihr ausgesetzt seyn werdet!“

Umsonst baten Beide, und benetzten die Hände der Fee mit ihren Thränen; sie blieb unempfindlich, und gewiß wäre sie so geblieben, wenn die vortreffliche Fee Niedlich nicht plötzlich erschienen wäre, deren sich meine lieben Leser wohl noch aus dem Anfange dieser Geschichte erinnern werden.

Diese umarmte sogleich die alte Fee, rief ihr die Dienste in's Gedächtniß, die sie ihr schon erzeigt hatte, und bat als Erkenntlichkeit um Verzeihung für die jungen Liebenden. Die Fee-Mutter konnte endlich nicht länger widerstehen.

„Wohlan! sagte sie, ich willige in euere Wünsche. Kommt in meine Arme!“

„Um euch Vergnügen zu machen, fuhr sie dann fort, will ich die Insel des stillen Vergnügens, das Schloß und alle Wunder desselben, nach Leander's Königreich bringen lassen. Dort will ich bei euch wohnen und euch mit Wohlthaten überhäufen!“

Die gute Niedlich dachte an Alles und ließ mit Hülfe des Berliki Berloki alle Generale und Hauptleute der ehemaligen furibundischen Armee nach dem Palaste der Prinzessin kommen, damit sie Theil an den herrlichen Festen nehmen konnten, die dort gefeiert wurden. Das Merkwürdigste bei diesem ganzen Abenteuer war jedoch, daß eine jede Nymphe der Insel des stillen Vergnügens unter den fremden Helden auch einen zärtlich liebenden Gatten fand, wie sie sich ihn nur wünschen konnte.

Sie waren gleich so vertraut miteinander, als wären sie schon zehn Jahre lang bekannt gewesen und doch schrieb sich diese Bekanntschaft höchstens nur von vierundzwanzig Stunden her. Aber das Zauberstäbchen einer Fee bringt wohl noch größere Wunder hervor.

Aschenbrödel

oder

der kleine gläserne Pantoffel.

Es war einmal ein Edelmann, der nach dem Tode seiner ersten Gattin sich noch einmal verheirathete und nun die stolzeste und hochmüthigste Frau wählte, die man sich nur denken kann. Sie hatte zwei Töchter, die ihr vollkommen ähnlich waren. Der Edelmann hatte aber aus der ersten Ehe noch eine Tochter, welche das sanftmüthigste und liebenswürdigste Geschöpf war. Auch diese war ihrer Mutter ähnlich, die ebenfalls solche Tugenden besessen. Kaum war jedoch die Stiefmutter im Hause, als das arme Mädchen sehr hart behandelt wurde. Sie haßte seine gute Eigenschaften, wodurch ihre häßlichen Töchter ganz und gar verdunkelt wurden. Das arme Kind

mußte die niedrigsten Hantierungen im Hause verrichten; sie wusch das Geschirr auf, scheuerte Zimmer und Treppen, und schlief auf dem Boden auf einem elenden Strohsack, während ihre Schwestern in den schönsten Zimmern wohnten und sich in großen Spiegeln vom Kopfe bis zu den Füßen betrachten konnten. Das arme Mädchen ertrug alles mit Geduld, und wagte es nicht einmal, sich bei seinem Vater darüber zu beklagen, denn dieser würde es gewiß noch dazu ausgescholten haben, da ihn seine Frau vollkommen beherrschte und er thun mußte, was diese wollte.

Wenn das gute Kind seine Arbeit verrichtet hatte, pflegte es wohl neben dem Heerde hinzusitzen, wo noch die warme Asche glimmte, um seine erfrorene Hände zu wärmen, deßhalb wurde es im Hause nur Aschenhocker genannt; allein die jüngste der Schwestern fand diesen Namen doch zu unzart, und verwandelte ihn in „Aschenbrödel."

Ungeachtet aber Aschenbrödel nur sehr schlechte Kleider hatte, so war sie doch hundertmal schöner als ihre Schwestern, die stets ungemein herausgeputzt erschienen.

Nun geschah es, daß der Sohn des Königs einen Ball gab, und dazu alle Personen von Stand und Ansehen einladen ließ. Auch unsere beiden Fräulein wurden gebeten, denn es wurde von ihnen im gan-

zen Lande viel gesprochen. Sie waren natürlich sehr erfreut über solche Ehre, und wählten sogleich Kleider und Schmuck, um darin recht zu glänzen. Die arme Aschenbrödel hatte dabei wieder am meisten zu leiden; denn sie mußte nun den ganzen Tag Wäsche biegeln für ihre Schwestern und die Manschetten und Krausen fälteln. Man sprach von nichts, als wie man sich anziehen würde.

„Ich, sagte die Aeltere, werde mein rothsammtnes Kleid mit den englischen Spitzen anziehen.“

„Und ich, sprach die Jüngere, will nur mein gewöhnliches Kleid anlegen, aber dazu nehme ich den großen Mantel mit den goldenen Blumen, von unserer Großmutter, das ist jetzt wieder Mode. Auch der Reif von Brillanten wird mir gut zu Gesichte stehen.“

Man ließ hierauf den besten Friseur kommen, um sich nach der Mode den Kopf zurichten zu lassen, und ließ es auch an Schminke und wohlriechenden Essenzen nicht fehlen. Sie schrien, Aschenbrödel solle herbeikommen, um ihnen ihre Meinung zu sagen, denn sie trauten ihr einen guten Geschmack zu. Das gute Kind ertheilte ihnen seinen besten Rath und erbot sich zugleich dazu, sie zu frisiren, womit sie auch zufrieden waren. Während sie die Schwestern nun frisirte, fragten diese höhnisch:

„Aschenbrödel, würdest du wohl auch gern auf den Ball mitgehen?"

„Ach, meine gnädigen Schwestern, antwortete diese, sie spotten meiner wohl. Wie käm' ich wohl zu solchen Ehren?"

„Du hast recht, sprach die Aeltere, man würde sich wohl darüber lustig machen, wenn man eine solche Aschenhockerin auf einem Ball sähe!"

Eine andere wie Aschenbrödel würde ihnen gewiß bei solchen Reden die Haare zerzaust, statt frisirt haben, aber sie war zu gut dazu und frisirte doch sehr schön. Wohl zwei Tage aßen die beiden Schwestern nichts, um nur recht schlank zu seyn, und dennoch wurden ein paar Dutzend Schnürriemen zerrissen, weil sie sich so stark zusammenpressen ließen; dabei standen sie immer vor dem Spiegel.

Endlich kam der glückselige Tag! Sie fuhren zum Feste, und Aschenbrödel sah ihnen so lange nach, als sie nur konnte. Wie sie den Wagen nicht mehr sah, fing sie an zu weinen. Ihre Pathe, die sie ganz in Thränen fand, fragte, was sie denn habe?

„Ich wollte — ich wollte —"

so stammelte sie, denn sie weinte so sehr, daß sie nicht sprechen konnte.

Die Pathe, welche eine mächtige Fee war, sagte:

„Aschenbrödel, würdest du wohl auch gern auf den Ball mitgehen?“

„Ach, meine gnädigen Schwestern, antwortete diese, sie spotten meiner wohl. Wie käm' ich wohl zu solchen Ehren?“

„Du hast recht, sprach die Aeltere, man würde sich wohl darüber lustig machen, wenn man eine solche Aschenhockerin auf einem Ball sähe!“

Eine andere wie Aschenbrödel würde ihnen gewiß bei solchen Reden die Haare zerzaust, statt frisirt haben, aber sie war zu gut dazu und frisirte doch sehr schön. Wohl zwei Tage aßen die beiden Schwestern nichts, um nur recht schlank zu seyn, und dennoch wurden ein paar Dutzend Schnürriemen zerrissen, weil sie sich so stark zusammenpressen ließen; dabei standen sie immer vor dem Spiegel.

Endlich kam der glückselige Tag! Sie fuhren zum Feste, und Aschenbrödel sah ihnen so lange nach, als sie nur konnte. Wie sie den Wagen nicht mehr sah, fing sie an zu weinen. Ihre Pathe, die sie ganz in Thränen fand, fragte, was sie denn habe?

„Ich wollte — ich wollte —“

so stammelte sie, denn sie weinte so sehr, daß sie nicht sprechen konnte.

Die Pathe, welche eine mächtige Fee war, sagte:

„Du wolltest wohl auch gern auf den Ball gehen? nicht wahr?"

„Ach ja," erwiderte Aschenbrödel mit einem tiefen Seufzer.

„Nun sprach die Pathe, wenn du stets brav seyn willst, so schicke ich dich hin."

Hierauf führte sie Aschenbrödel in ihr Zimmer, und sagte: „Gehe in den Garten und bringe mir einen Kürbis."

Aschenbrödel lief alsbald in den Garten, und holte den schönsten, den sie finden konnte, obgleich sie nicht begriff, wie sie durch den Kürbis auf den Ball kommen sollte. Die Pathe höhlte nun den Kürbis aus bis auf die Schaale, dann schlug sie mit ihrem Stäbchen darauf, und sogleich verwandelte sich die Frucht in einen vergoldeten Staatswagen. Sie suchte dann in ihrer Mäusefalle nach, und fand sechs lebendige Mäuschen darin. Aschenbrödel mußte die Falle offen halten, und jedes Mäuschen erhielt, so wie es herauskam, einen leichten Schlag mit dem Zauberstäbchen und wurde sogleich ein schönes Pferd; so hatte der Wagen bald einen herrlichen Zug von sechs Pferden, die sämmtlich mausgraue Schimmel waren. Da die gute Fee nicht gleich wußte, wo sie den Kutscher hernehmen sollte, sprach die kluge Aschenbrödel: „ich will doch einmal sehen, ob sich in der

Rattenfalle nicht irgend etwas gefangen hat, das gäbe einen prächtigen Kutscher. —“ „Du hast recht, erwiderte die Pathe, sieh' nur nach, mein Kind.“

Aschenbrödel holte jetzt die Falle, wo sich drei große Ratten vorfanden. Die Fee nahm eine von den dreien, die einen großen Bart hatte, und mit Hilfe ihres Zauberstäbchens ward ein dicker Kutscher daraus, der den schönsten Schnurrbart hatte, den man sich wohl denken kann. Dann sprach die Fee wieder:

„Gehe in den Garten hinab, wo du sechs Eidechsen finden wirst, sie liegen am Brunnen, hinter der Gießkanne. Bringe mir auch diese.“

Aschenbrödel hatte sie kaum gebracht, so waren sie auch schon mit Hilfe des Stäbchens in sechs Lakaien verwandelt, die sogleich auf den Wagentritt stiegen, mit reich bordirten Livereen angethan, und die sich an den Schnüren und Quasten hielten, als wenn sie nie Eidechsen, sondern immer Lakeien gewesen wären. Hierauf sprach die Fee zu Aschenbrödel:

„Nun kannst du auf den Ball fahren, bist du nicht zufrieden?“

„Ja — aber soll ich denn so wie ich bin, mit diesen schlechten Kleidern dort erscheinen?“ fragte die Kleine.

Da berührte die gute Pathe auch sie mit ihrem Stäbchen und im selben Augenblick wurden ihre Kle

der von Gold- und Silberstoff ganz mit Edelsteinen übersät. Dazu gab sie ihr noch Pantoffeln von Glas, zierlicher und allerliebster konnte man nichts sehen. Nachdem sie auf solche Weise geschmückt war, stieg sie in den Wagen, aber ihre Pathe rief ihr noch nach, nicht über Mitternacht auszubleiben, denn so wie diese schlagen würde, verwandelte sich ihr Wagen wieder in den Kürbis, ihre Pferde in Mäuse, ihre Lakaien in Eidechsen, und ihre prächtigen Kleider in ihr gewöhnliches Aschenbrödelkleidchen. Sie versprach hierauf ihrer Pathe, nicht über Mitternacht auf dem Ball zu bleiben und fuhr fort mit Freude und Lust im Herzen.

Der Sohn des Königs, dem man meldete, daß so eben eine vornehme Prinzessin angekommen sey, die Niemand kenne, eilte ihr sogleich entgegen. Er reichte ihr die Hand und hob sie aus dem Wagen, dann führte er sie selbst in den Saal, wo die Gesellschaft versammelt war. Alles war sogleich still; die Violinen spielten nicht mehr und die Tänze hörten auf; man betrachtete nur voll Neugier und Staunen die schöne Unbekannte; nur ein Murmeln durchlief die Versammlung: „Ach, wie schön ist sie!“ — Selbst der König, obgleich schon ein alter Herr, konnte es nicht unterlassen, sie anzuschauen, und sagte leise zur Königin, daß er schon lange keine so hübsche und liebens-

würdige Person gesehen habe. Die Damen aber besonders wurden nicht müde, bald ihre Kleider, bald ihren Schmuck zu bewundern, um gleich für den folgenden Tag sich Gleiches zu bestellen und anzuschaffen. Allein, wo sollten sie solche Stoffe und solche geschickte Hände zu ihrer Verarbeitung wohl finden?

Der Sohn des Königs führte sie auf den Ehrenplatz und forderte sie dann zum Tanze auf. Sie tanzte mit solcher Anmuth, daß man sie nur noch mehr bewundern mußte. Als man nun das prächtige Mahl auftrug, so aß der Prinz keinen Bissen, weil er nur im Anschauen seiner schönen Tänzerin verloren war.

Aschenbrödel aber setzte sich zu ihren Schwestern und erzeigte ihnen viele Artigkeiten. Sie präsentirte ihnen von den Citronen und Orangen, die der Prinz ihr gegeben hatte. Die Schwestern waren von dieser Güte sehr überrascht, denn sie erkannten Aschenbrödel nicht. Mitten in der Unterhaltung schlug es plötzlich dreiviertel auf zwölf; Aschenbrödel stand auf, machte der Gesellschaft eine tiefe Verbeugung und ging so schnell fort, als sie nur konnte.

Sobald sie wieder zu Hause war, suchte sie ihre Pathe auf, bedankte sich bei ihr und bat sie, ihr doch den andern Tag wieder so gute Gelegenheit zu verschaffen, auf den Ball zu gehen, weil der Königssohn sie darum gebeten habe. Wie sie noch im best

Erzählen war, was sie Alles auf dem Ball gesehen und gehört hatte, klopften plötzlich die beiden Schwestern an die Thüre; Aschenbrödel lief hinaus und öffnete.

„Ach, ihr seyd einmal lange ausgeblieben," sagte sie, und that verschlafen, rieb sich die Augen, gähnte und streckte sich, obgleich sie nicht an's Schlafen gedacht hatte.

„Wärest du auch auf dem Balle gewesen, sagte die Eine von ihren Schwestern, so würdest du gewiß nicht schläfrig seyn. Es war die schönste Prinzessin da, die man auf der Welt finden kann. Uns hat sie besonders ausgezeichnet, und hat uns Citronen und Orangen zum Präsent gemacht."

Aschenbrödel konnte ihr Lachen kaum unterdrücken; sie fragte, wie denn die Prinzessin geheißen habe, aber die Schwestern sagten, man kenne sie nicht und der Sohn des Königs würde viel darum geben, zu wissen, wer sie sey. Aschenbrödel lächelte und sagte:

„So schön also war die fremde Prinzessin? mein Gott, wie Ihr doch glücklich seyd! darf ich sie denn nicht auch einmal sehn? Ach, liebes Fräulein Schwester, leihen Sie mir doch ihr gelbes Zitzkleid, das sie alle Tage anziehen."

„Wahrhaftig, sprach die Schwester, das wäre mir

recht! einer Aschenhockerin, wie du, ein Kleid leihen! da müßte ich erst meinen Verstand verlieren."

Aschenbrödel wußte wohl, daß sie diese Antwort erhalten würde und sie machte sich auch natürlich nichts daraus, denn was hätte sie wohl mit dem alten gelben Zitzkleid ihrer Schwester anfangen sollen. Am andern Tage fuhren beide Schwestern wieder auf den Ball, und Aschenbrödel blieb auch nicht zu Hause, allein sie war noch reicher geschmückt, als das erste Mal. Der Königssohn verließ sie gar nicht und unterhielt sie mit den artigsten Dingen. Das junge Mädchen verdroß das keinesweges, sie vergnügte sich so sehr, daß sie die Warnung ihrer Pathe vergaß und der erste Schlag der Mitternachtstunde sie aus ihrem Traume erweckte. Sie sprang auf und eilte davon mit der Schnelligkeit eines Rehs. Der Prinz folgte ihr sogleich, allein er konnte sie nicht mehr einholen; dafür aber fand er einen der gläsernen Pantoffeln, den sie im schnellen Laufen von dem Fuße verloren hatte. Er verbarg ihn sorgfältig. Aschenbrödel langte ganz außer Athem zu Hause an; Wagen und Lakaien waren verschwunden und eben so ihre prächtigen Kleider. Nichts war ihr von all der Pracht übrig geblieben, als der eine der kleinen Pantoffeln von Glas. Indeß fragte man die Wachen an den Pforten des königlichen Palastes, ob sie keine Prinzessin hätten

fortfahren sehen, allein sie antworteten, daß nur ein schlecht gekleidetes Mädchen, dem Ansehen nach eine Bäuerin, aber keine Prinzessin, bei ihnen vorüber gelaufen sey.

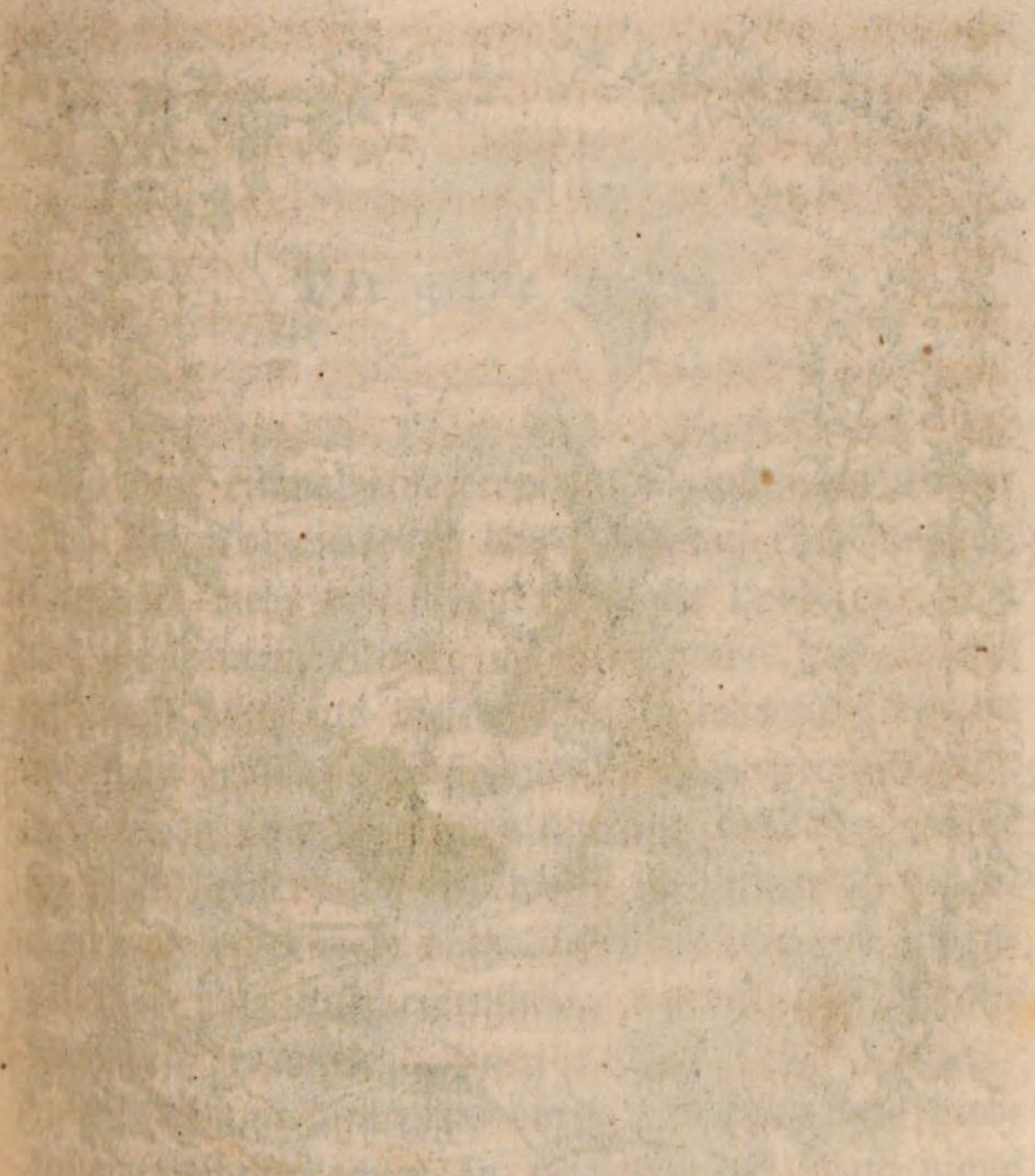
Als die Schwestern nach Hause kamen, fragte sie Aschenbrödel abermals, ob sie sich gut unterhalten hätten, und ob die schöne Prinzessin wieder dort gewesen wäre? Sie bejahten dies, allein sie setzten hinzu, daß sie mit dem Schlage Mitternacht davon geeilt sey und im Fliehen einen allerliebsten, kleinen Pantoffel von Glas verloren habe. Der Prinz habe nun den Pantoffel aufbewahrt und ihn fortwährend betrachtet; es sey daher kein Zweifel, daß er in die Fremde über die Maaßen verliebt sey.

Und sie sagten die Wahrheit, denn am nächsten Tage ließ der Königssohn durch den Herold im ganzen Lande verkünden, daß diejenige seine Gemahlin werden solle, deren Fuß der Pantoffel passen würde. Nun fing man sogleich an, ihn zuerst allen Prinzessinnen anzuprobiren, dann den Gräfinnen und zuletzt den übrigen Hofdamen. Aber vergebens. Hierauf wurde der Pantoffel den beiden Schwestern anprobirt, die Alles thaten, um ihren Fuß hineinzuzwängen, aber es wollte durchaus nicht gehen. Aschenbrödel, die dabei stand und sogleich ihren Pantoffel erkannte, rief lachend: „Auch ich will einmal zusehen, ob ich

ihn anziehen kann.“ Da lachten ihre Schwestern und spotteten sie aus; aber der Hofmann, der mit dem Pantoffel gekommen war, betrachtete Aschenbrödel mit einem Kennerblicke, und da er sie sehr hübsch fand, so behauptete er, daß sie recht habe, und daß sein Befehl laute, ihn allen Mädchen des Landes anzuprobiren. Aschenbrödel mußte sich daher setzen und ihr Füßchen ging ganz ohne Mühe in den Pantoffel und er saß ihm wie angegossen. Das Staunen der beiden Schwestern läßt sich nicht beschreiben, doch wurde es noch größer, als Aschenbrödel den zweiten Pantoffel aus der Tasche zog, und ihn auf den andern Fuß anzog. In diesem Augenblicke kam die Fee-Pathe dazu, die Aschenbrödel wieder mit dem Stäbchen berührte, so, daß sie plötzlich glänzender als je geschmückt und gekleidet erschien. Jetzt erst erkannten sie ihre Schwester für jene schöne Prinzessin, die sie auf dem Ball gesehen hatten, sie warfen sich ihr zu Füßen, um sich Verzeihung für Alles zu erflehen, was sie ihr Böses zugefügt hatten. Aschenbrödel hob sie auf und umarmte sie zärtlich. „Ich verzeihe Euch von ganzem Herzen, sagte sie, und bitte Euch, mich stets zu lieben, wie ich euch liebe.“

Hierauf führte man sie zu dem jungen Prinzen und der fand sie in ihrem auserlesenen Schmucke schöner, als jemals. Einige Tage darauf heirathete

er sie. Aschenbrödel, die, wie wir ja schon wissen, eben so gut als schön war, nahm ihre beiden Schwestern zu sich in ihren Palast und ließ sie bei sich wohnen, dann aber verheirathete sie sie an zwei vornehme Herren ihres Hofes.



[illegible] in [illegible]
[illegible] Welt würdig wäre, [illegible] zu
machen. Sie war fast immer [illegible] aus der [illegible]
[illegible] Gönnern geliebet, und an ihrem Eigensinn

Der gelbe Zwerg.

Es war einmal eine Königin, die alle ihre Kinder durch den Tod verloren hatte, bis auf eine Tochter, die jedoch mehr werth war, als alle Uebrigen. Da nun die Königin Wittwe war und nichts Liebers auf der Welt hatte als dieses Kind, so war sie stets von der Angst geplagt, daß sie auch dieses verlieren könnte. Sie verzog es daher gewaltig und bestrafte es nie für seine Fehler, so daß dieses wundergleiche Mädchen, trotz seiner mehr himmlischen als irdischen Schönheit, so stolz und eigensinnig wurde, daß es alle Menschen verachtete.

Die Königin bestätigte durch ihre Güte und Liebkosungen ihre Tochter in dem Wahne, daß nichts auf der Welt würdig wäre, neben ihr genannt zu werden. Sie war fast immer wie eine der griechischen Göttinnen gekleidet, und um ihrem Eigendün-

noch die Krone aufzusetzen, legte ihr die Königin den Namen Wunderschön bei. Die geschicktesten Maler mußten ihr Bild verfertigen, welches sie an die Höfe verschiedener Könige sandte, mit denen sie in engern Freundschaftbeziehungen stand. Als die Fürsten dieses Bild erblickten, so konnte sich kein Einziger der Bewunderung enthalten. Ja einige wurden sogar krank bei dem Anblicke, so mächtig regte es ihre Gefühle auf; Andern ging es noch ärger, sie verloren den Verstand; die am glücklichsten davon kamen, machten sich sogleich auf die Reise zu der Prinzessin, allein wie sie vor ihnen erschien, wurden sie sämmtlich ihre Sclaven.

Nie wohl gab es einen galantern und freundlichern Hofhalt, als den unserer Königin. Zwanzig Könige befanden sich dort, bemüht, die Blicke der Prinzessin Wunderschön auf sich zu ziehen. Nachdem sie so an die drei bis vierhundert Millionen für ein einziges Fest der Angebeteten zu Ehren ausgegeben hatten, waren sie höchlich belohnt, wenn sie ein „das war recht hübsch!" aus ihrem Zaubermunde vernahmen. Alle Huldigungen, die man ihr darbrachte, entzückten die Mutter. Fast kein Tag verging, wo man nicht sieben bis achttausend Gedichte zum Preise der Schönheit der Prinzessin am Hofe zu lesen bekam. Alle Dichter der Welt besangen sie. Wunderschön war der einzige

Gegenstand für die Prosa und Poesie ihrer Zeit, und kein Feuerwerk wurde abgebrannt, zu dessen Raketen und Schwärmer nicht diese Gedichte genommen worden waren, denn man war der Meinung, daß nichts so leicht Feuer fing als diese.

Die Prinzessin war bereits fünfzehn Jahre alt und Niemand konnte noch auf die Ehre Anspruch machen, ihr Verlobter zu heißen, obgleich es Niemand gab, der nicht großes Verlangen darnach trug. Wie aber war es wohl möglich, einen solchen Charakter zu gewinnen, ein solches Herz zu rühren? Und wenn man sich jeden Tag fünf bis sechsmal das Leben genommen hätte, um ihr einen Gefallen zu erzeigen, so würde sie es wie eine Kleinigkeit hingenommen haben.

Ihre Liebhaber murrten laut gegen ihre Grausamkeit, und die Königin, die fortwährend an einen Schwiegersohn dachte, wußte nicht, wie sie es anstellen sollte, die Prinzessin zu einem Entschluß zu bringen.

„Wolltest du nicht, sagte sie manchmal, deinen Stolz um etwas herunterstimmen, der so unerträglich ist, und dich in den Augen der Könige, welche an unsern Hof kommen, so verächtlich macht? du sollst einem von diesen Königen deine Hand reichen, allein du willst mir nichts zu Gefallen thun."

„Ich bin so glücklich, antwortete dann Wunderschön

darum erlaube auch, liebe Mutter, daß ich in dieser glücklichen Gleichgültigkeit verharre. Wenn ich sie einmal verloren habe, so könnte es dir selbst leid seyn."

„Ja, versetzte hierauf die Königin, es könnte mir leid seyn, wenn du Jemand liebtest, der unter deinem Range wäre. Aber betrachte nur die, welche um deine Hand werben, und denke dabei, daß es keine bessern Männer auf der ganzen Erde gibt, als diese!"

Das war in der That der Fall, allein die Prinzessin dünkte sich doch noch besser zu seyn, und so faßte dann nach und nach der Gedanke, Mädchen zu bleiben, bei ihr Wurzel. Dies ärgerte ihre Mutter aber dergestalt, daß sie sich Vorwürfe machte, sie so sehr verzogen zu haben.

In der Ungewißheit, was sie nun mit ihrer Tochter beginnen sollte, suchte sie eine berühmte Fee auf, welche man die Fee der Wüste nannte, die in der Regel keine Visiten anzunehmen pflegte, und sich deshalb von einigen Löwen bewachen ließ. Die Königin würde dies Wagestück auch gewiß nicht unternommen haben, wenn sie nicht gewußt hätte, daß man diesen Thieren Kuchen vorwerfen müsse, welche aus Hirse, weißem Kandiszucker und Krokodilleiern bereitet werden. Sie hatte nun solche Kuchen selbst verfertigt, und in einen Korb gelegt, den sie am Arme trug. Da sie von dem weiten, ungewohnten Marsche müde

geworden war, setzte sie sich, um auszuruhen, in dem Schatten eines Baumes nieder. Unmerklich schlief sie ein, aber als sie erwachte, fand sie den Korb leer; die Kuchen waren fort. Mit Schrecken hörte sie zu gleicher Zeit das Herankommen der großen Löwen, welche ein entsetzliches Gebrüll erhoben, da sie die Witterung von den Kuchen hatten.

„Ach, was wird nun aus mir werden, rief sie schmerzlich aus, die Löwen fressen mich gewißlich auf!"

Sie weinte sehr, und da ihr die Kraft fehlte, zu entfliehen, so hielt sie sich fest an den Baum, in dessen Schatten sie so eben geschlafen hatte. Da hörte sie mit einem Male: Pst! Pst! hm! hm! Sie erhob ihre Blicke und sah sich überall um, und gewahrte auf dem Baume einen kleinen Menschen, der nicht höher als eine halbe Armeslänge war und Orangen aß. Dieser rief ihr freundlich zu:

„Ich kenne dich wohl, Königin, und kenne auch die Ursache deiner Furcht. Sie hat guten Grund, denn die Löwen machen wenig Umstände und haben schon Manchen zerrissen. Warum hast du auch deine Kuchen nicht besser bewahrt?"

„Ich sehe ein, daß ich auf den Tod gefaßt seyn muß, sprach die Königin schmerzlich, und gern wollt' ich sterben, wenn nur meine geliebte Tochter schon verheirathet wäre."

„Wie? du hast eine Tochter? rief der gelbe Zwerg, denn so nannte man ihn wegen seiner Gesichtsfarbe und von dem Orangenbaum, wo er sich gewöhnlich aufhielt, wahrlich! das freut mich sehr, denn ich suche mir schon lange eine Frau zu Wasser und zu Land. Willst du mir nun die Hand deiner Tochter zusagen, so beschütze ich dich gegen Löwen, Tiger und Bären."

Die Königin faßte ihn nun schärfer in's Auge und war fast eben so erschreckt von diesem fatalen Anblick, als von den immer näher kommenden Löwen. Sie schien nachzudenken und antwortete nicht.

„Was? du zauderst noch? schrie der Zwerg, du scheinst dir nicht besonders viel aus dem Leben zu machen."

In diesem Augenblicke sah die Königin die Löwen von der Höhe eines Hügels herabspringen und den Weg nach ihr einschlagen. Ein jeder hatte zwei Köpfe und acht Füße, vier Reihen ungeheuerer Zähne, ihr Fell war so hart wie ein Panzer, und glänzend roth wie Saffian. Bei diesem Anblick erstarrte die Königin, wie eine Taube, wenn sie den Habicht sieht. Sie nahm ihre letzte Kraft zusammen und schrie, so laut sie konnte: „Gnädigster Herr Zwerg, Wunderschön's Hand gehört Ihnen!"

Aber der Zwerg entgegnete boshaft: „O nicht doch,

Wunderschön ist für mich in der That viel zu schön, ich danke dafür, behalten Sie nur ihre Hand, Frau Königin!"

„Ach, gnädigster Herr! rief wieder die betrübte Königin ihm zu, schlagen sie die Hand meiner Tochter nicht aus, sie ist ja die schönste Prinzessin der Erde!"

„Je nun, erwiderte das Zwerglein, so will ich sie denn aus Mitleid acceptiren, aber erinnert Euch beständig dieses Umstandes."

Bei diesen Worten öffnete sich der Orangenbaum, auf dem er saß; die Königin warf sich mit Hast in die Oeffnung, sogleich schloß er sich dann wieder und die hungrigen Löwen hatten das leere Nachsehen.

Die Königin war im ersten Moment so verwirrt, daß sie gar nicht die verborgene Thür bemerkte, welche sich im Baume befand. Endlich gewahrte sie dieselbe und öffnete sie. Sie führte in ein Feld, das mit Dornen und Disteln bewachsen war. Rings um dasselbe war ein Graben mit sumpfigem Moor gefüllt, und nicht weit davon stand ein sehr kleines, niederes Häuschen, mit einem Strohdache. Der gelbe Zwerg trat ihr daraus mit heiterer Miene entgegen. Er trug Holzschuhe, eine Jacke von gelber Wolle, hatte keine Haare, sehr große Ohren und sah ganz aus, wie ein kleiner Bösewicht.

„Ich bin sehr erfreut, Frau Schwiegermutter, redete er die Königin an, daß Sie so gütig sind, das kleine

Schloß ansehen zu wollen, woselbst ihr Töchterchen Wunderschön an meiner Seite ihr Leben zubringen wird. Diese Dornen und Disteln werden dazu dienen, einen Esel zu unterhalten, auf dem sie ihre Spazierritte machen wird, und dieses ländliche Dach wird ihr bei rauhem Wetter genügenden Schutz angedeihen lassen. Mit diesem Wasser wird sie ihren Durst löschen, und dazu einige Frösche verspeisen, die hier recht fett werden. Zum Ueberfluß wird sie mich zu jeder Stunde des Tages und der Nacht an ihrer Seite haben, ich bin niedlich, klein, dabei immer aufgeweckt und lustig, wie sie mich da sehen. Ihr Schatten wird sie nicht treuer begleiten, als ich."

Die unglückliche Königin, die nun mit einemmale das beklagenswerthe Loos ihrer geliebten Tochter überschaute, und den Gedanken nicht zu ertragen vermochte, fiel besinnungslos zu Boden, ehe sie noch die Kraft hatte, ihm ein Wort zu antworten. Während dieses ohnmächtigen Zustandes wurde sie aber sanft und gemächlich in ihr Bett zurückgebracht, mit Nachthaube und Nachtjäckchen, gleich als ob sie sich selbst, in bester Ordnung und nach schönster Gewohnheit, am Abend vorher zu Bette gelegt hätte. Sie erwachte und erinnerte sich nun, was ihr gestern begegnet war. Allein sie konnte sich von der Wirklichkeit des Erlebten nicht mehr überzeugen; denn da

sie sich in ihrem Palaste sah, von ihren Damen und Zofen umgeben, ihre schöne Tochter neben sich, so schien es ihr ganz unmöglich, daß sie sich in der Wüste befunden und dort so große Gefahren bestanden haben könne. Eben so kam ihr natürlich auch das Versprechen, dem gelben Zwerge die Hand ihrer Tochter zu geben, wie ein Traum vor. In diesen beständigen Zweifeln überfiel sie inzwischen eine tiefe Melancholie, so, daß sie weder sprechen, essen, noch schlafen konnte.

Die Prinzessin, die ihre Mutter von ganzem Herzen liebte, beunruhigte sich sehr darüber. Sie bat sie, ihr doch die Ursache ihres Grames zu sagen, allein die Königin wich stets aus, und sagte bald, sie sey krank, bald, einer ihrer Nachbarn bedrohe sie mit einem schweren Kriege. Wunderschön grämte sich nun desto mehr, weil ihr scharfer Verstand wohl einsah, daß das Uebel einen andern Grund habe. Als sie endlich ihrer Unruhe nicht mehr Meister werden konnte, entschloß auch sie sich endlich, die berühmte Fee der Wüste aufzusuchen, von deren Weisheit man im ganzen Lande viel sprechen hörte. Zugleich wollte sie sie um Rath bitten, ob sie sich vermählen oder ledig bleiben sollte. Sie selbst knetete den Kuchen, der die Löwen besänftigen sollte, und indem sie vorgab, sie müsse sich eines kleinen Uebelbefindens wegen, früher

als gewöhnlich zu Bette legen, entschlüpfte sie durch eine kleine Hinterthüre, tief verhüllt in einen weißen Schleier, der bis zu den Füßen herabfiel, und so ging sie ganz allein in der Nacht nach der Höhle, wo die berühmte Fee hauste.

Als sie nun aber zu dem, uns schon von dem Abenteuer der Königin bekannten Orangenbaum kam, bekam sie Lust, einige von den Früchten zu pflücken, mit denen er ganz bedeckt war. Sie stellte daher ihr Körbchen mit den Kuchen auf die Erde, holte sich einige Orangen von den niedrigsten Zweigen, und aß sie. Wie sie sich aber wieder bückte, um das Körbchen zu nehmen, war es verschwunden. Sie erschrickt und sucht überall, allein nirgends war es mehr zu sehen, dafür stand der abscheuliche gelbe Zwerg neben ihr, der sie theilnehmend fragte: „Was habt Ihr, mein schönes Kind, warum weint Ihr?"

„Ach, wer sollte nicht weinen, antwortete sie, ich habe meinen Korb mit dem Kuchen verloren, ohne den ich nicht im Stande bin, mit heiler Haut zu der Fee der Wüste zu gelangen."

„Je nun, was wollt ihr von der Fee, schönes Kind? fragte hierauf wieder der häßliche Zwerg, ich bin ihr Vetter und Freund, und wohl eben so gelehrt und geschickt, als sie selbst."

„Die Königin, meine Mutter, erwiderte die Prin-

zessin, ist seit einiger Zeit in eine so tiefe Traurigkeit versunken, daß man für ihr Leben fürchtet. Ich denke nun, daß ich vielleicht die Ursache bin, denn sie wünscht sehr, mich zu verheirathen, allein ich darf euch gestehen, daß ich bis jetzt noch keinen Mann gefunden habe, der meiner würdig wäre, und in dieser Angelegenheit hatte ich mir vorgenommen, mir den Rath der Fee zu holen."

„Gebt euch die Mühe nicht, Prinzessin, sprach der Zwerg, ich bin viel eher im Stande, euch in dieser Sache Aufschluß zu ertheilen. Die Königin, euere Mutter, grämt sich, weil sie euere Hand bereits versagt hat —"

„Die Königin hätte meine Hand versagt! rief die Prinzessin, den Zwerg unterbrechend. Das kann nicht möglich seyn — Ihr irrt euch gewiß! Sie würde mir's doch wohl mitgetheilt haben, denn ich hätte darein doch wohl auch ein Wörtchen mit zu reden."

„Schöne Prinzessin, rief hier der Zwerg, indem er sich plötzlich mit Ungestüm ihr zu Füßen warf, ich schmeichle mir, daß die Wahl euerer Mutter euch auch nicht mißfallen werde — so wißt denn, ich bin's selbst, der das Glück haben soll, Euer Gatte zu werden."

„Euch wollte meine Mutter zum Eidam haben? schrie Wunderschön auf, indem sie einige Schritte von

dem kleinen Ungeheuer zurückwich, kann man sich wohl etwas Ungereimteres denken?"

„Ich kümmere mich um Alles das nicht, rief der Zwerg aus, der in Zorn gerathen war; dort kommen schon die Löwen, und mit zwei tüchtigen Bissen werden sie mich gehörig an euch gerächt haben!"

In demselben Augenblick hörte die arme Prinzessin schon das lange Gebrüll und das Herannahen der fürchterlichen Thiere.

„Was soll ich anfangen? rief sie, soll ich so in meiner Jugend schon sterben?"

Der böse Zwerg sah sie hämisch an, und lachte grinsend: „Ihr werdet wenigstens den Trost haben, ledig zu sterben, und euere glänzenden Verdienste nicht durch die Verbindung mit einem elenden Zwerge, wie ich bin, beschmutzt zu haben."

„Seyd nicht böse, sprach die Prinzessin, indem sie ihre schönen Hände flehend faltete, viel lieber will ich ja meine Hand allen Zwergen des Weltalls reichen, als auf so elende Weise umkommen.

„Sehet mich vorerst recht genau an, erwiderte er, ehe ihr mir euer Jawort gebt, Prinzessin, denn es soll nicht heißen, daß ich euere unglückliche Lage benützt hätte —"

„Ach, ich habe Euch schon genug angesehen, sagte die Arme, die Löwen kommen immer näher, und

meine Angst steigert sich. Rettet mich, rettet mich, sonst sterbe ich vor euern Augen!"

Und wirklich fiel sie ohnmächtig zu Boden, als sie kaum diese Worte ausgesprochen hatte, und ohne zu wissen wie, lag sie, mit der schönsten Wäsche angethan, in ihrem Bette, am Finger mit einem kleinen Ringe geziert, der aus einem einzigen rothen Haare verfertigt war, der so fest hielt, daß sie sich selbst die Haut hätte abziehen müssen, würde sie den Ring vom Finger haben ziehen wollen.

Als die Prinzessin sich nun auch der Dinge erinnerte, welche sich mit ihr während der Nacht zugetragen hatten, so verfiel sie in eine so tiefe melancholische Träumerei, daß es die Besorgniß des ganzen Hofes erregte. Die Königin wurde jedoch mehr als alle Uebrige davon ergriffen, und fragte sie wohl hundertmal um die Ursache davon. Die Prinzessin aber beharrte darauf, ihr das Abenteuer zu verschweigen. Endlich beschlossen die Landstände des Königreichs, welche die Vermählung der Prinzessin wollten, zur Königin zu gehen, und sie zu bitten, ihrer Tochter einen Gemahl auszusuchen. Sie erwiderte, daß sie zwar selbst nichts sehnlicher wünsche, allein daß ihre Tochter so großen Widerwillen gegen die Ehe bezeuge, daß sie sich nur selbst zu ihr hinbegeben möchten, um ihr darüber eindringliche Vorstellungen zu

machen. Die Landstände ließen sich das nicht zweimal sagen, und verfügten sich zur Prinzessin. Wunderschön war nunmehr viel demüthiger, seitdem sie die traurige Bekanntschaft des gelben Zwerges gemacht hatte, und in der That glaubte sie, kein besseres Mittel ergreifen zu können, um sich aus dem Handel zu ziehen, als sich mit irgend einem großen und mächtigen König zu vermählen, gegen den das kleine Mondkalb nicht im Stande seyn würde, etwas Bedeutendes zu unternehmen. Sie antwortete daher günstiger, als man sich's gedacht hatte: daß, obgleich sie lieber gewünscht hätte, ihr ganzes Leben hindurch unvermählt zu bleiben, sie doch entschlossen wäre, ihre Hand dem König der Goldminen zu reichen. Dies war ein sehr mächtiger und schöner Fürst, der sie schon mehre Jahre übermäßig liebte, und der bis jetzt sich mit keiner Hoffnung schmeicheln durfte.

Man kann sich seine Freude denken, als er diese Nachricht erfuhr, und eben so die Wuth seiner Nebenbuhler, die nun den letzten Schein von Hoffnung verloren, womit sie noch stets ihre Leidenschaft nährten. Aber es war doch nicht möglich, daß Wunderschön zwanzig Könige heirathen konnte, und es kam ihr schwer genug an, nur einen zu wählen. Ihre Eitelkeit verläugnete sich noch immer keinen Augenblick, und sie war in ihrem Innern fest überzeugt,

daß ihrem Werthe kein Anderer an die Seite zu stellen sey.

Man beschäftigte sich nun, alles zu dem außerordentlichsten Feste herzurichten, welches jemals die Welt gesehen hatte. Der König der Goldminen ließ so große Summen aus seinem Lande kommen, daß das ganze Meer mit Schiffen bedeckt war, welche sie herbeiführten. Man schickte nach Paris, London und Wien, um das Schönste und Herrlichste zu kaufen, die Prinzessin damit zu schmücken, obgleich ihre vollkommene Schönheit dies bei ihr weniger, als bei einer Andern erfordert haben würde. Der König der Goldminen aber, der auf dem Punkte stand, so glücklich zu werden, verließ von nun an gar nicht mehr seine schöne Braut.

Das Interesse, welches sie hatte, ihren Zukünftigen genau zu kennen, forderte sie zu Studien und Beobachtungen auf, und da entdeckte sie bald, daß er von den größten Verdiensten erfüllt war, Geist besaß, kurz die schönste Seele in dem vollkommensten Körper darbot. Sie fing nun an, auch für ihn einige Neigung zu verspüren. Sie waren glücklich, wenn sie ganz allein im Garten sitzen konnten, um ihre Zärtlichkeit gegen einander auszutauschen, wenn sie alsdann ein schönes Lied sang, und er auf der Guitarre begleitete.

Die Nebenbuhler des Königs, die über sein Glück

verzweifelten, hatten den Hof verlassen, und waren im tiefsten Schmerz nach Hause zurückgekehrt, weil sie nicht Zeuge der Vermählung Wunderschön's seyn konnten. Sie nahmen so rührend und zärtlich Abschied, daß die Prinzessin sich nicht enthalten konnte, sie zu beklagen.

„Aber was ist das? fragte der König der Goldminen, du beklagst diese Menschen, die glücklich genug sich fühlen müssen, einen Blick von dir zu erhaschen?“

„Es wäre mir leid, wenn du unempfindlich bei dem Schmerze seyn könntest, sprach sie, den diese Prinzen empfinden müssen, da sie mich für ewig verlieren. Ich traue dir dieses Zartgefühl zu. Wahrlich, du kannst mit meinem Benehmen wohl zufrieden seyn, und hast nicht nöthig, mir deine Eifersucht zu zeigen.“

Der König der Goldminen, der wohl einsah, daß er für einen Augenblick zu weit gegangen war, warf sich ihr zu Füßen, küßte ihre Hand und bat tausendmal um Vergebung.

Endlich erschien der so sehnlich erwartete Tag; alles war bereit zur Vermählungsfeierlichkeit der Prinzessin Wunderschön, Pauken und Trompeten verkündeten das große Fest der Hauptstadt. Die Häuser wurden mit Tapeten behängt, die Straßen mit Blumen bestreut, das ganze Volk versammelte sich auf

dem großen Platze des Palastes. Die Königin, die sehr spät schlafen gegangen war, stand dennoch vor der Morgenröthe auf, um zu allen Anordnungen die nöthigen Befehle zu geben, und um die Kleinodien und Kostbarkeiten selbst auszusuchen, mit denen die Prinzessin geschmückt werden sollte. Bis auf die Schuhe war alles mit Diamanten besät und die Schuhe selbst waren aus großen Diamanten verfertigt. Das Kleid von Silberbrocat war gestreift mit zwölf ächten Sonnenstrahlen, die man natürlich sehr theuer hatte bezahlen müssen; aber was machte das auch für einen Effect! Wäre die Schönheit der Prinzessin nicht so außerordentlich gewesen, diese Pracht hätte sie verdunkeln müssen. Auf dem Kopfe trug sie eine reiche Krone, ihre Haare hingen bis auf die Erde und die hohe Majestät ihres Wuchses machte sich unter allen Damen des Gefolges bemerkbar.

Der König der Goldminen blieb jedoch nicht hinter seiner schönen Braut zurück. Seine innere Freude malte sich in seinem Gesichte, wie in Allem, was er that. Niemand kam in seine Nähe, der nicht freigebig durch ihn beschenkt von ihm ging. Rings um den Saal des Festes hatte er tausend große Fässer, mit Goldstücken gefüllt, aufstellen lassen, und daneben große Säcke von Sammt mit Perlen gestickt, in denen nichts als Doppellouisd'ors lagen. Ein jede

dieser Säcke hielt nicht weniger als hunderttausend, und jeder, der die Hand ausstreckte, durfte davon nehmen soviel er nur wollte. Diese kleine Ceremonie zog viele Leute herbei, die für alles Uebrige keinen Sinn hatten.

Die Königin und die Prinzessin schickten sich an, mit dem Könige zur Trauung zu gehen, als sie plötzlich eine schlecht geformte Kiste, von zwei Truthähnen gezogen, durch die lange Gallerie daherkommen sahen. Hinter der Kiste ging eine große, alte Frau, deren Hinfälligkeit eben so außerordentlich, als ihre Häßlichkeit war. Sie stützte sich auf eine Krücke und trug eine Halskrause von schwarzem Tafft, eine Kapuтze von rothem Sammt und einen zerlumpten Ueberwurf. Sie fuhr vor den Majestäten mit ihren Truthähnen dreimal im Kreise herum, ohne nur ein Wort zu sagen, dann blieb sie mitten in der Gallerie stehen und erhob drohend ihre Krücke:

„Hei, hei, Königin! Ho, ho, Prinzessin, kreischte sie, so denkt Ihr denn, dem gelben Zwerg Euer Wort ungestraft brechen zu dürfen? Ich bin die Fee der Wüste; ohne ihn und seinen Orangenbaum würden Euch meine Löwen längst zerrissen haben. Im Feenlande werden Wortbrüche streng geahndet. Entschließt Euch schnell, was Ihr zu thun gedenkt, denn ich schwör's bei meinem Feenstab, daß Ihr ihn heirathen

müsset, oder daß ich meine Krücke verbrenne! dann sollt Ihr schon sehen, was daraus entstehen wird."

„Was muß ich hören, Prinzessin Tochter, fragte die Königin weinend, was hast du versprochen?"

„Ach, Frau Mutter, gnädigste Königin, schluchzte ihrerseits die Prinzessin, was habt denn Ihr versprochen?"

Der König der Goldminen war aber sehr böse über die von einer solchen alten Hexe verursachten Störung und zog sein Schwert. „Unglückselige! schrie er, indem er ihr die Spitze desselben auf die Brust setzte, mache dich sogleich aus dem Staube, oder du wirst dein Leben auf dieser Stelle lassen!"

Kaum hatte er diese Worte, mit aller Anstrengung seiner Lunge, ausgesprochen, als der Deckel der Kiste aufsprang und der gelbe Zwerg, auf einen dicken spanischen Kater sitzend, daraus zum Vorschein kam. Er stellte sich sogleich zwischen die Fee der Wüste und den König der Goldminen.

„Junger Unbesonnener, sagte er, versuche es nicht, deine unreine Hand an diese erhabene Fee zu legen! Nur mit mir allein sollst du es zu thun haben; denn ich bin dein Nebenbuhler. Die ungetreue Prinzessin, die jetzt deine Gattin werden will, hatte mir früher ihr Wort gegeben und auch das meine erhalten. Sieh zu, ob sie nicht einen Ring, aus einem mein

Haare verfertigt, am Finger trägt. Versuch's, ihr diesen Ring zu entreißen, und du wirst daraus schon schließen können, daß deine Macht gegen die meinige nichts ausrichten kann."

„Abscheuliches Ungeheuer, erwiderte der König, wie kannst du wohl so frech seyn, dich für den Bräutigam einer so trefflichen Prinzessin auszugeben? Bedenkst du nicht, daß du eine garstige Meerkatze bist, die man ohne Eckel nicht ansehen kann, und daß ich dich schon längst getödtet hätte, wenn du würdig wärst, von meiner Hand zu sterben?"

Der gelbe Zwerg fühlte sich bis in's Innerste der Seele beleidigt, drückte die Sporen in den Bauch des Katers, der ein entsetzliches Miauen anstimmte, und rechts und links zu springen anfing, so, daß alles vor Schrecken sich an die Seite drückte. Nur der tapfere König der Goldminen ging auf den Zwerg los, und zog sein breites Jagdmesser, das er an dem Gürtel hängen hatte. Allein der Zwerg zog ebenfalls sein Seitengewehr, forderte dann den König zum Zweikampfe und ritt auf seinem Kater, unter fürchterlichem Geschrei, nach dem Schloßhofe hinab. Der König folgte ihm schnell in großer Wuth. Kaum standen sie sich unten einander gegenüber, und der ganze Hof als Zuschauer auf den Altanen und Balconen des Palastes, als die Sonne mit einem

Male so roth wurde, als wäre sie in Blut getaucht. Zugleich wurde es Nacht, daß man kaum mehr eine Hand vor Augen sehen konnte. Donner und Blitz schienen die Welt zertrümmern zu wollen, und die beiden Truthähne standen neben dem kleinen Zwerg, wie zwei riesige Thiere, höher als Berge. Sie spien Feuer aus den Schnäbeln und den Augen, in solchem Uebermaße, daß man sie für glühende Hochöfen hätte halten können.

Alle diese Schrecken und Wunder waren jedoch nicht im Stand, das heldenmüthige Herz des Königs zu erschüttern, seine Blicke, so wie seine ganze Haltung drückte Unerschrockenheit und Muth aus. Dies flößte allen Denen, die sich für sein Schicksal interessirten, großes Vertrauen ein. Man glaubte in dem Blicke des Zwerges sogar einige Verlegenheit zu bemerken. Aber der Muth des jungen Monarchen war nicht hart genug gestählt, um den Zustand der Prinzessin ebenso gleichmäßig zu ertragen. Er sah die Fee der Wüste nunmehr in eine Furie verwandelt, mit Schlangen im Haar, auf einem Vogel-Greif reitend, und mit einer langen Lanze so heftig auf die Prinzessin losschlagend, daß sie, in Blut gebadet, ohnmächtig in die Arme der Königin zurücksank. Die zärtliche Mutter, deren Herz tiefer verwundet war, als ihre unglückliche Tochter, stieß ein Jammergeschrei

aus und erhob Klagen, die man nicht beschreiben kann. Dies brach auch des jungen Königs Muth und Kraft; er stand sogleich vom Kampf ab, und lief zur Prinzessin hin, um ihr beizustehen, oder mit ihr zu sterben. Aber der gelbe Zwerg ließ ihm nicht Zeit dazu, er sprang mit seinem spanischen Kater nach ihrem Sitze hin, riß sie aus den Händen der Königin, aus den Armen ihrer Damen, die um sie beschäftigt waren, dann kletterte er auf das Dach des Palastes und entschwand mit seiner Beute.

Der König stand unbeweglich, dem Wahnsinn nahe und blickte verzweiflungsvoll in die Höhe, zu ohnmächtig hier helfen zu können. Aber in demselben Momente befiel ihn noch ein neues Unglück. Seine Augen umschleierten sich und verloren den Schein des Lichtes; zugleich erhob ihn eine übernatürliche Kraft in den weiten Raum der Lüfte. Welch schreckliches Schicksal! Wer vermöchte den Schmerz dieses trefflichen Königs zu beschreiben?

Diese böse Fee der Wüste nämlich, die mit dem gelben Zwerg erschienen war, um ihm bei der Entführung der Prinzessin beizustehen, hatte kaum den König der Goldminen erblickt, als ihr grausames Herz für die Vorzüge des Prinzen Neigung faßte. Sie wollte ihn besitzen und entführte auch ihn nach einer fürchterlichen Höhle, wo sie ihn mit centner-

schweren Ketten an einen Felsen schmiedete. Sie glaubte, daß die Furcht vor einem gewissen Tode das Andenken an Wunderschön aus seinem Herzen verdrängen und ihren Wünschen geneigt machen würde. Sobald sie ihn in der Höhle hatte, gab sie ihm das Gesicht wieder, doch ohne ihm seine Freiheit zu schenken. Sie zauberte sich dann selbst in eine reizende Gestalt um, und erschien ihm hierauf als eine liebenswürdige Nymphe, die der Zufall in diese Höhle führte.

„Was seh' ich, rief sie, Ueberraschung heuchelnd, aus, wie, Ihr seyd hier, mein liebenswürdiger Prinz? Welch ein Unstern hat Euch betroffen und hält Euch an diesem schrecklichen Orte gefangen?"

Der König ließ sich durch den Schein täuschen und erwiderte:

„Ach, schöne Nymphe, ich weiß nicht, weshalb die höllische Furie mich hieher geschleppt hat. Obgleich sie mich während der Entführung geblendet hatte und bis jetzt noch nicht vor meinen Augen wieder erschien, so habe ich doch aus dem Ton der Stimme abnehmen können, daß es die Fee der Wüste war."

„Armer Prinz, sprach die verstellte Nymphe, wenn ihr in den Händen dieser seyd, so werdet Ihr nicht eher frei, bis ihr sie geheirathet habt, so hat sie's schon mit mehr als einem Helden gemacht, und in

Hinsicht ihrer Zu- und Abneigungen ist mit dieser Person gar nichts anzufangen."

Während sie nun großen Antheil an der Betrübniß des Königs zu nehmen schien, so gewahrte dieser die Füße der Nymphe, welche denen eines Raubvogels ähnlich sahen. Dies war stets das Erkennungszeichen der Fee in allen ihren Verwandlungen. Was ihre Krallen an den Füßen betraf, so konnte sie keine Veränderung damit vornehmen.

Der König that, als merke er es nicht und fuhr in einem vertraulichen Tone fort: „Ich hege durchaus keine Abneigung gegen die Fee der Wüste, aber das kann mich nur verdrießen, daß sie den gelben Zwerg gegen mich beschützt und mich hier wie einen Verbrecher gefangen hält. Was hab' ich ihr gethan? ich liebte eine liebenswürdige Prinzessin — das ist wahr — wenn mir aber die Fee die Freiheit wiedergibt, so fühle ich wohl, daß die Dankbarkeit mich zwingen wird, nur sie allein zu lieben."

„Sprecht Ihr aufrichtig?" fragte die falsche Nymphe.

„Zweifelt nicht, erwiderte der König, ich kann mich nicht verstellen, und ich füge noch hinzu, daß eine Fee wohl im Stande ist, meine Eitelkeit mehr zu reizen, als eine einfache Prinzessin. Aber wenn ich auch vor Liebe zur Fee umkommen würde, so will

ich doch meine Leidenschaft bemeistern, bis daß sie mir meine Freiheit zurückgegeben haben wird."

Die Fee der Wüste ließ sich durch diese Worte täuschen und entschloß sich sogleich, den König nach einem Orte zu versetzen, der eben so angenehm, als sein gegenwärtiger Aufenthalt abscheulich war. Deshalb bat sie ihren Gefangenen, in ihren Wagen zu steigen, der diesmal mit Schwänen bespannt war, obgleich ihn gewöhnlich Fledermäuse zogen, und flog mit ihm von einem Pole zum Andern.

Wie wurde aber dem Prinzen zu Muthe, als er so, die Lüfte durchfliegend, seine geliebte Prinzessin in einem Schlosse gewahrte, das ganz aus Stahl erbaut war. Diese Stahlwände, welche die Sonne beschien, wurden zu glühenden Spiegeln, denen Niemand unversehrt nahen durfte. Die Prinzessin lag in einem Gebüsche am Ufer eines Baches; eine Hand ruhte unter dem Haupte, mit der andern trocknete sie die Thränen, die reichlich aus ihren Augen floßen. Als sie diese erhob, gleichsam, als wollte sie Hilfe vom Himmel erflehen, sah sie den König an der Seite der Fee der Wüste vorüberschweben, die alle ihre Künste aufgeboten hatte, um in diesem Augenblicke jung und schön zu erscheinen. In der That glaubte die unglückliche Prinzessin, die schönste und anmuthigste Person der Welt in ihr zu erblicken.

„Was? rief sie schmerzvoll aus, bin ich denn noch nicht unglücklich genug in diesem unnahbaren Schlosse, wo mich der entsetzliche gelbe Zwerg gefangen hält? Muß ich auch noch jetzt durch den Dämon der Eifersucht gefoltert werden? Muß ich durch diesen ausserordentlichen Zufall von der Untreue des Königs der Goldminen überzeugt werden? So glaubte er denn, nachdem er mich verloren hatte, aller Schwüre für immer entbunden zu seyn! Wer ist aber jene furchtbare Nebenbuhlerin, deren Schönheit die meinige so sehr überstrahlt und mein Andenken in seinem Herzen so vollkommen vertilgt hat?"

Während sie so sprach, empfand der liebende König eine fürchterliche Qual, sich von dem Gegenstande seiner Wünsche mit solcher Schnelligkeit zu entfernen. Wäre er weniger von der großen Macht der Fee überzeugt gewesen, so würde er gewiß alles versucht haben, sich von ihrer Seite loszumachen; er würde sie entweder getödtet haben, oder auf ein anderes Mittel bedacht gewesen seyn, das ihm seine Liebe und sein Muth eingegeben hätte. Was aber sollte er gegen eine solche Macht unternehmen? Nur von der Zeit und seiner List konnte er die Befreiung aus ihren Händen erwarten.

Die Fee hatte Wunderschön auch wahrgenommen und suchte nun im Gesichte des Königs den Eindruck

zu entziffern, welchen dieser Anblick in seinem Herzen gemacht hatte.

„Niemand kann Euch besser, als ich, sprach er, dasjenige offenbaren, was Ihr zu wissen wünscht. Die plötzliche Begegnung einer unglücklichen Prinzessin, für die ich einige Anhänglichkeit verspürte, ehe ich Euch kennen lernte, hat mich allerdings ein wenig überrascht; allein Ihr steht so viel höher in meiner Achtung, als sie, daß ich lieber sterben möchte, als Euch untreu werden."

„Ach, mein geliebter Prinz, erwiderte sie, wäre es möglich, daß ich Euch solche Gesinnungen für mich eingeflößt hätte?"

„Die Zeit wird Euch davon überzeugen, sagte er, allein wenn Ihr mich nun überführen wollt, daß ich Euerer Gunst theilhaftig bin, so lindert die Leiden der Prinzessin Wunderschön."

„Wißt Ihr, was Ihr von mir verlangt? versetzte die Fee, indem sie die Augenbrauen zusammenzog und ihn von der Seite anblickte. Ihr wollt, daß ich gegen den gelben Zwerg mit meiner Macht operiren soll, der mein bester Freund ist, daß ich eine stolze Närrin aus seinen Händen befreie, die ich doch nur stets als meine Nebenbuhlerin betrachten kann?"

Der König seufzte und antwortete nicht. Was hätte er auch sagen sollen, da er überzeugt war, daß

die Fee seine geheimsten Gedanken zu errathen vermochte?

Sie waren auf einer Wiese angelangt, die im Schmucke tausendfältiger Blumen prangte; sie war von einem tiefen Strome umgeben, und kleine anmuthige Bäche floßen und rieselten unter dichtbelaubten Bäumen, wo eine beständige Kühle herrschte. In einiger Entfernung erhob sich ein prächtiger Palast, dessen Mauern aus durchsichtigen Smaragden bestanden. Sobald sich die Schwäne, welche den Wagen der Fee zogen, unter einem Porticus niedergelassen hatten, der mit Diamanten gepflastert und aus Rubinen gewölbt war, erschienen von allen Seiten wohl tausend schöne Mädchen, welche die Ankommenden mit Freudengeschrei empfingen und liebliche Lieder dazu sangen.

Die Fee der Wüste schien ganz entzückt über diesen Empfang zu seyn. Sie führte selbst den König in das prächtigste Gemach, welches jemals wohl eine Fee besessen hatte und verließ ihn hier einige Zeit, damit es nicht scheine, als sey er ganz und gar ihr Gefangener. Er hingegen dachte wohl, daß sie sich nicht weit von ihm entfernen würde, sondern daß sie an irgend einem Ort verborgen, ihn beobachte. In dieser Voraussetzung stellte er sich vor einen Spiegel und sprach laut mit sich selbst: „Jetzt, du treuer Rath-

geber, verkünde mir, was ich thun soll, um mich der vortrefflichen Fee der Wüste angenehm zu machen, denn ihr zu gefallen ist fortan mein einziges, eifriges Bestreben."

Und sogleich kämmte er seine Haare zurecht, puderte sie, wichste seinen Schnurrbart, und zog ein prachtvolles Kleid an, das er auf einem Sessel liegen sah.

Die Fee gerieth ausser sich vor Freuden; sie konnte sich nicht mäßigen.

„Ich will Dir diese Aeußerung Deiner Liebe zu mir nie vergessen, sprach sie, erhabener Prinz! Du hast mich schon gefesselt, ehe Du es wolltest, jetzt denke Dir nur, wie sehr Dir Dein Bestreben, mir noch angenehmer zu werden, gelingen muß."

Der König, der seine guten Gründe hatte, der Fee den Hof zu machen, ließ es an nichts fehlen und erhielt so nach und nach immer mehr Freiheit von ihr. Unter Anderm durfte er auch an dem Ufer des Meeres spazieren gehen. Sie hatte aus Vorsorge es immer so wüthend aufgeregt, daß fürchterliche Wellen an das Ufer schlugen, und kein Steuermann es wohl gewagt haben würde, darauf zu schiffen; aus diesem Grund durfte sie nicht besorgen, daß ihr Gefangener ihr entweichen könnte. Er fühlte durch die ihm gewordene Freiheit doch aber einige Erleichterung seines grausenvollen Looses; er konnte doch wenigstens

an seine Geliebte denken, ohne stets von seiner boshaften Kerkermeisterin gestört zu werden.

Nachdem er eines Tages schon lange auf dem Sande des Ufers spaziert hatte, setzte er sich auf einen Felsen. Plötzlich hörte er eine Stimme, die ihn fast wider Willen anzog. Er bemerkte, daß die Wellen stärker gingen und sah schärfer hin. Da erschien ein Weib, von außerordentlicher Schönheit; ihr Körper war von ihren langen Haaren ganz eingehüllt, die von den Winden bewegt, über den Wellen dahinschwebten. In der einen Hand trug sie einen Spiegel, in der andern einen Kamm. Ein langer Fischschweif und große Flossen endigte ihren Körper. Der König war natürlich von dieser Erscheinung sehr überrascht. Sobald sie in seiner Nähe war, begann sie zu sprechen:

„Ich kenne deinen traurigen Zustand, in den dich die Trennung von deiner Prinzessin versetzt hat und die einfältige Zuneigung, welche die Fee der Wüste zu Dir faßte. Wenn du willst, so will ich Dich aus ihrer Macht erretten, die Dich vielleicht noch länger als dreißig Jahre hier gefangen halten kann."

Der König wußte nicht sogleich, was er auf diesen Vorschlag erwidern sollte. Nicht etwa aus Mangel an Lust, diese Gefangenschaft zu verlassen, sondern weil er besorgte, daß die Fee selbst diese Gestalt an-

genommen hatte, um ihm eine Falle zu legen. Da er mit seiner Antwort zögerte, so schien die Syrene seine Besorgnisse zu errathen und sprach: „Glaubt nicht, daß dies eine Falle sey, ich bin zu ehrlich, um mich der List euerer Feinde hinzugeben. Das Verfahren der Fee der Wüste und des gelben Zwerges gegen euch haben mich auf's Höchste erbittert. Alle Tage sehe ich euere unglückliche Prinzessin; ihre Schönheit und ihre Tugenden flößen mir noch ein größeres Mitleid ein, und ich wiederhole es euch, wenn ihr mir Vertrauen schenken wollt, so kann ich euch retten."

„Jetzt fühle ich ein so großes Vertrauen zu euch, rief der König, daß ich alles thun will, was ihr mir befehlen werdet. Da ihr aber meine Prinzessin gesehen habt, so flehe ich euch an, mir Nachrichten von ihr mitzutheilen."

„Wir würden mit solchen Gesprächen zu viel der kostbaren Zeit verlieren, erwiderte sie, kommt mit mir, ich will euch zu dem stählernen Schlosse geleiten, indeß wir hier am Ufer eine Gestalt zurücklassen, die der euern vollkommen gleich sieht, um die Fee zu täuschen."

Alsbald schnitt sie Seerohr ab, und bildete ein großes Paket daraus, dann blies sie dreimal darauf und sprach die Worte:

„Liebes Rohr, ich befehle dir, hier auf dem Sande

liegen zu bleiben, bis daß die Fee der Wüste hieher kommen wird, um dich fortzunehmen."

Das Rohr überzog sich hierauf mit einer Haut und wurde dem Könige der Goldminen ganz ähnlich. Es war nicht möglich, sie von einander zu unterscheiden. Das Rohr war mit einem ganz gleichen Kleide angethan; dabei sah es aber bleich und entstellt aus, als wenn sich der König ertränkt hätte; zugleich sagte die Syrene dem König, er möge sich nur auf ihren Fischschweif setzen, und so durchschwammen sie Beide das Meer zu ihrer großen Zufriedenheit.

„Jetzt muß ich euch nur erzählen, fing die Syrene an, daß der böse gelbe Zwerg die schöne Prinzessin, verwundet wie sie war, auf seinen fürchterlichen schwarzen Kater warf, und mit ihr davon ritt. Der starke Blutverlust und der Schrecken über den Vorfall zogen ihr eine Ohnmacht zu, die sie während der ganzen Reise nicht verließ. Der gelbe Zwerg hielt auch nicht einmal an, um ihr beizustehen, da ihm Alles daran lag, sie so schnell als möglich in seinem Schloß von Stahl in Sicherheit zu haben. Hier empfingen ihn die schönsten Mädchen, die er aus allen Theilen der Welt zusammen gebracht hatte. Eine jede war bemüht, der armen Prinzessin ihren Eifer zu zeigen. Man legte sie auf ein Bett von Gold-

stoff, das mit Perlen durchwirkt war, so groß wie Haselnüsse.“

„Vor allen Dingen sagt mir, unterbrach hier der König der Goldminen die Syrene, ist sie seine Gattin geworden? ich sterbe!“

„Nein, erwiderte sie, beruhigt euch, mein Fürst! Die Standhaftigkeit Wunderschön's bewahrte sie vor den Zudringlichkeiten des abscheulichen Zwerges.“

„Fahret fort zu erzählen,“ sprach der König.

„Was soll ich euch noch sagen? erwiderte die Syrene. Sie war in dem Gehölze, als ihr vorüberfuhrt; sie erkannte euch neben der Fee der Wüste. Diese war so geschminkt, daß sie ihr aus der Ferne wie eine übernatürliche Schönheit erschien. Sie glaubte, daß ihr die Fee liebtet, und ihre Verzweiflung darüber ist nicht zu beschreiben.“

„Sie glaubt, daß ich die Fee liebe? Gerechte Götter! rief der König, welch ein schrecklicher Irrthum, wie soll ich sie überführen? —“

„Fragt nur euer Herz um Rath, versetzte die Syrene mit anmuthigem Lächeln, der in euerm Falle bedarf nicht der Rathschläge Anderer.“

Gerade, als sie diese Worte ausgesprochen hatten, waren sie bei dem Schlosse von Stahl angelangt, dessen Seite nach dem Meere allein nicht von jenen

furchtbaren Mauern beschützt wurde, die alle Leute verbrannten, die sich dem Wunderbaue näherten.

„Ich weiß es sehr genau, daß Wunderschön an dem Rande derselben Quelle ruht, sprach die Syrene, wo ihr sie im Vorüberfahren gesehen habt. Da ihr aber, ehe ihr zu ihr gelangt, viele Feinde zu bekämpfen haben werdet, so übergebe ich euch hier ein Schwert, mit dem ihr alles unternehmen dürfet, und die größten Gefahren bestehen könnt. Doch müßt ihr euch in Acht nehmen, ihn nicht auf die Erde fallen zu lassen. Lebt für jetzt wohl! ich will mich unter jenen Felsen zurückziehen, den ihr dort sehet. Wenn ihr meine Hilfe bedürfen werdet, um euch mit euerer lieben Prinzessin von hier wegzubegeben, so werde ich nicht ausbleiben, denn die Mutter der Prinzessin ist meine beste Freundin, und um ihr zu dienen geschah es, daß ich mich eueres Schicksals angenommen habe."

Nachdem sie dies gesagt hatte, gab sie dem König das Schwert, das aus einem einzigen Diamanten verfertigt war; sein Glanz beschämte die Strahlen der Sonne. Er war von der Wichtigkeit dieser Gabe so durchdrungen, daß ihm die Worte fehlten, der gütigen Syrene seine Dankbarkeit auszudrücken. Er bat sie, sich an seine Stelle zu denken, um zu wis-

sen, was ein edles Gemüth bei einem so großen Geschenke empfinden müsse. — —

Jetzt muß ich aber wieder zu der Fee der Wüste zurückkehren.

Als diese ihren liebenswürdigen Prinzen nicht zurückkehren sah, so eilte sie fort, um ihn zu suchen. Mit hundert Mädchen ihres Gefolges, welche prächtige Geschenke für den König trugen, erschien sie am Ufer des Meeres. Diese Geschenke bestanden in großen Körben, die mit Edelsteinen angefüllt waren, in goldenen Vasen von vortrefflicher Arbeit, in Ambra, Korallen und Perlen; einige von den Mädchen trugen auf den Köpfen Ballen der kostbarsten Stoffe, andere, edle Früchte, Blumen, ja selbst seltene Vögel wurden herbeigebracht. Allein wie ward der Fee, als sie, an der Spitze dieses pomphaften Zuges einhermarschirend, plötzlich das Seerohr fand, welches dem guten Prinzen so ähnlich sah, daß man es für ihn selbst halten mußte. Bei diesem Anblick wurde sie von Staunen und Schmerz so stark ergriffen, daß sie einen furchtbaren Schrei ausstieß, der Himmel und Erde erschütterte, und bis zur Hölle drang. Keine Furie wäre im Stande, eine schreckbarere Stellung anzunehmen, als die Fee. Sie warf sich heulend auf die vermeintliche Leiche des Königs, dann sprang sie wieder auf und zerriß fünfzig der schönsten Mäd-

chen ihres Gefolges, die sie dem Andenken des todten Geliebten opferte. Hierauf berief sie eilf von ihren Schwestern, Feen gleich ihr, und bat sie, ihr zu helfen, dem jungen Helden ein prächtiges Trauerdenkmal zu errichten. Nicht eine kam hinter die List und erkannte, daß es Rohr und keine Leiche war. Man könnte sich wohl hierüber verwundern, da die Feen eigentlich allwissend sind; aber die kluge Syrene wußte doch noch mehr.

Während die Feen nun Porphyr, Jaspis, Agat, Marmor, Statuen, Inschriften, Gold, Bronze und andere Gegenstände lieferten, um das Andenken des schönen Königs unsterblich zu machen, weil sie ihn für gestorben hielten, dankte dieser der liebenswürdigen Syrene und beschwor sie, ihn auch ferner zu schützen. Dies versprach sie ihm auf die anmuthigste Weise und verschwand. Ihm blieb nunmehr nichts Anders übrig, als auf das stählerne Schloß loszugehen.

Dies that er denn auch mit großen Schritten und blickte stets um sich, ob er denn nicht seine geliebte Prinzessin irgendwo entdeckte. Seine Beobachtungen wurden jedoch bald auf feindliche Weise gestört. Vier ungeheure Sphinxe umgaben ihn, und würden ihn sicherlich mit ihren scharfen Krallen zerrissen haben, wenn ihm nicht das diamantne Schwert, welches ihm die Syrene übergeben hatte, gute Dienste geleistet

haben würde. Kaum ließ er es nur in der Luft blitzen, als die Ungeheuer ihm zu Füßen fielen. Er gab einem jeden einen tödtlichen Streich mit dem Schwerte, dann schritt er weiter vor. Alsbald stieß er auf sechs Drachen, die mit solch dicken Schuppen bedeckt waren, daß kein Stahl noch Eisen durchzudringen vermocht hätten. So fürchterlich der Anblick auch war, so blieb er doch kalt und unerschrocken, und indem er sich seines trefflichen Schwertes bediente, hieb er einen jeden Drachen mitten auseinander. Schon glaubte er die größten Hindernisse besiegt zu haben, als sich ihm noch bedeutendere zeigten. Vier und zwanzig schöne und anmuthige Nymphen kamen ihm entgegen und versperrten ihm mit langen Blumengewinden den Weg, die sie in der Hand hielten.

„Wo wollt Ihr hin, edler Herr? fragten sie ihn, wir sind an diesem Orte als Wache bestellt, und wenn wir Euch vorbeiließen, so würden uns und Euch Leiden ohne Zahl vorbehalten seyn. Darum, besteht nicht darauf durchzudringen; oder wolltet Ihr Euere Hände mit dem Blute von vier und zwanzig unschuldigen Nymphen beflecken, die Euch niemals etwas zu Leide gethan haben?“

Der König blieb bei diesem Anblicke verwirrt und konnte sich zu keiner Handlung entschließen. Er, der bis jetzt es sich zur Pflicht gemacht hatte, dem schönen

Geschlechte zu dienen und in jeder Lage und Gefahr sein getreuer Ritter zu seyn, er sollte jetzt als Feind ihm gegenübertreten? Da hörte er plötzlich eine laute Stimme in seinem Innern: „Vernichte sie ohne Nachsicht, oder du verlierst deine Prinzessin für immer!"

Und in demselben Augenblicke, ohne etwas zu erwidern, wirft er sich auf ihre Blumengewinde, reißt sie entzwei, greift sie selbst mit seinem Schwerte an und schlägt sie in die Flucht. Dies war eines der letzten Hindernisse, das sich ihm entgegenstellte, und er trat hierauf in das anmuthige Gehölz, wo er Wunderschön erblickt hatte. Sie ruhte wieder am Rande der Quelle, und sah bleich und krank aus. Er nähert sich ihr zitternd, will sich ihr zu Füßen werfen, allein sie entfernt sich von ihm mit solchen Zeichen des Abscheus, als ob er der gelbe Zwerg gewesen wäre.

„Verurtheilt mich nicht, ohne mich zu hören, Prinzessin, spricht er, ich war weder ungetreu, noch schuldig, ich bin ein Unglücklicher, der ohne seine Schuld Euere Ungnade auf sich lud."

„Grausamer! rief sie schmerzlich, ich sah dich an der Seite einer überirdischen Schönheit die Lüfte durchziehen; wurdest du etwa zu dieser Luftreise gezwungen?"

„Ja, Prinzessin, antwortete er, wenigstens that

ich es gegen meinen Willen. Die häßliche Fee der Wüste begnügte sich nicht damit, mich an einen Felsen zu fesseln, sondern sie erhob sich mit mir in ihrem Wagen, bis zu den Polen der Erde, wo ich vielleicht noch schmachten müßte, ohne die unverhoffte Hülfe einer wohlthätigen Syrene, die mich hieher geleitet hat. Jetzt komme ich, Prinzessin, um Euch den schändlichen Händen zu entreißen, die Euch hier gefangen halten, schlagt diese Rettung nicht aus, sie wird Euch von dem treuesten der Liebenden zu Theil."

Bei diesen Worten warf er sich vor ihr nieder, aber indem er dies that, entfiel ihm plötzlich sein furchtbares Schwert. Der gelbe Zwerg, der sich hinter einer Salatstaude versteckt hielt, erblickte kaum diesen, für den Prinzen so ungünstigen Zufall, als er auf das Schwert losstürzte und sich desselben bemächtigte.

Die Prinzessin stieß einen Schrei des Entsetzens aus, als sie den Zwerg sah, allein dies trug nur dazu bei, dieses kleine Ungeheuer noch mehr aufzubringen. Auf seinen Wink erschienen zwei gewaltige Riesen, die den König mit Ketten belasteten.

„Jetzt, rief der Zwerg, wäre ich der Herr über Dein Leben, allein ich will großmüthig seyn und es Dir schenken, auch zugleich Dir die Freiheit geben,

diesen Ort zu verlassen — wenn die Prinzessin ohne Verweilen mir ihr Jawort schenkt.“

„Eher will ich lieber tausendmal sterben!“ rief der arme König.

„Du willst sterben? setzte die Prinzessin hinzu, nein, nimmermehr! Nichts Schrecklicheres auf Erden, als Dich todt zu wissen!“

„Schrecklich? und ich sollte zugeben, daß Du das Schlachtopfer dieses Ungeheuers wirst?“ sagte der König.

„So wollen wir vereint sterben!“ fuhr die Prinzessin heldenmüthig fort.

„Nein, lasse mir den Trost, für Dich mein Leben geopfert zu haben! rief der König.

„Genug! sagte die Prinzessin zu dem Zwerge gewandt, ich willige in Alles, was Ihr von mir verlangt habt!“

„Vor meinen Augen! jammerte der König, Grausame! so soll ich es mit ansehen, wie Du ihm Deine Hand gibst?“

„Nicht vor Deinen Augen, sagte ernst der gelbe Zwerg, ein geliebter Nebenbuhler wäre mir dabei ein zu gefährlicher Zeuge.“

Mit diesen Worten drang er auf den König ein, und stach ihn trotz Flehen und Thränen der Prinzessin mitten durch's Herz, so daß er ihn todt zu

Boden streckte. Wunderschön konnte diesen Schmerz nicht ertragen; sie fiel auf den Leichnam ihres Heißgeliebten und hauchte hier bald ihre schöne Seele aus. So starben diese beiden edeln Unglücklichen, ohne daß die gute Syrene ihnen helfen konnte, denn die Kraft des Zaubers ruhte in dem Diamantenschwerte.

Der böse Zwerg wollte lieber die Prinzessin todt, als an der Seite eines Andern erblicken, und die Fee der Wüste zerstörte, als sie diese Begebenheit erfuhr, das prächtige Trauerdenkmal, welches sie erbaut hatte, weil ihrer früheren Liebe für den König der Goldminen jetzt ein eben so hoher Grad von Haß für sein Andenken folgte.

Die hilfreiche Syrene war außer sich vor Schmerz bei der Kunde von diesem großen Unglück. Sie konnte keine andere Gnade für die armen Liebenden vom Schicksal erhalten, als daß Beide in Palmbäume verwandelt wurden.

Die herrlichen Körper waren fortan schöne Bäume, die stets sich in Liebe zu einander hinneigen, sie liebkosen sich gleichsam mit ihren verschlungenen Blättern, und wie durch eine zärtliche Vereinigung pflanzen sie ihre reine Neigung bis in Ewigkeiten fort.

Reise nach dem Schlaraffenland.

Nachdem wir lange auf dem stillen Ozean umhergeschifft waren, erblickten wir plötzlich von Ferne eine Insel von Zucker, mit Bergen von Compott, Felsen aus Candis, Flüssen von Syrop, welche sich durch die Landschaft ergossen, die Einwohner, die sehr genäschig waren, leckten auf allen Stegen und Wegen und steckten die Finger erst in die Flüsse und dann in den Mund. Die Wälder waren von Brustzucker, auch gab es große Bäume, auf denen fertige Waffeln wuchsen, die der Wind herunterwehte, und gerade in den Mund der Reisenden und Wanderer fliegen ließ. Dies alles war zwar wunderbar, aber dennoch erregten die vielen Süßigkeiten bald Eckel, wir beschlossen daher, in ein Land zu reisen, wo es Ueberfluß an kräftigern Gerichten und pikanten Leckerbissen gebe. Man versicherte uns, daß sich etwa zehn

Stunden von dieser entfernt, eine andere Insel befinde, wo wir Bergwerke voll Schinken, Bratwürste und stark gepfefferter Ragouts antreffen würden. Man grub sie aus der Erde, wie bei uns Eisen und Steinkohlen. Die Flüsse bestanden hier aus Zwiebelsauce; die äußern Mauern der Häuser aus Pastetenteig. Bei bedecktem Himmel regnet es dort sehr guten Rothwein, allein bei schönem Wetter pflegt der Thau, als ein leichter Moselwein etwa, sich nieder zu senken. Um nun nach dieser Insel überzufahren, ließen wir in den Hafen zwölf Männer von großer Kraft bringen, die wir einschläferten. Diese schnarchten so stark, daß sie unsere Segel mit dem günstigsten Winde schnellten. Es dauerte nicht lange, so befanden wir uns schon auf der andern Insel.

Das erste, was wir hier sahen, waren Leute, die Appetit verkauften, denn es war natürlich, daß man in diesem Lande stets übersättigt war. Eben so wurde von andern Schlaf verkauft. Der Preis war nach der Stunde verschieden; ein Schlaf war theuerer als der andere; dies hing auch zum Theil von den Träumen ab, die man haben wollte. Die schönsten Träume waren sehr theuer. Ich verlangte von den angenehmsten für mein gutes Geld, und da ich müde war, so legte ich mich bald schlafen. Allein kaum befand ich mich in meinem Bette, als ich ein großes Geräusch

vernahm, ich fürchtete mich und rief um Hilfe. Man sagte mir, daß es nichts zu bedeuten habe, die Erde öffne sich nur. Ich glaubte mich verloren, allein man beruhigte mich bald, indem man mir erzählte, daß dies jede Nacht geschehe, um Ströme von delicater Schaumchocolade und Gefrorenem an die Oberwelt zu senden, damit die Leute etwas Gutes zu frühstücken hätten. Ich stand sogleich auf, um davon zu profitiren und ich muß bekennen, daß ich alles im höchsten Grade trefflich fand. Hierauf legte ich mich abermals nieder. Im Schlafe kam es mir vor, als wenn die ganze Welt aus Cristall wäre, und als ob die Menschen sich von Wohlgerüchen nährten, daß sie nur tanzten, nicht gingen, nur sangen, wenn sie sich unterhalten wollten, und daß sie Flügel hatten, um zu fliegen, und Flossen, um die Meere zu durchschwimmen. Allein diese Menschen waren wie die Feuersteine; wenn sie aneinanderstießen, so gaben sie sogleich Funken, und geriethen in Brand. Darüber konnte ich mein Lachen nicht unterdrücken. Sie waren so lebhaft und aufgeregt, daß ich meine Verwunderung gegen einen von ihnen äußerte, allein er zeigte mir die Faust und versicherte doch dabei, daß er niemals zornig werde.

Kaum war ich aufgestanden, als ein Kaufmann erschien, der mir Appetit anbot und mich zugleich fragte,

wornach ich welchen begehre, und ob er mir Magensurrogate mit verkaufen solle, so daß ich im Stande wäre, den ganzen Tag in einem fort zu essen. Ich verlangte darnach. Er gab mir nun für Geld zwölf kleine Säckchen von Seidenzeug, die ich zu mir steckte und die mir als zwölf Magen dienen sollten, um damit zwölf tüchtige Mahlzeiten in einem Tage verdauen zu können. Kaum war ich im Besitze dieser zwölf Säckchen, als ich vor Hunger fast umfiel. Ich setzte mich also gleich zu Tische und stand nicht eher auf, bis ich mein Dutzend tüchtige Mahlzeiten im Leibe hatte. Da mich aber der Hunger zu sehr plagte, so aß ich nicht eben sehr reinlich, und dies bemerkte man, da die Einwohner der Insel mit großer Delicatesse und feinem Anstande zu essen pflegen. Am Abend war ich müde, immer so zu essen, wie ein Pferd an der Raufe, und beschloß daher, am andern Tage gerade das Gegentheil zu versuchen, und mich nur von Wohlgerüchen zu nähren.

Zum Frühstück nahm ich Orangendüfte; zu Mittag verlangte ich nach etwas Derberem: man servirte mir Tuberosen und Lilien. Zum Nachtisch hatte ich nichts als Jasmin; endlich Abends bekam ich einen großen Korb mit Reseda, und Rosen als Souper, und daneben stellte man einige Fläschchen mit riechendem Wasser. Nachts litt ich an einer Indigestion;

wie konnte es auch anders seyn! ich hatte zu starknährende Düfte zu mir genommen.

Am darauf folgenden Tage fastete ich, um meinen Magen wieder in Ordnung zu bringen.

Man erzählte mir, daß es in diesem Lande eine seltsame Stadt gebe, und versprach, mich dahin fahren zu lassen, auf eine mir gewiß noch ganz unbekannte Weise. Ich wurde hierauf in einen leichten Stuhl von Korkholz gesetzt, der ringsherum mit Federn besetzt war; an diesen Stuhl spannte man mit seidenen Schnüren vier große Vögel an, ungefähr wie Strauße, doch waren ihre Flügel ihren Körpern angemessener. Diese Vögel erhoben sich alsbald und ich regierte sie mit Hülfe eines Zaumes. Man hatte mir gesagt, daß ich ostwärts fahren müsse. Zu meinen Füßen sah ich die höchsten Gebirge, und wir flogen so schnell, daß ich fast den Athem darüber verlor. Nach einer Stunde waren wir bei der berühmten Stadt angekommen, die ganz aus Marmor gebaut ist, und wohl zwanzigmal so groß als Stuttgart war.

Die ganze Stadt ist nur ein einziges Haus. Dies hat vier und zwanzig große Höfe, von denen ein jeder größer ist, als der größte Marktplatz der größten Städte, und in der Mitte dieser vierundzwanzig Höfe liegt noch ein fünf und zwanzigster, der noch größer als alle vier und zwanzig zusammen. Alle Woh-

nungen in diesem Hause sind gleich, denn die Einwohner stehen alle in demselben Range und auf derselben Stufe des Reichthums. Es gibt da weder Diener noch Herrschaften, weder Arme noch Reiche, weder Vornehme noch Pöbel. Jeder bedient sich selbst, Niemand läßt sich bedienen. Es gibt dort nur Wünsche, das sind kleine schwebende Irrlichter, die einem jeden das verschaffen, was er sich wünscht.

Gleich bei meiner Ankunft meldete sich ein solcher dienstbarer Geist bei mir, der mich beständig umgab und mit allem versorgte. Kaum ließ er mir die Zeit zu wünschen. Ich wurde sogar bald müde, immer etwas Neues zu wünschen, da die Erfüllung eines jeden Wunsches so schnell da war, und dies mich in beständiger Aufregung erhielt. Ich sah durch diese Erfahrung bestätigt, daß es besser ist, das Ueberflüssige nicht zu besitzen, als immerfort im beständigen Wünschen befangen zu seyn, und sich nie dem ruhigen Genusse hingeben zu können. Die Einwohner dieser Stadt waren übrigens höflich und zuvorkommend. Sie nahmen mich auf, als ob ich schon lange zu ihnen gehört hätte. Sobald ich nur zu sprechen anfing, erriethen sie schon, was ich sagen wollte, und kamen mir damit entgegen. Dies erregte meine Verwunderung in hohem Grade, und da bemerkte ich denn, daß sie immer durch Zeichen miteinander sprachen.

wie konnte es auch anders seyn! ich hatte zu starknährende Düfte zu mir genommen.

Am darauf folgenden Tage fastete ich, um meinen Magen wieder in Ordnung zu bringen.

Man erzählte mir, daß es in diesem Lande eine seltsame Stadt gebe, und versprach, mich dahin fahren zu lassen, auf eine mir gewiß noch ganz unbekannte Weise. Ich wurde hierauf in einen leichten Stuhl von Korkholz gesetzt, der ringsherum mit Federn besetzt war; an diesen Stuhl spannte man mit seidenen Schnüren vier große Vögel an, ungefähr wie Strauße, doch waren ihre Flügel ihren Körpern angemessener. Diese Vögel erhoben sich alsbald und ich regierte sie mit Hülfe eines Zaumes. Man hatte mir gesagt, daß ich ostwärts fahren müsse. Zu meinen Füßen sah ich die höchsten Gebirge, und wir flogen so schnell, daß ich fast den Athem darüber verlor. Nach einer Stunde waren wir bei der berühmten Stadt angekommen, die ganz aus Marmor gebaut ist, und wohl zwanzigmal so groß als Stuttgart war.

Die ganze Stadt ist nur ein einziges Haus. Dies hat vier und zwanzig große Höfe, von denen ein jeder größer ist, als der größte Marktplatz der größten Städte, und in der Mitte dieser vierundzwanzig Höfe liegt noch ein fünf und zwanzigster, der noch größer ist, als alle vier und zwanzig zusammen. Alle Woh-

nungen in diesem Hause sind gleich, denn die Einwohner stehen alle in demselben Range und auf derselben Stufe des Reichthums. Es gibt da weder Diener noch Herrschaften, weder Arme noch Reiche, weder Vornehme noch Pöbel. Jeder bedient sich selbst, Niemand läßt sich bedienen. Es gibt dort nur Wünsche, das sind kleine schwebende Irrlichter, die einem jeden das verschaffen, was er sich wünscht.

Gleich bei meiner Ankunft meldete sich ein solcher dienstbarer Geist bei mir, der mich beständig umgab und mit allem versorgte. Kaum ließ er mir die Zeit zu wünschen. Ich wurde sogar bald müde, immer etwas Neues zu wünschen, da die Erfüllung eines jeden Wunsches so schnell da war, und dies mich in beständiger Aufregung erhielt. Ich sah durch diese Erfahrung bestätigt, daß es besser ist, das Ueberflüssige nicht zu besitzen, als immerfort im beständigen Wünschen befangen zu seyn, und sich nie dem ruhigen Genusse hingeben zu können. Die Einwohner dieser Stadt waren übrigens höflich und zuvorkommend. Sie nahmen mich auf, als ob ich schon lange zu ihnen gehört hätte. Sobald ich nur zu sprechen anfing, errietben sie schon, was ich sagen wollte, und kamen mir damit entgegen. Dies erregte meine Verwunderung in hohem Grade, und da bemerkte ich denn, daß sie immer durch Zeichen miteinander sprachen.

Sie lesen nämlich alles, was sie denken, sich aus den Augen, wie wir in einem Buche lesen, und wenn sie ihre Gedanken verbergen wollen, so machen sie die Augen zu.

Sie führten mich in einen Saal, wo gerade ein Concert von Wohlgerüchen stattfand. Sie stimmten diese, wie wir die Töne. Eine gewisse Zusammenstellung von starken und sanften Düften bildet natürlich Harmonien, die auf gleiche Weise die Nase, wie unsere Concerte das Ohr kitzeln.

In dieser Stadt beherrschten auch die Frauen die Männer; sie sind Richter, Professoren und Soldaten. Die Männer hingegen schminken sich und bringen den ganzen Tag vor dem Spiegel zu; Abends spinnen, sticken, nähen sie, und sie sind in steter Angst, von ihren Frauen geprügelt zu werden; deshalb sind sie sehr artig und gehorsam.

Vor vielen Jahren, sagt man, soll es freilich anders gewesen seyn, allein die Wünsche, welche die Männer stets so trefflich bedient haben, machten sie so feig, faul und unwissend am Ende, daß die Frauen sich schämten, von ihnen beherrscht zu werden. Sie traten zusammen, um sich über die Mängel des Staates zu berathen. Sie legten hierauf öffentliche Schulen an, wo jedoch blos die Frauen zu den Studien fort- zu gelassen wurden. Dann mußten die Männer ihnen

die Waffen übergeben, allen Prozessen entsagen, und die öffentliche Polizei gleichfalls den Frauen überlassen. Diese gaben jetzt Gesetze, auf deren Befolgung sie streng hielten und retteten so das allgemeine Wohl des Staates.

Dieses Beispiel nahm ich mir zu Herzen. Ich sah jetzt deutlicher als jemals ein, daß stets Feste und Vergnügungen, so angenehm und abwechselnd sie auch seyn mögen, dennoch den Geist herabstimmen, und nicht glücklich zu machen im Stande sind. Ich machte mich daher schnell aus diesem, dem Scheine nach so köstlichen und herrlichen Lande fort, und als ich wieder zu Hause angekommen war, fand ich in einem arbeitsamen Wirkungskreise, bei nicht sehr anstrengender Thätigkeit, reinen Sitten, mäßiger Lebensweise und Ausübung jeder Tugend, Glück und Gesundheit des Körpers und Geistes, was mir beim Wohlleben und im steten Rausche der Vergnügungen nicht hatte zu Theil werden können.

Nadir und Nadine.

Zwischen unersteiglichen Felsen, die sich nur nach einem kleinen Meerbusen hin öffnen, zieht sich ein langes, fruchtbares, der Welt unbekanntes Thal, das die Einwohner in ihrer Sprache die ruhige Aue nennen. Es wird seit alten Zeiten von gutmüthigen Hirten bewohnt, die so glücklich sind, keinen andern Gesetzen, als denen der Natur zu folgen. Sie haben kein gemeinschaftliches Oberhaupt, weil sie keinen Anführer gegen ihre Feinde und keinen Richter nöthig haben, der ihre Händel entscheide, oder ihre Verbrechen bestrafe; denn sie haben keinen Feind, fangen keine Händel an, und begehen keine Verbrechen; sie sind alle gleich und leben zusammen wie liebende Geschwister. Ihre Heerden geben ihnen Nahrung und Kleidung; sie sind ihr vornehmster Reichthum, und wiewohl jede Familie ihre eigene hat, so werden

sie doch von den benachbarten Bergen, die bis auf einen gewissen Grad der Höhe fruchtbar sind, so reichlich mit Weide und Futter versehen, daß nie ein Streit deßwegen entstehen kann.

Diese guten Leute stehen, man weiß nicht warum, unter dem Schutze eines Zauberers, der in ihrer Nachbarschaft auf einem hohen Felsen wohnt, und dem sie es zuschreiben, daß ihre Thäler vor Raubthieren, und ihre Heerden vor ansteckenden Krankheiten gesichert sind. Indessen muß man gestehen, daß er sie diesen Schutz theuer genug bezahlen läßt: denn alle vier Jahre müssen ihm, vermöge eines Rechtes oder Herkommens, dessen Ursprung und Gültigkeit niemals untersucht worden ist, alle junge Mädchen von vierzehn Jahren vorgeführt werden; er nimmt sie in Augenschein, wählt sich aus, welche ihm am besten gefällt, und führt sie in seinem Wagen davon, ohne daß man weiter etwas von ihr zu hören bekommt. Weil nun in der ruhigen Aue alle Eltern ihre Kinder sehr zärtlich lieben, so ist dieser Tribut den guten Hirten überaus lästig; und die Angst, in der sie alle vier Jahre leben, wenn die Zeit des verhängnißvollen Besuchs herannaht, verbittert ihr Glück bedeutend. Da sie es jedoch nicht ändern können, begnügen sie sich darüber zu seufzen, und suchen sich mit dem Gedanken zu trösten, daß der Zauberer noch immer gü-

tig genug sey, sich alle vier Jahre an einem Mädchen zu begnügen: denn, sagen sie, was wollten wir machen, wenn er ihrer zwei oder drei mit sich nähme, oder öfter kommen würde? Er würde es doch immer so zu machen wissen, daß er am Ende dennoch Recht behielte.

Einer von den guten Hirten dieser Gegend hieß Sadik. Er hatte eine Tochter, die der Liebling aller ihrer Gespielinnen war, und für das schönste Mädchen im Lande gehalten wurde. Sadik hatte auch noch einen Pflegesohn, den er, um die Zeit, da ihm sein Weib die besagte Tochter geboren, am Ufer des Meeres in einem Korbe gefunden, und aus Mitleiden wie sein eigenes Kind erzogen hatte.

Die Erziehung war, wie man leicht denken kann, in diesem kleinen Hirtenlande etwas sehr Einfaches; was die Kinder zu lernen hatten, war wenig, aber dafür brauchten sie, wenn sie zu Verstande gekommen waren, sich keine Mühe zu geben, wieder zu vergessen, was sie als Kinder gelernt hatten. Ihre Spiele bestanden in Uebungen, die den Körper entwickeln, ihn stärken, geschmeidig machen und gesund erhalten; ausserdem lernten sie, sich mit wenigem zu begnügen, den Aeltern zu gehorchen, ihre Geschwister und Gespielen zu lieben, und immer die Wahrheit zu sagen. Auch erzählten ihnen die Aeltern nach und nach, wie

es die Gelegenheit gab, was sie selbst in ihrer Jugend von ihren Aeltern gehört hatten, lehrten sie alles, was sie selbst wußten, und übten ihren Verstand durch Fragen, worauf die Kinder die Antwort aus ihrem eigenen Kopfe finden mußten. Und so kam es, daß die jungen Leute in diesem Lande ganz verständige und gutartige Geschöpfe wurden, ohne daß sie selbst sagen konnten, wie es damit zugegangen war.

Wie Nadine und Nadir (so hieß Tochter und Pflegesohn des guten Sadik) ihr sechzehntes Jahr erreicht hatten, war nichts liebenswürdigers im ganzen Lande, als sie; aber auch sie hatten sich geliebt, ohne daß es ihnen eingefallen wäre, ihr Herz deswegen zur Rechenschaft zu ziehen; ihre Liebe war ihnen immer eben so natürlich gewesen, wie das Athemholen, und nun fand sichs, daß sie ihnen auch eben so unentbehrlich war. Sadik, der in ihren Herzen wie in seinem eigenen las, hatte immer seine Freude an ihrer gegenseitigen Neigung gehabt; und da er keinen Begriff von einem glücklichern Leben, als das in diesen Thälern hatte: so fiel ihm auch nicht ein, daß er etwas besseres für Nadir thun könnte, als ihn mit Nadine zu vereinigen, obwohl er vielleicht zu einem glänzendern Glücke geboren seyn möchte. Ihre Verbindung war also eine beschlossene Sache die ganze Gegend nahm Antheil daran: aber noch

stand ihr ein Hinderniß im Wege, das sie zuweilen mit Angst erfüllte. Der Zauberer Astramond hatte Nadine noch nicht gesehen, seitdem sie das vierzehnte Jahr zurückgelegt: die Zeit der Musterung rückte immer näher; endlich war sie so nahe, daß man schon die Anstalten dazu machte, und von nichts anderm sprach, als wer wohl die Unglückliche seyn möchte, auf die seine Wahl fallen werde? Nadine war nicht sehr unruhig, denn sie meinte, daß die meisten ihrer Gespielinnen schöner als sie seyen, und daher den Vorzug vor ihr erhalten müßten; aber Nadir dachte anders. Er fand es ganz unmöglich, daß der Zauberer eine andre wählen könnte, als Nadine. Die junge Schäferin hatte eine geheime Freude an Nadirs Unruhe, weil sie ihr ein Beweis seiner Liebe war: aber da die letzten Tage vor der Musterung herbei kamen, fing auch sie zu fürchten an; und der Gedanke, es sey doch wohl nicht unmöglich, daß sie von ihrem Geliebten getrennt werden könnte, erfüllte sie mit Bangigkeit. Sie schwur ihm tausendmal, daß sie lieber sterben als dem Zauberer angehören wollte, und dies war freilich einiger Trost für Nadir: aber weil es ihm unmöglich war, sein Unglück nicht für etwas ganz Gewisses anzusehen, so brachte er die letzten vierzehn Nächte hin, ohne ein Auge schließen zu können. Nadine erging es nicht besser, und ehe diese Zeit

noch vorüber war, sahen beide so elend aus, daß sie nicht mehr kenntlich waren.

Am letzten Morgen vor dem gefürchteten Tage ging Nadir mit Anbruch der Morgenröthe zu Nadine, und sagte zu ihr: „Liebe Nadine, ich habe dir einen Vorschlag zu machen. Der Zauberer wird dich haben wollen, sobald er dich sieht, das ist ausgemacht; wir können gar nicht hoffen, daß er eine andere wähle als dich: aber vielleicht ist er kein hartherziger Mann; er weiß nichts von unsrer Liebe, er weiß nicht, daß seine Wahl das Todesurtheil eines Menschen ist, der ihn nie beleidigt hat. Ich will ihm entgegen gehen, will ihm zu Füßen fallen, will ihn mit Thränen um die einzige Gnade bitten, dich nicht zu sehen, und zu erlauben, daß du von der Musterung wegbleibst. Entweder sterbe ich zu seinen Füßen, oder ich erweiche ihn. Kurz, liebste Nadine, wir haben keinen andern Ausweg: sieht er dich, so bist du für mich verloren! —

Während Nadir so redete, brach seine Geliebte gleichfalls in Thränen aus; Thränen der Zärtlichkeit, die ihrem Herzen eine schmerzliche Erleichterung verschafften, und in das seinige den Trost, geliebt zu seyn, wie einen heilenden Balsam träufelten. Der Gedanke ihres Geliebten kam Nadine ganz vernünftig vor, denn sie begriff nicht, wie man Nadir etwas abschlagen könnte: aber der alte Sadik, ohne dessen Ein-

willigung sie gleichwohl nichts thun wollten, mißbilligte dieses Vorhaben gänzlich.

„Ihr bildet euch ein, alle Herzen seyen wie das eurige, sagte er: Hier, in diesen Thälern, meine Kinder, ist es wohl so; aber draußen in der Welt ist alles ganz anders als bei uns. Wir kennen nichts als die unverdorbene Natur, aber die übrige Welt hat ihr Geschäft daraus gemacht, sie zu ersticken oder zu verfälschen. Der Schritt, den ihr thun wollt, würde keine andre Wirkung auf Astramond haben; als ihn desto neugieriger zu machen. Erwartet euer Schicksal in Geduld, meine Kinder, und hoffet das Beste von den unsichtbaren Mächten, die den guten Menschen hold sind.“ —

Die armen Kinder, denen jetzt der letzte Strahl von Hoffnung verschwunden war, fühlten, wie wenig dieser Trost in einem Falle, wie der ihrige, vermag, und brachten den Rest des Tages und die Nacht in unaussprechlicher Beängstigung zu.

Endlich erschien der Morgen, der ihnen und allen Liebenden der ruhigen Aue so schrecklich war. Alle Mädchen über vierzehn Jahren wurden in einem großen Saal von grünen Zweigen, der mitten auf der Aue errichtet war, in Reihen gestellt. Der Zauberer selbst hatte es so angeordnet, daß der Saal kein anderes Licht empfing, als von oben, damit es

sich auf alle Gesichter gleich vertheilte. Aussen um den Saal standen alle die jungen Hirten, deren Mädchen in demselben eingeschlossen waren. Die Angst, ihre Geliebten zu verlieren, war auf allen Gesichtern und in allen ihren Bewegungen sichtbar. Man hörte überall nichts, als ein dumpfes Gemurmel, und sie zitterten und schwankten wie junge Bäumchen, die vom Sturm geschüttelt werden. Mitten unter ihnen bemerkte man Nadir todtenblaß, und die Furcht, Nadine zu verlieren, hatte sein schönes Gesicht gänzlich entstellt. Der Zauberer wurde mit Ungeduld erwartet; endlich erschien er, und trat in den Saal. Seine Gesichtszüge kündigten Güte, und sein ganzes Betragen Ruhe an; ein Ausdruck von sanfter Traurigkeit war über seine ganze Person verbreitet; er zeigte wenig Lust, eine Wahl zu treffen, und seine Augen schweiften ziemlich gleichgültig über die reizende Versammlung hin. Diese Stimmung des Zauberers, welche von keiner anwesenden Person unbemerkt blieb, beruhigte die zärtliche Nadine, und gab ihr den Muth, eine Bewegung zu machen, wodurch sie Gefahr lief, bemerkt zu werden.

Der alte Sadik hatte neben dem Korbe, in dem Nadir als Kind an's Ufer getrieben worden war, auch einen kleinen schwarzen Hund gefunden. Dieses Thierchen hatte sowohl damals, da es neben dem

Korbe herschwamm, und alle seine Kräfte anstrengte, ihn unbeschädigt an den Strand zu bringen, als in der Folge bei allen Gelegenheiten so viel Verstand und Geschicklichkeit gezeigt, daß Nadir, dem es auf eine ausserordentliche Art ergeben war, sich nicht aus dem Kopfe bringen ließ, es müßte mehr als ein gewöhnlicher Hund, und vielleicht eine Fee seyn, die, aus welcher Ursache es auch geschehen möchte, sich in dieser Gestalt seinem Dienste gewidmet hätte. Es war nichts, das er seinem kleinen Hündchen nicht zutraute. Er hatte daher auch gewollt, daß Nadine das Hündchen mit sich in den grünen Saal nehmen sollte, in der Hoffnung, es werde seine Geliebte vor der Gefahr, die sie liefe, zu schützen wissen. Das kleine Thier hatte sich auch bisher ganz ruhig gehalten: aber sobald es den Zauberer hereintreten sah, fing es an, am ganzen Leibe zu zittern, und schien entfliehen zu wollen, Nadine, von welcher es sich schon einige Schritte entfernt hatte, besorgte es zu verlieren, und verließ ihren Platz, um es auf ihren Arm zu nehmen. Diese Bewegung machte den Zauberer aufmerksam; er näherte sich, und stand Nadine gegenüber, eben da sie sich wieder aufgerichtet und das Hündchen auf den Arm genommen hatte. Man bemerkte, daß Astramond plötzlich in Bewegung gerieth; er wurde feuerroth, und niemand zweifelte, daß eine für Nadine gefaßte

heftige Neigung die Ursache davon sey. In der That berührte er sie mit seinem Stabe, und in einem Augenblicke befand sie sich an Astramonds Seite in einem Wagen, der sogleich von einer Wolke den Augen der Nachblickenden entrückt wurde.

Alle übrigen Schäferinnen liefen nun aus dem Saal, und die entzückten Jünglinge, die von Astramond nun nichts mehr zu befürchten hatten, umarmten sie freudig. In wenig Augenblicken aber drängten sich alle diese Glücklichen um Nadir her, der auf die Nachricht von der Wahl des Zauberers in Ohnmacht gefallen war, und nach Hause getragen wurde, ehe man ihn wieder zur Besinnung bringen konnte. Die ersten Lebenszeichen, die er von sich gab, waren Ausbrüche der Verzweiflung: seine Reden waren ohne Zusammenhang. Der tiefe Schmerz, worin er Nadinens Eltern versunken sah, brachte ihn allmählig zu sich selbst; auch sein Schmerz wurde gelassen; es kam endlich dazu, daß er sich beklagen, daß er weinen konnte; und zuletzt vermochte das Bitten seiner Pflegeltern so viel über ihn, daß er einen schwachen Funken von Hoffnung zu nähren anfing, und sein Leben zu erhalten beschloß, weil er es für möglich zu halten anfing, seine geliebte Nadine wieder zu finden und den Zauberer zu erweichen. In wenigen Tagen wirkte dieser Gedanke schon so gewaltig auf seine

Einbildungkraft, daß er dem alten Sadik seinen Entschluß entdeckte, sie so lange zu suchen, bis er sie gefunden hätte. Keine Vorstellungen, kein Bitten, keine Gefahren konnten ihn zurückhalten; man mochte ihn noch so sehr versichern, daß Astramonds Aufenthalt unzugänglich, daß er sogar den Augen eines Sterblichen unerreichbar sey; es half alles nichts: er machte sich auf den Weg, und ließ das Hirtenthal in allgemeiner Betrübniß über seinen Verlust und sein Unglück. Sadik und seine Gattin wollten ihn begleiten; aber er erlaubte ihnen nicht, weiter mit zu gehen, als bis an die Berge, wo er den zärtlichsten Abschied von ihnen nahm, um sich in ein Labyrinth pfadloser Felsen zu wagen, welche vor ihm keines Menschen Fuß betreten hatte, und wo der Tod das Einzige war, was er zu finden gewiß seyn konnte.

* * *

Hier war es, wo er zum erstenmale bemerkte, daß er mit Nadine auch sein Hündchen verloren hatte, dessen Treue und wunderbare Gaben ihm in seiner gegenwärtigen Lage so wohl zu statten gekommen seyn würden. Dieser Umstand vermehrte seinen Kummer, ohne seinen Entschluß wankend zu machen. Er stieg und kletterte zwei Tage und zwei Nächte in einem fort, ohne zu wissen, wo er hinkam, und beinahe ohne sich aufzuhalten. Waldströme löschten seinen Durst,

einige wilde Früchte waren seine Nahrung, und wenn die Finsterniß der Nacht und die Ermattung ihn nöthigten zu ruhen, so warf er sich unter einer hohlen Klippe auf den harten Stein, um etliche Stunden schlaflos oder in ängstlichen Träumen hinzubringen. Der unglückliche Jüngling merkte nicht, daß er in diesen schrecklichen Felsen immer nur im Kreise ging; sein Kopf war zu verwirrt, um auf seinen Weg Acht zu geben, und nach einem achttägigen beinahe ununterbrochenen Marsch ward er endlich mit Schrecken gewahr, daß er sich kaum hundert Schritte von dem Orte befand, wo er von Sadik Abschied genommen hatte. Der Schmerz, der ihn bei dieser Entdeckung befiel, und der Gedanke, so viele Zeit gänzlich für seinen Zweck verloren zu haben, hätte ihn zu einem verzweifelten Entschluß bringen können, wenn er noch so viel Kräfte übrig gehabt hätte, ihn auszuführen: aber so abgemattet und erschöpft als er war, blieb ihm einige Augenblicke nichts, als das Gefühl seines Elends. Bald überwältigte ihn auch dieses: er sank zu Boden, seine Sinne verließen ihn, und aller Wahrscheinlichkeit nach hätte der arme Unglückliche in dieser Ohnmacht das Ende seines Lebens finden sollen.

Dennoch kam er wieder zu sich selbst; aber wie groß war sein Erstaunen, als er nun gewahr wurde,

daß er in einem prächtigen Gemach auf einem schönen Bette lag, zu dessen Füßen er sein schwarz und weißes Hündchen, und zur Seite eine weiße Taube von außerordentlicher Schönheit erblickte. Bei diesem Anblick fühlte er sich von der innigsten Freude durchdrungen; er küßte das Hündchen tausendmal mit Entzücken, und fragte es, ob es ihm keine Nachricht von seiner lieben Nadine geben könne. Bei diesem Namen schlug die Taube mit den Flügeln, und das Hündchen schien durch seine Bewegungen die fröhlichsten Nachrichten anzukündigen. Nadir konnte es nicht müde werden, diesen Thierchen Liebkosungen zu spenden, und fühlte mit jedem Augenblicke Ruhe und Hoffnung in seinem Gemüthe wieder aufleben, als plötzlich ein Mann von majestätischem Ansehen in das Zimmer trat. „Du siehst, sagte er zu Nadir, indem er sich dem Bette näherte, denjenigen vor dir, der dir das Leben gerettet; aber es ist zugleich derselbe, der dir Nadine und dein Hündchen entrissen hat."

Bei diesen Worten sprang Nadir vom Bette auf, und warf sich dem Zauberer zu Füßen. Er war nicht vermögend, ein Wort hervorzubringen; der kleine Hund und die Taube schienen zu weinen und sogar der Zauberer war gerührt. Aber er hob Nadir freundlich auf, und sprach: „Du betrachtest mich als einen strengen Richter, von dem dein Leben oder

dein Tod abhängt; und du selbst bist doch so nothwendig zu meinem Glücke, als ich zu dem deinigen. Liebe immerhin Nadine, wie sie dich liebt; ich werde euch nicht entgegen seyn; aber besitzen kannst du sie nie, wenn du mir nicht den Ring der Gewalt überlieferst, der im Palaste des Geisterkönigs verwahrt wird. Gehe, und wenn du sieben Tage lang gegen Mittag gegangen bist, wirst du vor diesem Palaste anlangen. Nimm daselbst den Ring in Empfang, den man dir nicht verweigern wird; und sey gewiß, wenn du mir ihn eingehändigt haben wirst, sollst du Nadine erhalten, um nie wieder von ihr getrennt zu werden. Noch kann ich dir aber weder dein Hündchen noch die Taube verabfolgen lassen: aber ich bewahre dir beide getreulich auf. Gehe, und sey nochmals versichert, daß ihr Glück und das meinige, eben so wohl als das deinige, davon abhängt, daß deine Unternehmung dir wohl gelinge!"

Diese Rede des Zauberers gab Nadir Muth; er dankte ihm für seinen guten Willen, und erbot sich mit Freuden, ihm den wundervollen Ring zu verschaffen, und wenn er ihn auch aus dem Mittelpunkt der Erde holen müßte, wenn nur Nadine die Belohnung seyn sollte. Er bezeigte freilich große Lust, das Hündchen und die Taube, für die er eine sonderbare Zuneigung gefaßt hatte, mitzunehmen: aber

der Zauberer fand nicht für gut, ihm zu willfahren, und Nadir mußte sich gefallen lassen, allein abzureisen.

Astramond hatte ihm Eile empfohlen, die ihn Tag und Nacht anspornte. Er machte so große Schritte, daß er schon am Morgen des siebenten Tages den Palast des Geisterkönigs erblickte, der, wegen des Funkelns der Edelsteine, woraus er erbaut ist, in großer Ferne schon zu sehen war. Dieser Anblick verdoppelte seine Ungeduld, aber seine Kräfte versagten ihm auf einmal, da er sie aufs neue anstrengen wollte; er fühlte sich erschöpft, und war genöthigt, sich unter einen Palmbaum zu legen. Er schlief ein. — Als er erwachte, sah er sich, zu seiner Verwunderung, unter einem Zelt von goldenem Stoffe auf einem reichen Sopha, an dessen einem Ende ein Mann von düsterm aber vornehmem Aussehen saß, dessen Züge einige Aehnlichkeit mit denen Astramonds hatten, der mit ruhigem Ton zu ihm sagte: „Du siehst ein unglückliches Opfer der Bosheit Astramonds vor dir. Dieser Grausame ist mein Bruder; aber die Gefühle der Natur sind ihm etwas Unbekanntes, und er verfolgt mich seit dem Augenblicke meiner Geburt. Wir sind einander an Macht gleich; er hat mich der meinigen nicht berauben können; aber er hat mir noch Schlimmeres zugefügt: er hat mir meine

Geliebte geraubt. — Du seufzest? fuhr er fort, da er den Eindruck sah, den dieses Wort auf Nadir machte: Laß uns unsre Thränen und unsre Rache vereinigen! Er hält die Fee, die ich liebe, unter der Gestalt eines schwarz und weiß gefleckten Hündchens und deine Nadine in Gestalt einer weißen Taube gefangen: aber der Ring der Gewalt kann uns beiden helfen. Weder er noch ich können Besitzer desselben seyn: dir allein, liebenswürdiger und unglücklicher Nadir, ist er aufbehalten. Bediene dich seiner zu unserm Glücke und zu unserer Rache. Sobald du im Besitze des Ringes bist, brauchst du nur zu wünschen in meinem Palaste zu seyn, und du wirst im Nu dahin versetzt werden. Du wirst mir den Ring anvertrauen, und in einem Augenblicke soll der grausame Feind unserer Liebe gestraft, und Nadine in deinen Armen seyn. Du hast dann nichts mehr von Astramond zu befürchten: der Ring macht dich zu seinem Herrn; und, da man ihn nie anders als mit dem freien Willen des Besitzers erhalten kann, so würde jeder Versuch, ihn dir mit Gewalt zu nehmen, fruchtlos seyn. Lebe wohl, lieber Nadir! Ich könnte dir noch mehr sagen, könnte dich mit einem Namen nennen, der dir Liebe und Ehrerbietung einflößen würde; aber ich will alles blos deiner Dankbarkeit und deinem Mitleiden schuldig seyn.

Verliere nun keine Zeit, und wenn du den Dienst erkennst, den ich dir leiste, indem ich dich mit den Ursachen deines Unglücks und den Mitteln, dir zu helfen, bekannt mache, so vergiß nicht, mich an deinem Glücke Theil nehmen zu lassen! Ich erwarte dich morgen in meinem Palaste."

Mit diesen Worten verschwand der Unbekannte, ohne Nadir zu einer Antwort Zeit zu lassen, der sich in keiner kleinen Unruhe befand, indem er sich bemühte, alles, was er gehört hatte, wieder ins Gedächtniß zu rufen. Sein gutes Herz, dem Argwohn so fremd war als Betrug, neigte sich schon auf die Seite dieses Unbekannten, blos weil er unglücklich war; überdieß schien ihn sein eigener Vortheil mit demselben zu verbinden, und wie zurückhaltend er sich auch ausgedrückt hatte, so glaubte Nadir doch zu merken, daß er am Ende wohl gar sein Vater sey. Diese Vermuthung schien sehr gut zu der Erzählung zu stimmen, die ihm Sadik von den Umständen gemacht hatte, worin er ihn gefunden, und wie ihn das kleine Hündchen zum Gestade begleitet hatte, das ohne Zweifel seine Mutter, und von Astramond, wie der Unbekannte sagte, verwandelt worden war. Alles dies gab Nadir so viel zu denken, daß er seinen Weg ziemlich langsam fortsetzte, und daher erst mit Einbruch der Nacht in dem Palaste ankam, wo der

Geisterkönig seinen Hof hielt, und alle Begebenheiten in der Welt nach seinem Belieben lenkte, weil die unsichtbaren Mächte, welche die Hand im Spiele hatten, von seinen Winken abhingen. Nadir wurde auf seinen Befehl wohl aufgenommen, und, als es Schlafenszeit war, in das Traum-Gemach geführt; etwas, das nur denen wiederfuhr, die der Geisterkönig vorzüglich begünstigte. Den Menschen ihr künftiges Schicksal ganz zu enthüllen, ist ihren unsichtbaren Beschützern nicht erlaubt: aber sie dürfen denen, welche sie dessen würdig achten, einen Fingerzeig geben, der sie aufmerksam macht, ohne sie gänzlich zu belehren; und sie thun dies gemeiniglich durch Träume. Nadir, der von der Reise müde war, legte sich auf eine mit Sammt beschlagene Estrade, und entschlief. Gegen das Ende der Nacht, wenn die Träume den lebhaftesten Eindruck zu machen pflegen, kam es ihm vor, er befinde sich wieder in der nämlichen Ebene, wo er Tages zuvor den Unbekannten unter dem goldenen Zelte angetroffen hatte. Er war nicht allein. Zu seiner Linken stand der Zauberer Astramond, der ihn bei der Hand hielt; zur Linken Astramonds ein ehrwürdiger Greis, und neben diesem ein Mann, den er sogleich für eben den erkannte, dessen Bekanntschaft er gestern unter dem Zelte gemacht hatte. Ihnen gegenüber sah er einen Mann,

der, ungeachtet seiner menschlichen Gestalt, etwas so Großes und Uebermenschliches in seinem ganzen Wesen hatte, daß Nadir von seinem Anblick eben so geblendet wurde, als ob er in die Sonne gesehen hätte. Dieser Mann empfing aus der Hand des Greises einen Ring mit einem geschnittenen Türkis, den er Nadir überreichte. Kaum hatte dieser den Ring am Finger, so verschwand dieser Mann, der Greis und Astramond, und Nadir blieb einen Augenblick allein. Aber ehe er sich aus seiner Verwunderung erholen konnte, sah er den Unbekannten, der Nadine an der Hand hatte, und sie ihm mit freundlichem Blicke zuzuführen schien. Er flog ihnen mit Entzücken entgegen: aber kaum hatte er sie berührt, so verwandelte sich Nadine in eine andere Person, und der Unbekannte versank in die Erde. Die Bestürzung über einen so unerwarteten Ausgang, weckte Nadir aus seinem Traume, aber alle Erscheinungen desselben standen noch so lebendig vor seiner Seele da, daß es ihm beinahe unmöglich war, sie für einen bloßen Traum zu halten. Er verfiel darüber in tiefes Nachdenken, und bemühte sich, seinen Traum mit der Rede des Unbekannten, der selbst darin erschienen war, zu vereinigen; aber er fand es schwer, aus allen seinen Ideen ein Ganzes zu machen, und arbeitete noch vergebens daran, als er berufen wurde,

vor dem Geisterkönige zu erscheinen. Beim ersten Blicke erkannte Nadir den Mann in ihm, den er in seinem Traume den Türkis aus der Hand des Greises empfangen gesehen, und wie er damals schon von seinem Anblick wie geblendet worden war, so würde er jetzt, da er den mächtigsten der Geister (wiewohl in menschlicher Hülle) wirklich vor sich sah, seine Gegenwart kaum ausgehalten haben, wenn er selbst ihm nicht mit einem Blick voll Milde und Huld entgegen gekommen wäre.

„Ich kenne dich, Jüngling, sprach er zu ihm, und liebe dich, weil du edel bist und gut. Sey auch weise, und hüte dich vor Fallstricken, die dir gelegt sind. Vergiß niemals empfangene Wohlthaten, wenn du gleich von derselben Hand Unrecht erlitten hättest. Du bist im Begriffe, der Besitzer eines Schatzes zu werden, der dir zugehört, und der dich mächtiger machen wird, als die größten Könige der Erde. Sey immer eingedenk, daß Macht ohne Gerechtigkeit weder ihrem Besitzer noch andern wohlthätig ist, und daß Gerechtigkeit eine genaue Kenntniß der Wahrheit voraussetzt. Nimm meine Warnungen zu Herzen, lieber Nadir! Traue nie dem äußern Schein, siehe alles selbst, und thue alles selbst, so viel es nur immer möglich ist: nur dadurch wirst du bald dich

selbst und alles, was ein Recht auf deine Liebe hat, glücklich machen."

Mit diesen Worten überreichte er ihm den Talisman; aber wie groß war die Verwirrung, in welche Nadir gerieth, da er den Türkis mit den eingegrabenen magischen Zeichen für eben den erkannte, den er im Traum empfangen hatte!

„Nimm ihn hin, Nadir, fuhr der Geisterkönig fort, wie er den Jüngling mit niedergesenktem Blicke zaudern sah, nimm was dein ist, und denke an nichts, als wie du ihn wohl gebrauchen willst! Erinnere dich deines Traumes und meiner Warnungen! Ich weiß, wohin du gehst: Säume nicht, dein Schicksal wird sich dort entwickeln." —

Nadir empfing den Ring mit Ehrfurcht aus der Hand des Geisterkönigs, und da er sich in den Palast des unbekannten Zauberers wünschte, sah er auf einmal, daß er wirklich schon dort sey. Dieser Palast wich an Pracht und Schönheit keinem andern Zauberschlosse der Welt, und war mit einer Menge sehr schöner Personen beiderlei Geschlechts angefüllt, in deren Mitte der Zauberer Nadir entgegen kam. Dieser ganze Hof hatte mit allem seinem Glanze ein so trauriges Aussehen, daß es Nadir, wie unerfahren er auch war, hätte auffallen müssen, wenn ihm der Herr des Palastes Zeit dazu gelassen hätte. Aber

dieser bemächtigte sich seiner sogleich mit der verbindlichsten Freundlichkeit, und, nachdem er ihm alle Herrlichkeiten seines Palastes, die von keiner geringen Macht zeugten, gewiesen hatte, führte er ihn in einen prächtigen Garten, setzte sich mit ihm in eine einsame Laube, und fing damit an, daß er ihm zu dem Schatze, der ihm zu Theil geworden war, in Ausdrücken, die eine mehr als gewöhnliche Theilnahme und Zärtlichkeit zu verrathen schienen, Glück wünschte; aber ihn zugleich zu überreden suchte, ihm den magischen Ring anzuvertrauen, um Nadine in Freiheit zu setzen und den Verräther Astramond zu bestrafen. Wie groß auch immer die Gewalt sey, die dieser Ring seinem Besitzer mittheile, so würde sie ihm doch, sagte er, gegen Astramond wenig helfen, weil er sich ihrer nicht zu bedienen wisse; man müsse hiezu in den Geheimnissen der Magie eingeweiht seyn, und ohne diese Kunst seyen die mächtigsten Talismane nichts. Nadir habe sich nicht das geringste Bedenken zu machen, ihm dieses Vertrauen zu schenken, da er solches unmöglich mißbrauchen könnte, wenn er es auch zu wollen fähig wäre, indem keine Macht in der Welt ihm den Ring wider seinen Willen rauben oder vorenthalten könne. Sie hätten gleiches Interesse, gleiche Hoffnungen, und natürlicher Weise müßte auch ihre Rache gemeinschaftlich seyn.

Er selbst besitze alle die Kenntnisse und Erfahrung, die ihr Vorhaben erfordere, und wofern ihm Nadir seinen Talisman sogleich anvertrauen wolle, so sollte er noch vor dem völligen Untergange der Sonne ihren gemeinschaftlichen Feind zu seinen Füßen und Nadine in seinen Armen sehen.

Der Zauberer sah nach dieser Rede dem Jüngling sehr scharf in die Augen, und erwartete stillschweigend seine Antwort, mit welcher aber Nadir sich nicht übereilen wollte. Er erinnerte sich seines Traumes und der Warnungen des Geisterkönigs, der ihm so ernstlich empfohlen hatte, dem Scheine nicht zu trauen und alles, was er könne, selbst zu thun. Ueberdies glaubte er in den Reden und dem Betragen des Unbekannten Heimlichkeiten zu finden, die ihm eine besondere Absicht zu verrathen schienen. Er begriff nicht, warum dieser Mann sich nicht geradezu als seinen Vater zu erkennen gab, wie er es schon bei ihrer ersten Unterredung und jetzt abermals zu verstehen gegeben hatte. Kurz, Nadir faßte, nachdem er alles wohl überlegt hatte, den Entschluß, seinen Ring nicht von der Hand zu lassen, und seinen und Nadinens Qualen mit Hülfe desselben selbst ein Ende zu machen. Der Zauberer aber schien damit sehr übel zufrieden zu seyn, seine Stirne zog sich einen Augenblick zusammen; aber er brauchte auch nicht

mehr als diesen Augenblick, um seinem Gesichte wieder die vorige Heiterkeit zu geben. Mit der treuherzigsten Miene von der Welt, und ohne sich über Nadirs Eigensinn zu beschweren, begnügte er sich, ihm zu sagen, daß der Weg, den er einschlagen wolle, der längste und unsicherste sey. „Das schwerste ist nicht, Nadine wieder zu bekommen, fuhr er fort, das getraue ich mir wohl allein durch meine Kunst zu bewerkstelligen; aber was kann uns das helfen, wenn wir Astramond nicht außer Stand setzen, sie noch einmal zu entführen? der Ring, dessen Besitzer du bist, dieser Ring allein ist stärker als alle Beschwörungen Astramonds: aber dir fehlt es an der Wissenschaft, den gehörigen Gebrauch davon zu machen; dein Mißtrauen hilft also zu nichts, als dein Glück und das meinige aufzuhalten. Indessen soll dies meinen Eifer, dir zu dienen, nicht erkälten, und ich hoffe, bevor die Sonne wieder aufgegangen seyn wird, dir Nadine wieder verschafft zu haben. Vielleicht wird mir diese neue Probe meiner Liebe deine Freundschaft verdienen, und du wirst nicht länger glauben gegen die Klugheit zu handeln, wenn du mir diesen mächtigen Ring anvertrauest, dessen sehr schwerer Gebrauch allein mein Glück machen und das deinige befestigen kann.“

Nach diesen Worten klatschte der Zauberer in die

Hand, und sogleich eilte sein ganzer Hof herbei, seine Befehle zu vernehmen.

„Meine Freunde, sagte er zu ihnen, ich empfehle euch meinen liebenswürdigen Gast; wendet in meiner Abwesenheit alles, an seine Schwermuth zu zerstreuen, und ihm so viel Vergnügen zu machen, als ihr nur immer im Stande seyd."

Er forderte hierauf seinen Wagen, bestieg ihn, und erhob sich in die Lüfte, wo man ihn bald aus den Augen verlor. Nadir kehrte in den Palast zurück; aber das Nachsinnen über alle die Wunderdinge, die ihm begegnet waren, und die Ungewißheit, was er davon denken und wozu er sich entschließen sollte, ließen ihn wenig Antheil an den Vergnügungen nehmen, die man ihm zu machen suchte. Man zeigte ihm alle die schönen und seltenen Dinge, womit der Palast angefüllt war, und führte ihn endlich in einen herrlich beleuchteten Saal, wo eine köstliche Tafel für ihn gedeckt war, bei welcher die Höflinge des Zauberers ihn bedienten, und alle die schönen Personen, die in diesem bezauberten Orte beisammen waren, sich um die Wette bestrebten, ihn mit Musik und Tänzen zu unterhalten. Aber das alles machte nur einen schwachen Eindruck auf seine Sinne. Hingegen fiel ihm der Zwang und die Traurigkeit, die er auf allen Gesichtern ausgedrückt sah, desto stärker

auf, je mehr dieß der Beeiferung, ihm Vergnügen zu machen, widersprach; und, sobald er es nur mit Anstand thun konnte, stand er von der Tafel auf, bedankte sich höflich gegen die Personen, die sich so viele Mühe für ihn gegeben hatten, und ließ sich in das für ihn bereitete Schlafgemach führen. Kaum glaubte er allein zu seyn und sich seinen Gedanken ungestört überlassen zu können, so öffnete sich die Thür, und, man stelle sich sein Entzücken vor, als er Nadine an der Hand des Zauberers hereintreten sah. In diesem Augenblicke verlor sich seine Unruhe, die reinste Freude durchdrang seine Seele, er flog seiner geliebten Schäferin entgegen, umfaßte sie mit Thränen im Auge, und konnte nur Töne des Entzückens und abgebrochene Worte stammeln, so sehr war er vor Zärtlichkeit und Freude außer sich. Nadine hob ihn auf, indem sie ihm ihre Hand zu küssen erlaubte, und sprach zu ihm mit einem Ausdruck, der mehr Sanftheit und Sittsamkeit als Freude zeigte: „Nadir, wenn du in meiner Seele liest, so wirst du sehen, wie gerührt ich bin, und wie sehr die Empfindungen, die ich bei dir errege, auch die meinigen sind. Aber in diesem Augenblicke sey unsere erste Sorge, die Pflichten der Freundschaft zu befriedigen. Oder wollte Nadir undankbar gegen seinen Wohlthäter seyn? Laß uns ihm zu Füßen fallen und seine Wohlthaten mit

der Erkenntlichkeit annehmen, die wir ihm dafür schuldig sind."

„Nein, unterbrach sie hier der Zauberer, du bist mir nichts schuldig, Nadir; ich habe für mich selbst gethan, was ich für dich that, vielleicht wirst du mir nun dein Vertrauen schenken. Aber es ist Zeit, daß ich euch allein lasse: nach einer so langen Trennung müßt ihr euch sehr viel zu sagen haben." Mit diesen Worten entfernte er sich, ehe Nadir, noch ganz von seinem Glücke betäubt, ein Wort herauszubringen vermochte.

Sobald sich dieser mit seiner Geliebten allein sah, brach sein Entzücken mit verdoppelter Stärke aus; aber sie stieß ihn sanft zurück, setzte sich in einiger Entfernung von ihm auf den Sopha und brach in einen Strom von Thränen aus. „Was fehlt dir, liebste Nadine, rief Nadir bestürzt; du durchbohrst mir das Herz?" — „Nadir, sagte sie, berühret mich mit eurem Ringe, und wünschet mich zu sehen, wie ich bin; der Zauberer ist ein Verräther und ich bin nicht Nadine." — Nadir fühlte bei diesen Worten einen Todesschauer durch seine Adern rinnen; er war bestürzt, verwirrt und unschlüßig, sich einer so süßen Täuschung zu berauben; — aber im nämlichen Augenblick zürnte er über sich selbst, daß er sich durch einen Betrug hätte täuschen lassen, den sein Herz,

wie er glaubte, hätte ahnen sollen. Er stand unbeweglich, ohne auf die Dame zu hören, die ihn zu beruhigen suchte: als auf einmal der Zauberer, der durch seine Kunst erfahren hatte, daß seine List entdeckt sey, mit Grimm im Auge und mit aufgehobenem Stabe hereintrat, um die Verrätherei an der Unglücklichen zu rächen, die er gezwungen hatte, sich zu einem Werkzeuge seines Betruges mißbrauchen zu lassen. Diese, sobald sie ihn erblickte, fuhr erschrocken vom Sopha auf und verbarg sich hinter Nadir, indem sie ihn um Rettung bat. Zu ihrem Glück erholte sich Nadir aus seiner Bestürzung, ging auf den Zauberer los, und berührte ihn, da er eben im Begriff war, die falsche Nadine mit seinem Zauberstabe zu schlagen, mit seinem Ringe, indem er zugleich, auf eine instinctmäßige Weise, wünschte, daß der Zauberer dadurch außer Stand gesetzt werden möchte, Schaden zu thun; und alsbald schien dieser in der Stellung, worin er war, sich zu versteinern, und blieb unbeweglich und starr wie eine Bildsäule vor ihm stehen.

Es bedurfte einer guten Weile, bis Nadir sich an den Gedanken der außerordentlichen Gewalt, womit er sich bekleidet sah, gewöhnen konnte. Er betrachtete den unbeweglichen Zauberer eine Zeitlang mit Erstaunen, das nicht gänzlich ohne Furcht war. „Unglücklicher, rief er ihm endlich zu, deine Verrätherei

ist, wie du siehst, entdeckt; du wolltest mich um diesen wundervollen Ring betrügen, und vielleicht um Nadine auch? Sage mir, was aus ihr geworden ist! Sprich die Wahrheit, ich befehle dir's."

Bei diesen letzten Worten schien der Zauberer auf einmal wieder zu sich selbst zu kommen, sein Zauberstab fiel ihm aus der Hand, und er sprach: „Die stärkere Gewalt, welche die meinige vor dir vernichtet, nöthigt mich auch, dir, ob gern oder ungern, die Wahrheit zu sagen. Sey für Nadine unbesorgt; sie ist nicht in meiner Gewalt: aber vernimm, wie sehr ich strafbar und deines ganzen Grimms würdig bin. Meine Absicht war nicht blos, die Nadine zu rauben und mich an Astramond zu rächen, ich hatte sogar deinen Untergang beschlossen. Du erstaunst, weil du nicht begreifen kannst, wie du mir in einem solchen Grade verhaßt werden konntest; aber du wirst aufhören, dich zu wundern, wenn du erst vernommen hast, wer ich bin."

Folgende Geschichte erzählte nun dieser Zauberer.

* *
*

Ich habe dich nicht betrogen, als ich dir sagte, daß ich Astramonds Bruder bin. Mein Name ist Neraor, und wir sind beide die Söhne eines berühmten Weisen, dem unter allen, welche die magische Kunst über die Sterblichen erhebt, keiner den ersten

Platz streitig machte. Er arbeitete viele Jahre lang an dem geheimnißvollen und allesvermögenden Talisman, dessen Besitzer du bist. Ich war ungefähr fünfzehn Jahre alt, als dieses bewundernswürdige Werk der Zauberei zu Stande kam, und mein Bruder war nur ein Jahr älter: aber da wir von Kindheit an zu den geheimen Wissenschaften erzogen worden waren, so begriffen wir beide, unserer Jugend ungeachtet, die Wichtigkeit des Schatzes sehr wohl, den unser Vater besaß. Er stand bereits in einem hohen Alter, und da sein Tod nicht mehr ferne seyn konnte, so fingen wir an, jeder in dem andern einen Mitwerber um den Ring zu sehen, dessen Besitz das Ziel unserer ungeduldigsten Wünsche war. Ich hatte meinen Bruder nie sonderlich geliebt; aber dieser Wetteifer setzte meine Abneigung gegen ihn in ihre volle Wirksamkeit, und es verging kein Tag, wo nicht Zänkereien und Händel entstanden, die unsern Vater sehr zu beunruhigen anfingen. Er hatte sich schon lange vergebens Mühe gegeben, eine dauerhafte Einigkeit unter uns zu stiften; Vernunft, Zärtlichkeit und väterliches Ansehen blieben ohne Wirkung. Er merkte endlich, daß das Verlangen, den Ring zu besitzen, die wahre Quelle unserer Zwietracht war, und, in der Absicht, das Uebel von Grund aus zu heben, ließ er uns vor sich kommen.

„Undankbare und unnatürliche Söhne, so fing er zürnend an, ihr seufzet nach dem Augenblick, wo ich nicht mehr seyn werde, und streitet euch schon um das Kostbarste, was ich besitze; aber eure Strafe soll seyn, daß es keinem von euch zu Theil werden soll!"

Mit diesen Worten zog er den Ring vom Finger und warf ihn in ein Gefäß, das mit Wasser und wohlriechenden Kräutern angefüllt war, und kaum hatte er einige geheime Worte ausgesprochen, so fing das Wasser an aufzubrausen, und ein Adler, der den wundervollen Ring im Schnabel trug, stieg aus der Tiefe des Gefäßes und erhob sich in die Luft. „Eile, sagte er zu ihm, und trage diesen Talisman in den Palast des Geisterkönigs; dort werd' er aufbehalten, bis die Schlüsse des Schicksals erfüllt seyn werden!" Hierauf wandte er sich wieder zu uns.

„Ihr habt ihn verloren, und werdet nie zu seinem Besitze gelangen; er ist einem eurer Söhne bestimmt. Der erste von euch beiden, der sich der aufrichtigen Gegenliebe einer geliebten Person würdig machen, sich mit ihr vermählen und einen Sohn von ihr haben wird, dieser wird der Vater des mächtigsten Sterblichen seyn. Keine menschliche noch übermenschliche Gewalt oder List kann den Ring aus dem Palaste des Geisterkönigs entführen; aber dieser glückliche Sohn wird ihn ohne Mühe erhalten. Geht

nun und lebet künftig in besserer Eintracht, da der Zunder eures Hasses aus dem Wege geräumt ist!"

Mein Vater verfehlte seine Absicht. Hatte ich Astramond vorher als einen Mitbewerber gehaßt, so betrachtete ich ihn jetzt als einen Feind, der mir den Gegenstand meiner feurigsten Wünsche geraubt hatte. Indessen blieb mir doch ein Mittel, meinen Groll gegen meinen Bruder zu befriedigen; wir durchzogen beide die Welt: er, um eine Gemahlin zu suchen, wie unser Vater sie verlangte; ich, um ihm, sobald sein Herz eine Wahl getroffen haben würde, in den Weg zu treten und wo möglich sein Glück zu vereiteln. Der König der unbekannten Insel hatte eine Tochter, von deren Schönheit so viel gerühmt wurde, daß mein Bruder Lust bekommen hatte, sich um sie zu bewerben. Kaum erhielt ich Nachricht davon, so erschien ich gleichfalls am Hofe dieses Königs. Ich fand die Prinzessin bei ihrem Vater, und meinen Bruder bei ihr. Meine Augen wurden von ihrem Anblick geblendet, und die Leidenschaft, die ich sogleich fühlte, wurde um so ungestümer, da ich Zeichen eines geheimen Verständnisses in den Blicken meines Bruders und der Prinzessin wahrzunehmen glaubte. Der stolze Ton, worin ich meine Bewerbung anbrachte, und die sichtbare Gewalt, die ich mir anthun mußte, um meine Wuth gegen Astramond zurückzuhalten, setzte

den König in Verlegenheit; er kannte unsere Macht; er wollte sich weder meine noch Astramonds Feindschaft zuziehen, und um uns seine völlige Unpartheilichkeit zu zeigen, that er uns einen Vorschlag, den beide, wie er glaubte, billig finden müßten.

„Prinzen, sagte er zu uns, ich liebe mein Volk, und seine Glückseligkeit ist immer mein eifrigster Wunsch gewesen. Ich kann keinen von euch beiden zum Eidam erwählen, ohne gegen den andern ungerecht zu seyn; ich will es also gänzlich unterlassen, und derjenige von euch, der vermittelst seiner Macht meinen Unterthanen das wünschenswertheste Gut verschafft, soll der Gemahl meiner Tochter seyn: die Stimme des Volkes soll den Ausspruch thun!“

Wir ließen uns den Vorschlag des Königs gefallen: er gab uns acht Tage Zeit, um unsere Anstalten zu machen, und ich wandte sie dazu an, der Prinzessin überall wie ihr Schatten zu folgen und sie mit den Aeußerungen einer Leidenschaft zu verfolgen, welche sie wenigstens auf keine zu merkliche Art abzuweisen wagen durfte. Mein Haß gegen Astramond wuchs indessen täglich, je mehr ich aus tausend geheimen Zeichen merken konnte, daß er der Prinzessin nicht gleichgültig war, und ich genoß wenigstens das boshafte Vergnügen, zu sehen, wie lästig ihnen meine Gegenwart war. Indessen dachte ich ernstlich auf

ein Mittel, den Preis zu gewinnen; und da ich immer gefunden hatte, daß die Menschen nichts ärger scheuen und ungeduldiger ertragen als die Armuth, so hielt ich mich überzeugt, die Unterthanen des Königs der unsichtbaren Insel nicht glücklicher machen zu können, als indem ich sie mit Reichthum überhäufte. Ich war so gewiß, daß es mir auf diesem Wege nicht fehlen könne, daß ich keine andere Furcht hatte, als mein Bruder, der diesen Gedanken natürlicher Weise auch haben müßte, möchte mir in der Ausführung zuvorkommen. Ich erklärte mich also in Gegenwart der Prinzessin, ich würde es nie zugeben, wenn Astramond, unter dem Vorwande des Rechts der Erstgeburt, sich anmaßen wollte, der Erste zu seyn, der seine Macht sehen ließe; ich verlangte, daß wir entweder beide zugleich handeln, oder das Loos entscheiden lassen sollte, wer den Anfang zu machen hätte. Astramond versicherte lächelnd, er glaube nicht nöthig zu haben, sein Recht bei dieser Gelegenheit geltend zu machen, und sey es sehr wohl zufrieden, mir einen Rang zu lassen, der ihm keinen Nachtheil bringen könne. Die Prinzessin mußte ihr ganzes Ansehen anwenden, um den Ausbruch der Wuth zu verhindern, in welche mich diese verächtliche Antwort setzte, und wenn ich mich aus Gehorsam gegen sie zu besänftigen schien, so geschah es nur, weil ich meine Rache

bis nach dem entscheidenden Tage verschob. Dieser mit allgemeiner Ungeduld erwartete Tag war endlich gekommen. Ich begab mich nach dem großen Platze der Stadt, wo das Volk schon versammelt war.

„Freunde! sprach ich, ich werde euch alle reich machen!“ und indem ich das letzte Wort aussprach, schlug ich die Erde mit meinem Zauberstabe. Sie öffnete sich, und man sah allmählig einen großen Berg von Gold- und Silbermünzen sich erheben. Da stieg ein allgemeines Freudengeschrei in die Luft, welches aber bald durch das Jammergeschrei derjenigen unterbrochen ward, die im Gedränge des auf den Berg einstürmenden Volkes zerdrückt und zertreten wurden. Die Geldbegierde der Leute that eine eben so schnelle Wirkung als meine Kunst, und der Berg verschwand beinahe in eben so kurzer Zeit, als er zu seiner Entstehung gebraucht hatte. Ich glaubte des Sieges gewiß zu seyn, als nach dem ersten Tumult Astramond nun auch auf dem Platze erschien, ohne daß das Volk, das mit Zählen seines erbeuteten Goldes und Silbers beschäftigt war, nur Acht auf ihn gab. Er zog indessen mit seinem Stabe einen Kreis in die Luft, murmelte einige Worte, und rief dann dem Volke mit lauter Stimme zu: „Bürger! morgen sollt ihr entscheiden, wem der Preis gebührt;

ich habe ein Recht an eure Dankbarkeit, denn ich werde euch glücklich machen!" —

Seine Rede machte wenig Eindruck; der Tag ward in Lustbarkeiten zugebracht; man erhob meine Freigebigkeit bis in die Wolken; von Astramond war die Rede nicht, ohne daß er sich im Mindesten darum zu bekümmern schien. Diese Sicherheit fing an, mir Unruhe zu machen; ich konnte mir nicht vorstellen, was er wohl so Großes gethan haben könnte. Während daß ich nun so darüber nachdachte, wurde ich mit Erstaunen gewahr, daß eben diese Leute, welche einen so unersättlichen Durst nach Gold gezeigt hatten, daß ein unermeßlicher Schatz kaum hinreichte, sie zu befriedigen, nun auf einmal sich wenig aus den Reichthümern, womit ich sie überschüttet hatte, zu machen schienen, und sie vielmehr selbst an einander verschwendeten. Jedermann schien etwas sehr angelegenes auf dem Herzen zu haben: man suchte sich, man sprach vertraulich zusammen, man umarmte sich und theilte Habe und Gut mit einander; Einige gaben alles weg, was sie hatten, Andere schlugen alles aus, was man ihnen anbot, und überall zeigte sich eine Innigkeit, wovon ich nie einen Begriff gehabt hatte. Bestürzt über ein so unerwartetes Schauspiel, machte ich mich unsichtbar, und folgte den Leuten in ihre Häuser. Hier sah ich Gatten, Eltern und Kinder

einander umarmen und mit den zärtlichsten Liebkosungen sich überhäufen; die reinste Freude glänzte in allen Augen, und alle Herzen schlossen sich einander auf. Alle Augenblicke wurde das Haus von Gästen voll; bald waren es Freunde, die einander ewige Treue schwuren, bald Feinde, die sich schämten, einander gehaßt zu haben, oder Undankbare, die es nicht mehr waren und um Verzeihung baten, es gewesen zu seyn. Nie hatten die Weiber ihre Männer so liebenswürdig, nie die Männer ihre Weiber so schön gefunden: mit Einem Worte, ich merkte, daß Astramond den Geist der Liebe den Einwohnern der Stadt gespendet hatte; und was brauchte es mehr, um ihn des Sieges gewiß zu machen? — Die Prinzessin wurde ihm einstimmig zuerkannt, und ich, halb wahnsinnig vor Wuth und Rachgier, schloß mich ein, und sann auf Mittel, das Glück der Neuvermählten zu vernichten.

Mit Gewalt war nichts gegen Astramond auszurichten; ich nahm also meine Zuflucht zum Betrug. Ich verbarg meine innern Bewegungen unter eine Larve von Großmuth und Ruhe; ich söhnte mich mit meinem Bruder aus, bat ihn und seine Gemahlin um ihre Freundschaft und um Vergebung, daß ich den Wünschen ihres Herzens im Wege gestanden; ich ...m Antheil an allen Lustbarkeiten, die den Neu-

vermählten zu Ehren angestellt wurden: kurz, ich betrug mich so fein und schlau, daß mein Bruder, dessen schöne Seele ohnehin zum Argwohn nicht geneigt war, dadurch hintergangen und gänzlich überredet wurde, daß ich der Hoffnung, den Zauberring zu erhalten, und mit ihr auch allem Groll gegen ihn selbst auf ewig entsagt hätte. Seine gutmüthige Sicherheit erleichterte die Ausführung meines geheimen Anschlages, die Prinzessin auf einer großen Jagd, die der König einige Tage nach der Vermählung anstellte, zu entführen. Meine Anstalten waren so gut getroffen, daß der Anschlag nach Wunsch gelang.

Ich brachte die Prinzessin in meine Gewalt, eilte mit ihr zum Ufer, ging unter Segel, und war in wenig Stunden weit genug entfernt, um vor dem Einholen sicher zu seyn. Rachbegierde, nicht Liebe war es, was mir diesen Anschlag eingegeben hatte; ich labte mich an den Thränen und Klagen der Prinzessin, und die Vorstellung der Verzweiflung, worin sich mein Bruder befinden mußte, hatte etwas Entzückendes für mich. Indessen ergriff mich die Schönheit meiner Gefangenen, die in ihrer Traurigkeit nur noch schöner wurde, auf wunderbare Weise; und da mir ihr Abscheu gegen mich keine Hoffnung ließ, sie durch Güte zu gewinnen, so blieb mir nur ein Mittel übrig: zu den Täuschungen meiner Kunst Zuflucht zu

nehmen. Wir landeten nach einigen Tagen in dieser Gegend, wo ich den Palast aufführte, den du hier siehst, und wo ich, um die untröstliche Prinzessin zu zerstreuen, sie mit allen nur ersinnlichen Ergötzlichkeiten umgab. Ich kam nie von ihrer Seite; aber an dem Tage, den ich zur Ausführung meines Anschlags erwählt hatte, belebte ich ein Phantom, dem ich meine Gestalt gegeben hatte, und schickte es an meiner statt zu ihr. Gegen Mitternacht hörte sie ein schreckliches Getöse vor der Pforte des Palastes; bald darauf erschien ich, unter der Gestalt Astramonds, drang auf das Phantom an ihrer Seite ein, und bekämpfte es so lange, bis es, von Wunden durchbohrt, zu Boden fiel und seine Seele auszuhauchen schien. Hierauf flog ich in ihre Arme: aber das Entsetzen über das blutige Schauspiel, dessen Zeugin sie eben gewesen war, machte sie unfähig, mich anzuhören, wiewohl sie nicht zweifeln konnte, daß ich der wahre Astramond wäre. Ich ließ ihr einige Zeit, um sich zu erholen, führte sie in ein anderes Gemach, und nachdem ich alles angewandt hatte, den Abscheu vor dem Mörder durch die Liebe zu Astramond in ihrem Herzen zu vertilgen, ließ ich sie unter den Händen der Nymphen, die ich ihr zur Bedienung gegeben hatte. Nach einer Weile wurde ich benachrichtigt, daß sie sich erholt habe; ich fand sie in einem herrlich

erleuchteten und von den köstlichsten Wohlgerüchen durchdüfteten Zimmer auf einem Divan liegend. Aber in dem Augenblicke, als ich mich ihr nähern wollte, fühlte ich, daß mich eine unsichtbare Gewalt wegriß, welcher ich vergebens entgegenkämpfte, und gegen welche alle meine Zauberkünste ohne Wirkung blieben. Mit der äußersten Anstrengung wagte ich endlich einen letzten Versuch, den Zauber, der mich fesselte, zu zerreißen; da hörte ich die Stimme meines vor kurzem verstorbenen Vaters: „Zurück, Unseliger, rief sie mir schrecklich zu, zurück!" — Ich schauderte, und in dem nämlichen Augenblicke fuhr die Prinzessin mit Entsetzen empor. „Götter, es ist Neraor!" rief sie, und rettete sich in ein anderes Gemach.

Ich sah nun, daß meine Bezauberung vernichtet war und daß ich meinen Anschlag aufgeben müsse. Dieß verdoppelte meine Wuth gegen meinen Bruder und sie selbst; der vollständigste und unersättlichste Haß war von nun an die einzige Leidenschaft, die mich beseelte, und sie zu quälen und unglücklich zu machen, meine einzige Sorge. Ich ließ sie in ein unterirdisches Gewölbe einsperren, wohin die Sonne nie geschienen hatte, und da, vermöge der noch immer fortdauernden Bezauberung meines Vaters, weder ich, noch meine Diener ihr nahe genug kommen

konnten, um an ihrer eigenen Person Gewaltthätigkeiten auszuüben, so traf ich Anstalten, daß sie alle Tage, beim Schein brennender Pechfakeln, mit dem Anblick der ausgesuchtesten Torturen gequält wurde, womit ich eine Menge belebt scheinender Wesen, die sie für Menschen hielt, vor ihren Augen martern ließ. Sieben Monate hatte sie bereits in diesem schrecklichen Zustande geschmachtet, als mir mein Vater erschien, in eben der ehrwürdigen Gestalt, die er hatte, da er noch unter den Menschen lebte; ein strahlendes Schwert blitzte in seiner Hand, und der zürnende Blick seiner Augen stürzte mich vor ihm zu Boden. „Unwürdiger Sohn! sprach er, wirst du nicht endlich müde werden, deine Macht blos zum Bösen zu mißbrauchen? Gehorche den Befehlen, die ich dir geben werde, — oder du bist des Todes. Verlaß diesen Ort, besteige ein Schiff, und durchfliege alle Meere! nimm deines Bruders Gattin mit dir, aber höre auf, sie unglücklich zu machen: auf diese Weise wird sich dein Schicksal erfüllen, und du wirst noch glücklich werden, indem du tugendhaft wirst."

So sprach er und verschwand, indem er mir mit einer drohenden Gebärde das Schwert in seiner Hand zeigte, dessen Griff aus einem einzigen Rubin geschnitten war. Ich wagte es nicht, den Befehlen

meines Vaters ungehorsam zu seyn, ließ unverzüglich ein Schiff ausrüsten, und bestieg es mit der Prinzessin und meinem Gefolge. Wir irrten einen Monat lang auf dem Meere umher, ohne daß uns etwas Merkwürdiges begegnet wäre; nach Verlauf dieser Zeit gebahr die Prinzessin einen Sohn, und dieß warst du, Nadir! der Sohn Astramonds. Bald darauf ließ sich ein Schiff sehen, das mit vollen Segeln auf uns zukam; als wir nahe genug waren, erblickte ich, daß es von Astramond geführt wurde: der Augenblick, da wir uns erkannten, war auch das Zeichen zum Angriff. Ich suchte meinen Bruder, um den Streit durch einen einzigen Streich zu entscheiden; ich fand ihn bald; aber, wiewohl ich von Natur nicht leicht erschrecke, so erstarrte doch alles Blut in meinen Adern, als ich das nämliche Schwert in seiner Hand blitzen sah, das ich in der meines Vaters gesehen hatte. Ich konnte diesen Anblick nicht ertragen, und wandte mich plötzlich um; mein Beispiel machte meine Leute muthlos, und in wenig Augenblicken wurden wir übermannt und in Ketten geschlagen.

Astramond ließ mich vor sich führen, und zu gleicher Zeit wurde die Prinzessin mit ihrem neugebornen Kinde herbeigebracht. Mein Bruder, welcher nicht zweifelte, die Prinzessin habe sich freiwillig von

mir entführen lassen, gerieth bei diesem Anblick in Wuth, und in der ersten Aufwallung seines Zorns verwandelte er sie in ein kleines schwarz und weißes Hündchen, und ließ dich in der Wiege von Bambusrohr, worin du lagst, mit ihr ins Meer werfen. Zugleich befahl er, mir die Fesseln abzunehmen.

„Du bist nicht werth, von meiner Hand zu sterben, sagte er, lebe, um von ewiger Reue gefoltert zu werden, und den Verlust des unwürdigen Gegenstandes deiner Liebe zu betrauern.“

Hierauf befahl er, mich in ein Boot zu setzen, und überließ mich den Wellen. Nach zwei Tagen erreichte ich das Land und begab mich wieder in diesen Palast. Meines Vaters Weissagung schwebte mir noch lebhaft vor; aber ich begriff nicht, was er damit gemeint haben konnte, da ich so wenig Anschein zu ihrer Erfüllung sah. Um mich von den traurigen Gedanken, die mich peinigten, zu zerstreuen, brachte ich durch verschiedene Zauberkünste alle die Schönen hieher, die das Unglück hatten, in meine Netze einzugehen; aber Rache an Astramond war das einzige Gefühl, das meine Seele erfüllte, und das Unververmögen, ihm weder durch Gewalt noch List beizukommen, verbitterte mir das Leben. Mein einziger Trost war noch, zu wissen, daß er nicht glücklicher war als ich. Keine von allen den Schäferinnen der

ruhigen Aue hatte ihm die Prinzessin aus dem Sinne bringen können, deren Andenken ihn peinigte und unfähig machte, etwas Anderes zu lieben. Endlich erfuhr ich vor einigen Tagen, daß er sie, unter der Gestalt eines kleinen schwarz und weißen Hündchens, wieder gefunden, und daß sie sich erboten habe, ihm ihre Treue dadurch zu beweisen, wenn er ihren Sohn nach dem Ringe der Gewalt schicken wollte. Alle meine Leidenschaften erwachten wieder mit Ungestüm bei dieser Nachricht. Der Gedanke, daß Astramond wieder glücklich werden und durch seinen Sohn zum Besitze des Ringes der Gewalt gelangen sollte, war mir unerträglich. Um mich durch mich selbst von allen Umständen zu unterrichten, und desto sicherer einen Plan zur Vereitlung seines Glückes entwerfen zu können, versetzte ich mich unsichtbar in Astramonds Palast; aber eine neue Leidenschaft bemächtigte sich meiner, beim Anblick der unvergleichlichen Nadine. Astramond verwandelte sie, um deine Reise nach dem Palast des Feenkönigs zu beschleunigen, in eine weiße Taube. Doch wozu verlängere ich meine Erzählung? das Uebrige ist dir schon bekannt. Mein Anschlag war, Astramond, die Prinzessin und dich selbst zu vertilgen. Ich hoffte Nadine und den Ring der Gewalt zu besitzen, und kein Mittel, das mir zu einem so großen Gute verhelfen konnte, war in meinen

Augen unerlaubt. Alle diese Anschläge sind nun vereitelt, alle meine Wünsche sind fehlgeschlagen; was säumst du? Räche dich! Vertilge den, der dich vertilgen wollte!" —

„Ich spare dich zu einer andern Rache auf!" sagte Nadir.

In diesem Augenblicke wünschte er, daß Astramond, die Prinzessin und Nadine erscheinen möchten; und kaum hatte er den Wunsch gehabt, so sah er sie in einem von weißen Tauben gezogenen Wagen einherschweben; und weil die sechszehn Jahre, welche die Prinzessin unter der Gestalt eines Hündchens gelebt, nicht gerechnet wurden, so schien sie nicht älter, als Nadine zu seyn. Nadir warf sich zu ihren und Astramond's Füßen. „Hier, sagte er, ist der Ring der Gewalt; behaltet ihn, ich verlange nichts als Nadine!" Astramond und seine Gemahlin umarmten ihren Sohn, aber sein Geschenk wollten sie nicht annehmen. „Nur auf einen Augenblick, sagte Astramond, gib mir den Ring, damit ich diesen Verräther bestrafen könne."

„Nein, antwortete Nadir, vergönnet mir, daß ich um Gnade für ihn bitte, er soll ihrer würdig werden." Bei diesen Worten berührte er die Stirne des Zauberers mit seinem Ringe. „Werde tugendhaft!" sprach er zu ihm, und sogleich wurde es Neraor, als

ob ein dichter Nebel, der seinen Kopf bisher umzogen hatte, sich auf einmal zerstreue: seine ganze Vorstellungsweise wurde das Gegentheil dessen, was sie gewesen war; aber Neraor war darum nicht glücklicher. Die Reue über das Vergangene peinigte ihn nun eben so arg und noch ärger, als vormals die Wuth seiner Leidenschaften. Nadir wurde es gewahr und berührte seine Stirne zum zweiten Male, indem er ihm befahl, alles Vergangene zu vergessen. Nun erheiterten sich seine Augen, sein Gesicht wurde ruhiger, sein Wesen mild und offen; er warf sich seinem Bruder in die Arme, und wurde liebreich von ihm empfangen. Nadir schenkte den Prinzen und Prinzessinnen, welche Neraor in seinen Palast verzaubert hielt, die Freiheit wieder. Diejenige, die unter Nadine's Gestalt so viel zu dieser glücklichen Entwickelung beigetragen, ließ sich bewegen, Neraor ihre Hand zu geben, der nun fähig zu lieben und würdig geliebt zu seyn geworden war. Die glücklichen Paare erwählten die ruhige Aue zu ihrem beständigen Aufenthalt; und Nadir bediente sich des Ringes der Gewalt nur, um die Bewohner derselben, wo möglich, noch glücklicher zu machen, als sie es schon durch ihre Einfalt und Unschuld waren.

Schlauchen's Abenteuer,

oder

die kluge Prinzessin.

Zur Zeit der ersten Kreuzzüge wollte ein König, von — ich weiß nicht welchem Königreiche, gegen die Ungläubigen in Palästina in den Krieg ziehen. Bevor er aber diese weite Reise begann, ordnete er alle seine Geschäfte auf das Sorgfältigste und vertraute die Regierung einem so weisen und rechtlichen Minister, daß er von dieser Seite vollkommen ruhig seyn konnte. Was ihm aber Sorge bereitete, war seine Familie. Seit Kurzem war ihm seine Gemahlin, die Königin, gestorben; sie hatte ihm zwar keinen Sohn, dafür aber drei Prinzessinnen hinterlassen, die in dem Alter waren, sich zu verheirathen. Ich bin hier einmal nicht im Stande, den eigentlichen Namen dieser schönen Kinder meinen Lesern anzugeben, und mag

nichts erfinden. Alles, was ich weiß, sind die Beinamen, die ihnen das Volk wegen einigen hervorstechenden Eigenschaften gab. So hieß die Aelteste: Langeweile, die zweite Plaudertasche und die dritte Schlauchen, welche Namen durch ihren Charakter vollständig gerechtfertigt wurden.

Nie hatte man wohl solch ein träges Geschöpf gesehen, als die Prinzessin Langeweile war. Um ein Uhr Nachmittags konnte man sie noch im Bette finden; dann kam sie zum Frühstück, in dem unordentlichsten Anzug von der Welt. Nie brachte man es dahin, daß sie Schuhe anzog, sie blieb den ganzen Tag in Pantoffeln. Wenn sie zu Mittag gegessen hatte, setzte sie sich vor ihren Spiegel, um ihre Toilette zu machen und blieb dabei bis zum Abend. Bis Mitternacht soupirte sie dann wieder; mehre Stunden wurden dazu verwendet, sie zu entkleiden, und erst mit Tagesanbruch wurde sie zu Bette gebracht.

Plaudertasche führte indeß ein ganz anderes Leben. Sie war sehr lebhaft und hatte nur wenig mit sich selbst zu thun; allein sie besaß einen solchen Trieb zu sprechen, daß sie, so lange ihre Augen aufstanden, auch ihren Mund niemals geschlossen hielt. Sie wußte Geschichtchen von allen bösen Ehen, von zärtlichen Verhältnissen, von Klatschereien, und nicht blos, was sich davon auf den Hof bezog, sondern auch

von den übrigen Einwohnern der Stadt, bis zu den kleinsten Bürgersleuten hinab. Sie führte ein Register über alle Frauen, die mit ihren Dienstboten zankten, und wußte genau, wie viel Lohn dieses Kammermädchen und jene Köchin von ihrer Herrschaft erhielten. Um dies aber Alles zu erfahren, unterhielt sie sich mit ihrer Amme und ihrer Näherin, und dies gewährte ihr mehr Vergnügen, als wenn sie einen Gesandten anhören durfte. Mit ihren Geschichten aber regalirte sie dann ihren Vater sowohl, als ihre Diener; denn, wenn sie nur sprechen konnte, so kümmerte es sie gar nicht im Geringsten, mit wem dies geschah.

Allein diese Zungenfertigkeit der Prinzessin hatte noch eine besonders üble Wirkung in ihrem Gefolge. Ungeachtet ihres hohen Ranges, war sie durch ihre familiäre Weise von jungen Leuten stets umlagert. Sie horchte auf ihre artigen Zudringlichkeiten, blos um den Genuß zu haben, darauf antworten zu können; denn plaudern mußte sie um jeden Preis, wenn sie gleich eben so wenig wie Prinzessin Langeweile über irgend einen Gegenstand nachdachte, noch las oder schrieb, oder sich mit einer häuslichen Arbeit beschäftigte. Weder Nadel noch Spindel, die doch vor Zeiten selbst hohe Damen sehr liebten, sah man in ihren Händen. So lebten diese beiden Schwestern,

wenn gleich ihr Charakter sehr verschieden war, in gleicher Weise fort, weder ihren Geist, noch ihre Hände zu irgend etwas Nützlichem verwendend.

Die Jüngste dieser Prinzessinnen war von ganz anderm Schlage. Diese hatte einen ungemeinen rührigen und beweglichen Geist, den sie stets bemüht war, auf das Beste anzuwenden. Sie tanzte und sang sehr gut, und spielte alle Instrumente; eben so gelangen ihr jene kleinen Handarbeiten, mit denen sich gewöhnlich die jungen Damen die Zeit zu vertreiben pflegen. Daneben brachte sie Alles im Palaste des Königs in Ordnung und paßte allen Dienstboten gehörig auf, so daß sie nicht betrügen konnten. Denn damals war es noch an der Tagesordnung, daß sie ihre Herrschaft bestahlen.

Die Talente der jungen Prinzessin umfaßten jedoch noch ein größeres Feld; sie besaß eine starke Urtheilskraft und eine höchst merkwürdige Geistesgegenwart, so daß sie sich augenblicklich aus den verwickeltsten Dingen herauszuziehen wußte. So errieth sie einst, mit Hülfe ihres durchdringenden Verstandes, eine Falle, die ein falscher Diplomat dem König, ihrem Vater, gelegt hatte, in dem Augenblicke, als dieser den Tractat schon unterzeichnen wollte. Um den Treulosen zu bestrafen, veränderte der König den Artikel des Tractats nach dem Sinne seiner Tochter

und mit den Worten, die sie ihm genau angab, und so gelang es ihm leicht, den Betrüger seinerseits zu betrügen. Ein andermal entdeckte die Prinzessin einen Schurkenstreich, den ein Minister verüben wollte; allein durch den Rath, den sie dem Könige gab, wurde der Verräther nicht nur entlarvt, sondern das, was er zum Nachtheil Anderer unternehmen wollte, fiel auf ihn zurück. So gab diese Prinzessin bei allen Gelegenheiten ihren festen, durchdringenden Verstand zu erkennen, weshalb sie den Beinamen Schlauchen rechtfertigte, da ihrer Schlauheit Niemand gleich kommen konnte. Natürlich war es, daß der König sie mehr, als seine beiden andern Töchter liebte, und wenn er nur dieses einzige Kind gehabt hätte, so wäre er unbesorgt aus seinen Staaten fortgereist, weil er sich vollkommen auf ihren weisen Verstand verlassen konnte, aber die Uebrigen machten ihm Sorgen. Um sich nun vollkommen sicher zu stellen, traf er folgende Vorkehrungen, die ich hier umständlich berichten will.

Der König hatte nämlich eine intime Freundin, welche Fee war, diese suchte er auf und theilte ihr seine Besorgnisse hinsichtlich seiner Töchter mit.

„Ich kann nicht etwa sagen, sprach er, daß meine zwei ältesten Töchter jemals etwas gethan hätten, was der Pflicht zuwider liefe, allein sie haben so

wenig Verstand, und leben in einer so gränzenlosen Unthätigkeit, daß ich nicht absehen kann, in welche tollen Abenteuer sie sich verstricken, wenn ich sie nicht immer unter meiner Aufsicht haben werde. Für Schlauchen glaube ich mich verbürgen zu können, doch werde ich sie wie die Andern behandeln, um keinen Neid zu erregen. Deshalb bitte ich Euch nun, weise Fee, mir drei Knäuel, aus Glas gesponnen, für meine Töchter zu geben, die so eingerichtet seyn müssen, daß sie augenblicklich zerbrechen, wenn eine von ihnen etwas unternehmen könnte, das ihrer Ehre zuwider liefe."

Da die Fee zu den geschicktesten gehörte, die man damals kannte, so machte sie sogleich drei verzauberte Glasknäuelchen, die sie dem Fürsten übergab, und die mit allem Fleiße und dem damit vorgesetzten Zwecke vollkommen entsprechend, verfertigt worden waren. Allein bei dieser Vorsicht ließ es der alte Herr nicht bewenden, sondern er führte die Prinzessinnen in einen sehr hohen Thurm, der sich in einer ganz wilden Gegend befand. Der König befahl seinen drei Töchtern, hier zu wohnen, so lange als er abwesend seyn würde, und verbot ihnen zugleich, irgend einen Besuch anzunehmen, von wem es auch seyn möchte. Auch gab er ihrer männlichen und weiblichen Bedienung den Abschied, dann überreichte er

ihnen die drei gläsernen Knäuel, erklärte ihnen deren Eigenschaft, umarmte sie zärtlich zum Abschiede und sperrte sie in den Thurm ein, dessen Schlüssel er in die Tasche steckte; hierauf reiste er ab.

Aber glaubt deshalb nicht, meine lieben Leser, daß die Prinzessinnen in dem Thurm nichts zu leben hatten. Keineswegen! Sie konnten mit Hülfe einer Winde, die an einem Fenster angebracht ward, und eines bis auf die Erde langenden Taues, an welchem ein Korb hing, Alles zu sich heraufziehen, was sie nur wollten. So erhielten sie Tag für Tag ihre Lebensmittel; hatten sie diese aber oben, so wurde Tau und Korb jedesmal durch das Fenster gezogen, und sorgfältig aufbewahrt.

Langeweile und Plaudertasche wollte dieses Leben zur Verzweiflung bringen; sie konnten es fast nicht aushalten, allein was half's? Geduld mußten sie doch haben. War ja doch das Knäuel da, und bei dem geringsten Versuche, sich zu befreien, oder andere Abhilfe ihrer Leiden zu verschaffen, konnte es zerbrechen.

Schlauchen war das Leben indessen ganz recht. Spindel und Nadel, wie auch ihre musikalischen Instrumente, verliehen ihr eine zweckmäßige Unterhaltung. Ferner wurden auch auf Befehl des Staatsministeriums den Prinzessinnen Briefe und Zeitungen in den Korb gelegt, um sie von allen politischen und

andern Zeitereignissen zu unterrichten. Dies hatte der König erlaubt und der erste Minister kam dieser Erlaubniß auf's Strengste nach, um sich den schönen Fürstentöchtern gefällig zu erzeigen. Schlauchen las nun alle diese Neuigkeiten mit großem Vergnügen, allein ihre Schwestern nahmen davon nicht die geringste Notiz. Sie waren zu verdrießlich, wie sie sagten, um für solche Lapaillen Sinn zu haben. Wenn es nur noch Karten gewesen wären, um das Schicksal zu befragen, oder das Glück herauszufordern!

So brachten sie ihr Leben hin, stets gegen ihr Schicksal erzürnt, und sie sagten oft: es sey besser, glücklich geboren zu seyn, denn als Tochter eines Königs. Wie man wohl denken kann, standen sie oft an dem Fenster, um zu sehen, was draußen vorging, wenn gleich die Wüste, die den Thurm umgab, ihnen nur geringe Ausbeute geben konnte. Einst, als Schlauchen in ihrem Zimmer gerade mit einer hübschen Arbeit beschäftigt war, sahen ihre Schwestern, die am Fenster standen, eine arme Frau, in schlechte Lumpen gekleidet, die ihnen mit pathetischen Worten ihr Elend klagte. Sie bat sie mit gefalteten Händen, ihr Einlaß zu gewähren, und gab vor, daß sie eine Fremde sey, die in vielen Dingen große Kenntnisse besitze und ihnen mit der unverbrüchlichsten Treue dienen wollte. Obgleich sich die Prinzessinnen an den

Befehl erinnerten, den ihnen der König, ihr Vater, hinterlassen hatte, Niemand den Eintritt in den Thurm zu gewähren, so war doch Prinzessin Langeweile so überdrüssig, sich selbst bedienen zu müssen, und Plaudertasche so verzweifelt, mit keinem fremden Wesen sprechen zu können, daß der Wunsch der Einen, sich besser und bequemer ankleiden lassen zu können, und der Andern, eine neue Zuhörerin zu gewinnen, sie vermochte, die Fremde zu sich in den Thurm kommen zu lassen.

„Glaubst du denn wohl, sprach Plaudertasche, daß das Verbot des Königs sich auch auf diese Unglückliche erstrecken kann? Ich denke, man kann sie ohne allen Zweifel aufnehmen."

„Thue nur, was du willst, erwiderte Langeweile, mir ist Alles gleich."

Plaudertasche war auf diese Antwort schon gefaßt und ließ daher den Korb schnell hinab; die arme Frau hatte sich kaum hineingesetzt, so wurde sie von den beiden Schwestern, mit Hülfe der angebrachten Walze, heraufgezogen.

Sobald die Frau in ihrer Nähe war, fühlten sich jedoch die Prinzessinnen von dem Schmutze ihrer Kleider sehr unangenehm berührt und beschlossen, ihr andere zu geben. Sie aber sagte, sie wolle erst am andern Tage die Kleider wechseln und für den

Augenblick ihre Dienste bei ihnen versehen. Wie sie dies gesagt hatte, kam Schlauchen aus ihrem Zimmer zu ihren Schwestern; sie war nicht wenig überrascht, die Unbekannte zu finden, allein die andern sagten ihr, aus welchem Grunde sie die Frau heraufgezogen hatten, und Schlauchen, die wohl einsah, daß sie hier nichts mehr ändern konnte, verbarg den Kummer, den ihr dieser Ungehorsam gegen das väterliche Gebot verursachte.

Unterdessen durchstreifte die neue Dienerin das ganze Gebäude, wie sie sagte, des Dienstes wegen, in der That aber, um es genau und von allen Seiten kennen zu lernen. Denn meine lieben Leser werden wohl schon gemerkt haben, daß diese Fremde keine besonders guten Absichten hatte. Um aber die Neugier nicht ohne Noth länger hinzuhalten, will ich es nur sagen, daß diese vermeintliche alte Bettlerin ein junger Prinz und der Sohn eines mächtigen Königs war, der ein großes, angränzendes Reich beherrschte. Dieser Prinz, der einer der listigsten jener Zeit war, übte eine große Macht über seinen Vater aus, der einen sanften und leicht zu leitenden Charakter besaß. Man nannte ihn deshalb nur den König Mildvoll, während der Prinz, der nur aus List und losen Streichen zusammengesetzt war, vom Volke den Namen Prinz Schwankreich erhalten hatte.

Sein jüngerer Bruder war eben so voll guter Eigenschaften, als er böser; dennoch herrschte, trotz dieser Verschiedenheit des Charakters, zwischen beiden Brüdern das beste Einverständniß, so daß Alles sich darüber verwunderte. Der jüngere Prinz hieß, seiner Güte und Schönheit wegen, nur Schönhold.

Prinz Schwankreich hatte eben jene Falschheit gegen den Vater der Prinzessinnen begehen wollen, die durch Prinzessin Schlauchen's Einsicht vereitelt worden war. Seitdem haßte Schwankreich den König, und als er vernommen hatte, welche Vorsicht dieser bei seiner Abreise angewandt, um seine Töchter von der Welt abzusondern, faßte er sogleich den Plan, alle Sorgfalt des Vaters zu zerstören. Er erhielt die Erlaubniß, eine Reise zu machen, zu einem vorgeschützten Zwecke, dann verhüllte er sich in die Kleider einer Bettlerin und fand Eingang in den Thurm, wie wir es bereits erzählt haben.

Wie der Prinz nun so das Schloß besichtigte, bemerkte er, daß es den Prinzessinnen leicht werde, sich den Vorübergehenden verständlich zu machen, und er beschloß daher, daß er den ganzen Tag über in seiner elenden Verkleidung bleiben müsse, weil sie leicht Leute herbeirufen könnten, wenn es ihnen in den Sinn käme, sein tollkühnes Beginnen zu bestrafen. So blieb er denn in seinem Bettlerkostüm. Allein

Abends, nachdem die drei Schwestern zu Nacht gegessen hatten, warf Schwankreich plötzlich die Lumpen ab, die ihn bedeckten, und zeigte sich in herrlichen Gewändern, die über und über mit Gold und Edelsteinen bedeckt waren. Die armen Prinzessinnen erschracken so sehr bei diesem Anblick, daß sie Alle auf und davon flohen. Schlauchen und Plaudertasche, die sehr flink waren, hatten bald ihre Zimmer erreicht, allein Langeweile, die kaum zu gehen im Stande war, wurde sogleich vom Prinzen eingeholt.

Er warf sich ihr zu Füßen, sagte ihr, wer er war und daß der Ruf ihrer Schönheit und die Bildnisse, die von ihr im Umlauf wären, ihn veranlaßt hätten, seinen glänzenden Hof zu verlassen, um ihr seine Hand anzutragen. Langeweile war im ersten Augenblicke so überrascht, daß sie dem Prinzen nicht zu antworten im Stande war, der fortwährend vor ihr auf seinen Knien blieb. Er hörte nicht auf, ihr tausend schöne Dinge zu sagen, und beschwor sie, ihn als Gatten anzunehmen, und Langeweile, die nicht die Kraft besaß, sich in lange Hin- und Herreden einzulassen, sprach gleichgültig hin, daß sie seinen Betheuerungen glaube und mit seinem Antrage zufrieden sey. Größere Formalitäten wären ihr selbst bei diesem wichtigen Schritte lästig gewesen. Allein das

gläserne Knäuelchen verstand keinen Scherz und — zerbrach auf der Stelle.

Plaudertasche und Schlauchen befanden sich unterdeß in seltsamer Bangigkeit; jede war in ihrem Zimmer allein und hatte sich darin eingeschlossen. Die Zimmer lagen ziemlich entfernt von einander, und da mithin keine Schwester von der andern etwas wissen konnte, so brachten sie die Nacht schlaflos zu. Am folgenden Morgen führte der verrätherische Prinz seine Prinzessin Langeweile in ein Zimmer, das nach dem Garten ging und hier fragte diese endlich nach ihren Schwestern, obgleich sie sich vor ihnen zu erscheinen fürchtete, in dem Bewußtseyn, Unrecht gethan zu haben. Der Prinz beruhigte sie jedoch bald und versprach, die Schwestern zu Gunsten ihrer Verbindung zu stimmen; dann verließ er sie und schloß sie ein, ohne daß sie es merkte; er aber ging, um die Prinzessinnen in allem Ernste aufzusuchen.

Lange Zeit irrte er umher, ohne die Zimmer zu entdecken, wo sie sich eingeschlossen hatten. Die Geschwätzigkeit von Plaudertasche verrieth endlich ihren Aufenthalt, denn sie sprach laut mit sich selbst und beklagte ihr Schicksal. Der Prinz näherte sich der Thüre und erblickte sie durch's Schlüsselloch. Schwankreich redete sie durch die Thüre an und sagte ihr dasselbe, was er ihrer Schwester gesagt hatte: daß

er seinen Hof verlassen und das Wagstück unternommen habe, in den Thurm zu dringen, blos aus Liebe zu ihr und um ihr seine Hand anzubieten. Er lobte ihre Schönheit und ihren Geist, und Plaudertasche, die von nichts mehr überzeugt war, als daß sie schön und geistreich sey, war leichtsinnig genug, den Versicherungen des Prinzen Glauben zu schenken; sie ließ es ihm an einer Antwort nicht fehlen und ergoß sich sogleich in einen Strom von Redensarten, der eine Menge von Schmeicheleien für den Prinzen enthielt. Sie war, als sie endlich still schwieg, ganz müde und erschöpft, denn sie hatte den Tag über nichts gegessen, weil sich in dem Zimmer, wo sie eingeschlossen war, durchaus nichts Eßbares vorgefunden hatte. Sie dachte ja nie an etwas Anderes, als einen Gegenstand zu finden, an dem sie ihre Zungengeläufigkeit geltend machen könnte. Schlauchen hingegen hatte stets in ihrem Zimmer eine Menge Marzipan, Pfefferkuchen, Pasteten und eingemachte Früchte, weil sie immer an Alles dachte, was sich ereignen könnte, und so war es auch in diesem Fall. Plaudertasche hingegen, die nicht wußte, was Vorsorge sey, und sich nun sowohl von Hunger, als von den zärtlichen Betheuerungen des Prinzen gleich sehr bedrängt sah, öffnete ihre Thüre dem Verführer, der noch immer bemüht war, seine Rolle zu

spielen, die er einmal als guter Schauspieler bis zu Ende durchzuführen, beschlossen hatte.

Sie begaben sich alsdann in die Speisekammer, wo sie einen ziemlichen Vorrath von Erfrischungen fanden, die noch vom Tage vorher vorhanden waren, wo die Prinzessinnen sie in dem Korbe heraufgezogen hatten. Plaudertasche war wohl ein wenig um das Schicksal ihrer Schwestern bekümmert, doch dachte sie gleich wieder, ohne sich einen Grund angeben zu können, daß Langeweile wohl in Schlauchen's Zimmer sey, wo es Beiden an nichts fehlen werde. Schwankreich gab sich alle Mühe, sie in diesem falschen Wahne zu bestärken und versprach ihr, Abends ihre Schwestern zu besuchen, allein sie war damit nicht einverstanden, sondern verlangte dies gleich, nachdem sie gegessen haben würden, zu bewerkstelligen.

Sie aßen hierauf in bestem Einverständniß, dann verlangte der Prinz die Prachtzimmer des Schlosses zu sehen. Er reichte der Prinzessin den Arm, und hörte nicht auf, immerfort die Reize und Vorzüge der Prinzessin zu loben, und zugleich seine übergroße Neigung für sie zu gestehen. Er sagte ihr dasselbe, was er zu Langeweile gesagt hatte: daß er ihr zur Stunde seine Hand antrage und daß sie einwilligen möchte, weil später ihre Schwestern sich widersetzen

würden, da er, als der Mächtigste von den Nachbarfürsten, wohl für die ältere Schwester eine bessere Parthie abgeben dürfte, als für sie. Es wäre daher anzunehmen, daß ihrer Verbindung, die er so sehnlich wünsche, sich eine Menge von Hindernissen in den Weg stellen könnten.

Nachdem hierauf Plaudertasche gar viel entgegnet hatte, was eigentlich gar nichts bedeutete, war sie eben so leichtsinnig, wie ihre Schwester und gab dem Prinzen als Gattin die Hand. Sie dachte dabei so wenig an ihren Knäuel von Glas, daß sie sehr erschrocken war, als sie ihn in hundert Stücke zerbrochen fand. Gegen Abend ging Plaudertasche wieder mit dem Prinzen nach ihrem Zimmer. Der in Stücken zerbrochene Glasknäuel hatte sie sehr niedergeschlagen. Der Prinz erkundigte sich theilnehmend nach der Ursache. Da nun die Sucht, zu plaudern, in ihr vor allem Andern überwiegend war, so erzählte sie dem Prinzen auch das Geheimniß der Knäuel, und dieser boshafte Verführer konnte kaum seine Freude darüber unterdrücken, daß nun der vorsichtige Vater bei seiner Zurückkunft die strafbare Aufführung seiner Töchter sogleich entdecken mußte.

Jetzt hatte Plaudertasche keine Lust mehr, ihre Schwestern zu besuchen, denn sie besorgte, daß sie sie wegen ihres Betragens ausschelten würden; aber der

Prinz trug sich an, sie zu holen und versprach dabei, wohl ein Mittel aufzufinden, ihre Genehmigung zu der Verbindung zu erhalten. Die Prinzessin, welche die ganze Nacht nicht geschlafen hatte, beruhigte sich hierbei und schlief ein; als der Prinz dies merkte, schlich er sich davon und schloß Plaudertasche ein, wie er es früher mit Langeweile gemacht hatte.

Meine lieben Leser werden vollkommen recht haben, wenn sie diesen Prinzen Schwankreich für den schändlichsten Verbrecher halten, jene beiden Prinzessinnen aber für die unbesonnensten und leichtsinnigsten Personen. Ich bin selbst über alle drei sehr böse, allein ich kann nichts erfinden und muß die Sachen so erzählen, wie sie sich zugetragen haben, sonst wäre ich ja ein Lügner, und dann eben so viel werth als jene. Aber nur Geduld, meine lieben Kinder, nur Geduld! Paßt nur auf und ihr werdet sehen, daß sie ihren Lohn haben werden, wie sie ihn verdienen. Nur das kluge und muthige Schlauchen wird den Sieg und Lohn allein davon tragen.

Nachdem also der treulose Prinz die Plaudertasche eingeschlossen hatte, durchsuchte er alle Zimmer des Schlosses, eines nach dem andern, und da er überall die Thüren offen fand, so sah er bald ein, daß die einzige verschlossene Thüre zu dem Zimmer führen müßte, wo Schlauchen eingeschlossen war. Er besann

sich nicht lange und hielt hier durch's Schlüsselloch dieselbe Rede, die er früher vor den Thüren der Schwestern gehalten hatte. Allein diese Prinzessin, die gescheidter war, ließ ihn erst eine Weile sprechen, ohne ihm zu antworten; endlich, als sie sah, daß er die Gewißheit von ihrer Anwesenheit in dem Zimmer hatte, sprach sie: „Wenn es wahr sey, daß er eine so zärtliche Neigung für sie fühle, als er versichere, so bäte sie ihn, in den Garten hinabzugehen und die Thüre hinter sich zu schließen, dann wolle sie ihm auf Alles antworten, so lang er nur wollte."

Schwankreich wollte diesen Vorschlag nicht eingehen, und da die Prinzessin sich fortwährend weigerte, ihre Thüre zu öffnen, holte der Schändliche einen Balken und sprengte das Schloß. Aber Schlauchen stand im Zimmer mit einem großen Hammer bewaffnet, der zufällig in einer anstoßenden Kammer auf dem Boden gelegen hatte. Der Zorn hatte die Gesichtsfarbe der Prinzessin erhöht und ihren Augen noch größeres Feuer als gewöhnlich ertheilt, und so erschien sie dem Prinzen als bezaubernde Schönheit. Er wollte sich zu ihren Füßen werfen, allein sie rief ihm mit hohem Ernst die Worte zu, indem sie zugleich von ihm zurücktrat:

„Prinz, wenn ihr Euch mir nahet, so zerschmettre ich Euch den Kopf mit diesem Hammer!"

„Wie? erwiderte Prinz Schwankreich in seinem heuchelnden Tone, kann die Liebe, die man zu Euch fühlt, solchem Hasse Nahrung geben?"

Er hörte nicht auf, ihr die Zuneigung zu schildern, die sie ihm eingeflößt hatte; er fügte hinzu, daß er sich nur deshalb verkleidet in den Thurm geschlichen habe, um ihr sein Herz und seine Hand anzubieten, und bat um Verzeihung, daß die Liebe allein ihm die Kühnheit eingeflößt habe, die Thüre einzuschlagen; endlich versuchte er auch bei ihr, was ihm bei den Schwestern so schnell geglückt war, ihr nämlich vorzustellen, daß ihr eigener Vortheil es erheische, ihn so schnell als möglich zum Gatten zu wählen. Er sagte, er wisse nicht, wo sich die beiden andern Prinzessinnen befänden, da er keinen Versuch gemacht habe, ihr Versteck zu entdecken, indem er nur gewünscht, sie allein aufzusuchen. Die feine Prinzessin schien hierauf sich zu besänftigen, und bat ihn, die Schwestern aufzusuchen, damit man über das zu Ergreifende berathschlagen könne; allein Schwankreich entgegnete, daß er sich durchaus nicht darauf einlassen könne, die Schwestern herbeizurufen, bis daß sie ihm nicht die Hand als Gattin gegeben, indem die Prinzessinnen, als die ältern, ihnen ihre Einwilligung nie ertheilen würden.

Schlauchen aber, die mit vollem Recht diesem

Versucher nicht traute, wurde nach dieser Weigerung nur noch mißtrauischer; sie fürchtete, daß ihren Schwestern ein Unglück widerfahren sey und beschloß daher mit festem Muthe, sie zu rächen, und von sich ein gleiches Schicksal abzuwenden. Nach kurzem Besinnen erklärte sie dem Prinzen, daß sie in ihre Verbindung mit ihm willige, daß aber der Abend keine günstige Zeit für solche Versprechungen wäre, indem alle Ehen, die am Abend geschlossen würden, den Gatten Unglück brächten. Sie bat ihn daher, die Ceremonie des Eheversprechens bis zum andern Morgen zu verschieben. Zugleich gab sie ihm die Versicherung, den Prinzessinnen nichts davon sagen zu wollen, und bat ihn, sie nur auf kurze Zeit allein zu lassen, um sich mit dem Himmel zu berathen.

Schwankreich, der eben kein besonderer Held war und der Schlauchen, stets mit dem großen Hammer bewaffnet, vor sich stehen sah, den sie wie einen Fächer spielend schwang, willigte endlich in diesen Wunsch und ließ seine Zukünftige allein, damit sie sich mit dem Himmel berathen könne.

Kaum hatte er sich entfernt, so bereitete Schlauchen ein Lager über einem tiefen Loch, das sich in einem Zimmer des Schlosses befand. Obgleich das Zimmer sehr reinlich aussah, so wurde doch in dieses Loch aller Unrath geworfen, der sich in der Küche

und sonst wo ansammelte. Das Lager war mit Matratzen und Decken wohl versehen, und ließ die List nicht ahnen. Als nun der Prinz nach kurzer Zeit wieder zur Prinzessin kam, führte sie ihn zu dem Lager, bat ihn, der Ruhe zu pflegen, und verließ ihn dann.

Der Prinz war von dem ewigen Herumschweifen müde und ließ sich daher nicht die Zeit, sich zu entkleiden, sondern warf sich mit Heftigkeit auf das Lager; allein hiedurch stürzte dieses alsbald mit ihm hinab, ohne daß er sich halten konnte und er verletzte sich dergestalt, daß er zwanzig Beulen am Kopfe und alle Glieder geschunden hatte. Der Fall des Prinzen machte einen großen Lärm im Schlosse und überzeugte Schlauchen, daß ihre List den günstigsten Erfolg gehabt hatte. Es läßt sich unmöglich beschreiben, wie groß ihre Freude darüber war; der Bösewicht hatte übrigens seine Strafe verdient und Niemand wird die Prinzessin deshalb tadeln.

Trotz ihrer innern Bewegung, in der sie sich befand, konnte die gute Prinzessin doch nicht die Besorgniß um ihre Schwestern unterdrücken. Plaudertasche aufzufinden, wurde ihr jedoch nicht schwer. Aus Versehen hatte der Prinz Schwankreich den Schlüssel abzuziehen vergessen, nachdem er sie eingeschlossen. Schlauchen öffnete mit Geräusch die Thüre und ihre

Schwester erwachte. Sie war betroffen und verwirrt, als sie Schlauchen vor sich erblickte. Diese erzählte ihr, auf welche Weise sie sich den schändlichen Werber vom Halse geschafft hatte. Diese Mittheilung traf Plaudertasche, wie ein Blitz aus heiterm Himmel; denn obgleich sie stets schwatzte, so hatte sie doch so wenig Geist, daß sie Alles glaubte, was ihr Schwankreich gesagt und versichert hatte. Solche leichtgläubige und einfältige Mädchen gibt es überall noch jetzt in der Welt.

Hierauf gingen beide Schwestern fort, um ihre geliebte Langeweile aufzusuchen. Sie durchirrten alle Zimmer des Schlosses, ohne die Schwester zu finden; endlich kam Schlauchen der Gedanke, daß sie wohl im Gartensaale seyn könnte. Hier trafen sie sie denn wirklich, wie die Leser sich bereits erinnern werden. Sie befand sich aber in dem traurigsten Zustande, da sie in beständiger Erwartung, und den ganzen Tag ohne Nahrung geblieben war. Ihre Schwestern spendeten ihr alle Hülfe, deren sie bedurfte. Hierauf machten sich alle drei Offenbarungen, die sie zuerst in das größte Erstaunen setzten, dann aber in Plaudertasche und Langeweile das Gefühl eines tiefen Kummers zurückließen. Sie gingen in verschiedener Stimmung zur Ruhe.

Inzwischen hatte Prinz Schwankreich eine übele

Zeit hingebracht; die Nacht war für ihn nicht besser gewesen, und als der Tag anbrach, fand er sich noch immer nicht behaglicher. Zum Glücke schien kein Sonnenstrahl in dem Loche, wo er sich befand, und so konnte er denn auch nicht sehen, wie schauerlich es um ihn aussah. Endlich, nach unsäglicher Mühe, fand er den Ausgang aus dem Labyrinthe, das ihn zu einem Flusse, weit weg vom Schlosse, geführt hatte, wo der Abzugskanal hinlief, in den er eigentlich gefallen war. Er suchte sich einigen Fischern durch Rufen bemerklich zu machen; sie zogen ihn aus dem Wasser, und er befand sich wahrlich in einem beklagenswerthen Zustand. Er ließ sich an den Hof des Königs, seines Vaters, bringen, um sich von den erhaltenen Quetschungen heilen zu lassen; allein sein Haß gegen Schlauchen war so groß, daß er mehr daran dachte, sich zu rächen, als gesund zu werden.

Die arme Prinzessin war indeß sehr traurig; ihr ging die Ehre ihres Geschlechts über Alles, und die schmähliche Schwäche ihrer Schwestern erfüllte sie deshalb mit schwerem Kummer. Nun ersann aber Schwankreich folgende List.

Alle Tage ließ er herrliche Bäume in großen Kasten vor die Fenster der Prinzessinnen tragen, die mit den auserlesensten Früchten prangten. Sobald Langeweile und Plaudertasche diese erblickten, so bemächtigte

sich ihrer die Lust, davon zu essen, und sie quälten das gefällige Schwesterchen so lange, bis Schlauchen nachgab und sich im Korbe hinunterließ, um welche davon zu pflücken.

Am andern Tage waren wieder Früchte von einer ändern Gattung da, die jedoch nicht minder appetitlich waren. Die beiden Prinzessinnen bekamen wieder Lust dazu, und Schlauchen war wieder so gut, ihren Wunsch zu befriedigen. Diesmal aber lauerten die Diener des Prinzen im Hinterhalte; sie sprangen hervor, ergriffen die Prinzessin und schleppten sie mit sich fort, vor den Augen ihrer Schwestern, die oben am Fenster standen und sich vor Verzweiflung die Haare ausrissen.

Die Trabanten des Prinzen schleppten ihre Beute nach einem Landhause ihres Gebieters, der sich dort befand, um sich von seinem Unwohlseyn vollkommen herzustellen. Da er im höchsten Grade erbittert war, so überhäufte er die Prinzessin mit harten Reden, die diese mit Seelenruhe und Festigkeit ganz so erwiderte, wie es ihrem trefflichen Charakter angemessen war. Er ließ sie hierauf in den Kerker werfen, allein nach einigen Tagen gab er den Befehl, sie auf den Gipfel eines hohen Berges zu führen, wohin auch er sich begab. Hier offenbarte er ihr, daß sie nunmehr auf eine Weise werde sterben müssen, die ihn,

wegen der an ihm verübten Frevel, rächen würde. Er zeigte ihr jetzt ein Faß, welches inwendig ganz mit Federmessern, Rasiermessern, Widerhaken, spitzigen Nägeln, Pfriemen und dergleichen, austapeziert war, und benachrichtigte sie davon, daß sie hineingelegt und dann von dem Gipfel des Berges bis in die Ebene hinabgekollert werden würde.

Trotz dieses entsetzlichen Anblicks behielt Prinzessin Schlauchen ihre Standhaftigkeit und selbst ihre Geistesgegenwart. Schwankreich konnte dies aber nicht besänftigen, sondern es vermehrte nur seine Wuth und er dachte daran, ihren Tod zu beschleunigen. Zu diesem Zwecke beugte er sich über das Faß, das seiner Rache dienen sollte, um zu sehen, ob Alles gehörig eingerichtet wäre, um den teuflischen Zweck nicht zu verfehlen. Schlauchen, die kaum bemerkt hatte, mit welcher Aufmerksamkeit er Alles betrachtete, verlor keine Zeit, sprang hinzu und stieß ihn in das Faß, dann rollte sie es so schnell hinab vom Berge, daß der Prinz nicht zur Besinnung kommen konnte. Nachdem sie dies vollzogen hatte, ergriff sie die Flucht, und die Offiziere, die nur mit größter Betrübniß die schrecklichen Vorbereitungen gesehen hatten, die ihr Gebieter machte, um eine so liebenswürdige Prinzessin den Martertod sterben zu lassen, thaten keinen Schritt, noch gaben sie Befehl, ihr

nachzusetzen. Das hinabrollende Faß setzte sie aber in eine solche Bestürzung, daß sie versuchten, es auf geschickte Weise aufzuhalten; ihre Bemühungen waren jedoch vergebens; es rollte und rollte, und lag nicht eher stille, als bis es unten war. Dort zogen sie ihren Prinzen heraus, der von tausend Wunden zerfleischt war.

Dieser Unglücksfall erschütterte den guten Vater und den vortrefflichen Bruder des Prinzen Schwankreich auf das Aeußerste. Das Volk machte sich nicht viel daraus, denn Schwankreich war verhaßt, und man wunderte sich sogar, daß sein Bruder, der die herrlichsten Eigenschaften und das edelste Herz besaß, ihn lieben konnte. Allein das Wunder erklärte sich bald, wenn man wußte, daß Schwankreich sich durch erheuchelte Zuneigung in das liebevolle und arglose Herz seines Bruders stahl. Der edle junge Prinz würde sich die bittersten Vorwürfe gemacht haben, hätte er dies nicht mit wahrer Herzlichkeit vergolten. So empfand er denn auch die größte Betrübniß über das Unglück seines Bruders, und wendete alle Hülfe an, seine Wunden zu heilen. Allein es wollte ihm nicht gelingen; die Wunden wurden im Gegentheil immer schlimmer und verursachten Schwankreich unsägliche Schmerzen.

Schlauchen war indessen, immer laufend, glücklich

zu dem Schlosse gelangt, wo sie ihre Schwestern gelassen hatte; allein welche neue Ueberraschung erwartete sie hier? Die Prinzessinnen hatten jede ein Söhnchen geboren, und Schlauchen wußte nicht, was sie damit anfangen sollte. Endlich erdachte sie abermals eine List, die sie sogleich ausführte. Sie legte die Kinder der Prinzessinnen in kleine Kistchen, die mit Löchern versehen waren, um Luft einzulassen, dann zog sie Männerkleidung an, bestieg ein Pferd, nahm die Kinder in den Kästchen und noch andere Dinge mit sich, und ritt nach der Hauptstadt des Königs, des Vaters vom Prinzen Schwankreich.

Nachdem die listige Prinzessin angekommen war, erfuhr sie, daß die großmüthige Belohnung, welche alle Jene erhielten, die den Prinzen Schwankreich mit Heilmitteln versahen, fast alle Quacksalber und Marktschreier der ganzen Welt dort versammelt hatte. Denn damals gab es noch viele Menschen, die vorgaben, sie seyen von der Natur mit Wunderkräften begabt worden, und könnten durch Auflegen der Hände und dergleichen, jede Krankheit und jede Wunde beliebig kuriren. Das große Wunder, mit Wasser die Krankheiten zu heben, war eben damals noch nicht entdeckt, und kein Mensch konnte voraussehen, daß es einen Priesnitz und eine Gräfenberger Wasserkur einmal geben werde!

Die geistreiche Prinzessin hatte aber Obiges kaum erfahren, als sie sich auch sogleich einen fremden Namen zulegte. Sie wählte den Namen Sanatio und ließ überall bekannt machen, daß der Ritter Sanatio angekommen sey und auserlesene Geheimmittel besitze, um alle Arten noch so giftiger und gefährlicher Wunden zu heilen. Sogleich erschien eine Botschaft vom Schlosse des Königs, um den vorgeblichen Ritter einzuladen. Schlauchen erschien, und spielte ihre Rolle so vortrefflich, daß nichts daran fehlte. Indessen machte der Anblick des jüngern Prinzen, Schwankreichs Bruder, einen merkwürdigen Eindruck auf sie. Sie unterhielt sich mit ihm über den Zustand der Wunden des ältern Prinzen und sagte, sie wolle eine Flasche ihres Wunderwassers holen gehen, während sie die Kistchen, welche sie bei sich hatte, im Palaste lassen würde, die eine kostbare Salbe enthielten, die einstweilen die Schmerzen des Prinzen lindern dürften.

Hierauf entfernte sie sich und — kam nicht wieder. Man wurde unruhig über ihr Nichterscheinen und wollte schon fortschicken, um den Ritter Wunderdoctor zu suchen, als die Kinder in den Kästchen zu schreien anfingen. Man wußte anfänglich gar nicht, wo das Kindergeschrei herkomme, da man nichts sah, bis endlich einer von den Hofleuten das Ohr zu den Kästchen

hinhielt, und so die Täuschung entdeckte. Obgleich die Kinderchen, ehe sie eingeschlossen worden waren, gehörige Nahrung bekommen hatten, so verspürten sie jetzt dennoch wieder Hunger, und gaben dies durch einen Gesang, aus einer sehr schmerzlich klingenden Tonart, zu erkennen.

Man öffnete die Kästchen und war sehr erstaunt, zwei hübsche kleine Wickelkinder zu erblicken. Der kranke Schwankreich dachte gleich, daß dieses wieder ein Streich von Schlauchen seyn müsse. Hierüber wurde er böse und verschlimmerte sich so, daß er nahe daran war, den Geist aufzugeben.

Der gute Bruder des Prinzen wollte vor Schmerz vergehen, und Schwankreich, der bis zum letzten Augenblick seinem schändlichen Character treu blieb, suchte noch die Zärtlichkeit seines Bruders zu mißbrauchen.

„Du hast mich immer geliebt, mein theurer Bruder, sprach er, und du weinst um meinen Verlust. Ich brauche keines Beweises deiner Liebe mehr für das Leben. Ich sterbe, allein versprechen mußt du mir, das zu thun, um was ich dich bitten werde!"

Der gute Prinz war nicht im Stande, seinem sterbenden Bruder die Bitte abzuschlagen, und versprach ihm daher, unter den feierlichsten Eiden, ihm Alles zu leisten, was er fordern würde. Sobald Schwankreich

dies vernommen hatte, umarmte er seinen Bruder und sagte: „Jetzt sterbe ich getröstet, denn du wirst mich rächen. Also höre, sobald ich todt bin, fordere die Hand der Prinzessin Schlauchen, sie werde deine Gattin! Wahrscheinlich wird sie dir nicht abgeschlagen werden, aber wenn sie dir angetraut ist, so stoße ihr den Dolch in den Busen; sie verdient es!"

Der gute Prinz bebte vor Entsetzen zurück bei diesen Worten, und bereute es schon, seinen Eid geleistet zu haben. Allein er konnte nicht mehr zurück, und suchte daher auch seine Gewissensbisse vor seinem Bruder zu verbergen, der bald darauf starb. Der alte König glaubte vor Trauer und Schmerz über den Verlust seines Sohnes gleichfalls sterben zu müssen. Das Volk machte sich indessen aus dem Tode des Prinzen Schwankreich gar nichts, sondern freute sich, daß nunmehr der Bruder des Prinzen den Thron besteigen werde.

Schlauchen, die glücklich zu ihren Schwestern heimgekehrt war, erfuhr bald den Tod ihres Feindes, und kurz darauf wurde den drei Schwestern die Zurückkunft ihres Vaters gemeldet. Er begab sich sogleich in den Thurm, und das Erste war, daß er sich von seinen Töchtern die Knäuel aus Glas zurückerbat.

Langeweile holte Schlauchen's Knäuel und überreichte ihn dem König; dann machte sie ihm ein-

tiefe Verbeugung und trug den Knäuel wieder dorthin, wo sie ihn genommen hatte.

Plaudertasche that dasselbe.

Endlich holte Schlauchen ihren Knäuel. Aber der König, der sehr mißtrauisch und eben so klug war, kam auf den richtigen Einfall, alle drei Knäuel auf einmal sehen zu wollen. Nun konnte Schlauchen den ihrigen vorzeigen, und der König gerieth in eine solche fürchterliche Wuth gegen seine beiden ältesten Töchter, daß er sie in demselben Augenblick zu der Fee sandte, von welcher er die Knäuel empfangen hatte, mit der Bitte, sie doch, so lange sie lebten, bei sich zu behalten und sie so zu bestrafen, wie sie es verdienten.

Diese Strafe begann nun die Fee damit, daß sie ihre beiden Pflegebefohlenen in eine Gallerie ihres bezauberten Schlosses führte, wo sie alle erhabenen Frauen hatte abmalen lassen, die sich durch ihre Tugenden und ein arbeitsames Leben ausgezeichnet hatten. Durch ihre Zauberkraft hatte die Fee diesen Gestalten Bewegung eingeflößt und sie waren vom Morgen bis zum Abend in beständiger Thätigkeit. Ueberall erblickte man auch Inschriften zum Lobe tugendhafter und ausgezeichneter Frauen. Welche Zerknirschung erduldeten nun diese beiden Prinzessinnen, wenn sie diesen Triumph mit der elenden Stellung

verglichen, die sie in dem Palaste der Fee einnahmen, und zu der sie ihr unbesonnenes Betragen geführt hatte. Zugleich sagte ihnen die strenge, aber gütige Fee, daß, wenn sie ebenfalls immer so arbeitsam und thätig gewesen wären, wie die Frauen, die sie hier abgebildet sähen, so würden sie auch nicht die traurigen Fehltritte begangen haben, die jetzt auf ihnen lasteten. Müßiggang sey stets die Mutter aller Laster und die Quelle alles Unglücks.

Die Fee beschloß daher, um sie vor jedem Rückfalle zu bewahren, und damit sie die verlorene Zeit wieder einbringen könnten, sie auf die richtige Weise zu beschäftigen. Sie überließ nunmehr den beiden Prinzessinnen die gröbsten und gemeinsten Arbeiten, und ohne Rücksicht auf ihre weiße Haut schickte sie sie in den Garten, um Erbsen zu pflücken und Unkraut zu jäten. Langeweile konnte ihre Verzweiflung nicht unterdrücken, zu einem solchen, ihren Neigungen widerstrebenden Leben, gezwungen zu seyn; sie starb bald aus Ermattung und Kummer. Plaudertasche fand Gelegenheit zu entwischen, allein sie rannte Nachts mit dem Kopfe an einen Baum, und starb an der Wunde in der Hütte armer Bauersleute.

Das gute Gemüth Schlauchens trauerte sehr bei der Nachricht von dem Tode ihrer Schwestern, aber inmitten ihrer Trauer erfuhr sie, daß der Prinz

Schönhold ihre Hand als Gattin begehrt, und daß sie ihm der König bewilligt habe, ohne sie weiter darum zu fragen. In jener Zeit wurde wenig nach wechselseitiger Zuneigung von den Eltern gefragt. Schlauchen erzitterte bei dieser Nachricht; denn sie besorgte, und wie die Leser wissen, nicht ohne Grund, daß der Haß des Bruders gegen sie, sich in dem Herzen ihres Bräutigams fortgepflanzt haben würde, da er den Verstorbenen ja so sehr liebte. Sie muthmaßte gleich, daß der junge Prinz sich ihrer nur bemächtigen wollte, um sie dem Bruder zu opfern. Voll von diesen Besorgnissen eilte sie zur weisen Fee, sich Raths zu erholen. Diese schätzte Schlauchen in eben so hohem Grade, als sie Plaudertasche und Langeweile verachtet hatte.

Die Fee wollte jedoch der Prinzessin keinen bestimmten Rath ertheilen.

„Prinzessin, sagte sie, Ihr seyd klug und besonnen, und habt bis jetzt stets mit solchem Glücke das rechte Mittel ergriffen, daß ich Euch nur darauf Acht zu geben bitte: daß Vorsicht in Euerm Falle die Mutter der Sicherheit genannt werden kann. Erinnert Euch stets dieses Spruches, und Ihr werdet ohne meine Kunst dennoch glücklich werden.“

Da Schlauchen nichts Anderes von der Fee heraus-

bringen konnte, so verließ sie dieselbe und kehrte in heftiger Bewegung in den Palast zurück.

Einige Tage später erschien ein Gesandter des Königs Mildvoll, der sich, wie dieses bei Höfen üblich ist, für den Prinzen Schönhold mit der Prinzessin trauen ließ. Darauf führte man sie in einem prächtigen Wagen zu ihrem jungen Gatten. In den zwei ersten Städten des Königreichs, die sie auf ihrer Reise berührte, wurde sie mit Glanz und Pracht und vielen Ceremonien empfangen, in der dritten endlich fand sie den Prinzen selbst, der auf Befehl seines Vaters ihr entgegen gereist war. Man verwunderte sich sehr über die Traurigkeit, die sich in dem ganzen Wesen des Prinzen aussprach, statt bei dem Herannahen der Hochzeit mit einer so liebenswürdigen Prinzessin nur Lust und Freudigkeit zu zeigen. Der alte König selbst schmählte ihn darüber und hatte ihn eben deswegen, gegen seinen Willen, der Prinzessin entgegen geschickt.

Als der Prinz sie erblickte, ward er von ihrer Liebenswürdigkeit in großes Erstaunen gesetzt; er machte ihr ein Compliment, benahm sich aber dabei so verwirrt, daß die Gesandten und anderen Hofherren, denen es bekannt war, wie fein sich dieser Prinz sonst zu benehmen wußte, nichts anderes dachten, als daß er vor lauter Liebe alle Geistesgegenwart

verloren habe. Indessen jubelte die gesammte Einwohnerschaft der Hauptstadt und überall wurden Concerte vernommen, und das Knallen und Zischen der Raketen und Schwärmer. So wurde denn auch die Hochzeit durch herrliche Feste begangen, bis man endlich, nach einem Bankett, die Neuvermählten nach ihren Gemächern geleitete.

Die Prinzessin, die fortwährend den Spruch der Fee im Kopfe hatte: daß nämlich Vorsicht die Mutter der Sicherheit genannt werden könne, überdachte ihren Plan reiflich und sorgfältig. Sie hatte eine Kammerfrau bestochen, welche den Schlüssel zu ihrem Gemache besaß. Dieser gab sie Befehl, Stroh, eine Blase, das Blut von einem Lamme, und die Eingeweide von irgend einem Thiere, das zum Nachtessen geschlachtet worden war, dort hinzubringen. Hierauf begab sich die Prinzessin unter einem Vorwande in dies Cabinet. Sie machte eine Puppe aus dem Stroh, und steckte die Eingeweide nebst der Blase, mit dem Blute gefüllt, hinein. Dann zog sie dieser Puppe eines ihrer Nachtkleider an, und setzte ihr eine Schlafhaube auf. Nachdem sie dies vollendet hatte, begab sie sich wieder zur Gesellschaft, und bald wurde das junge Paar in das Schlafzimmer geführt. Nachdem das Geschäft der Toilette vorüber war, nahm die Ehrendame die silbernen Armleuchter

und zog sich zurück. Kaum war dies geschehen, so legte Schlauchen die Strohpuppe in das Bett und verbarg sich in einem Winkel.

Der Prinz seufzte zwei bis dreimal laut und vernehmlich, dann ergriff er seinen Degen und stieß ihn der vermeintlichen Prinzessin mitten durch den Leib. Da fing das Blut an zu strömen, er fühlte es und die Strohpuppe lag ohne Bewegung da.

„Was hab' ich gethan! rief schmerzvoll der Prinz, nach langen Zweifeln und Ueberlegungen, hab' ich denn endlich doch ein Verbrechen begangen, um meinen Schwur zu halten. Ich habe einer Prinzessin das Leben geraubt, der ich meine Liebe weihen sollte! Ihre Tugenden hatten mich entzückt, seitdem ich sie das erstemal gesehen und dennoch vermochte es nicht, mich von einem Eide zu entbinden, den ein Bruder in seiner Wuth mir auf unwürdige Weise durch List, abgenöthigt hatte. Ist es möglich, deshalb ein Weib zu strafen, daß es tugendhaft war und Alles anwandte, um Fallstricken zu entgehen? Jetzt, Bruder, habe ich deinem ungerechten Hasse ein Genüge gethan, nun will ich aber der edeln Prinzessin ein Opfer bringen, ich will es ihr bringen durch meinen Tod! Ja, Geliebte! derselbe Degen ....“

Hier vernahm das versteckte Schlauchen, wie der Prinz den Degen, den er fallen gelassen, im Finstern

herumtappend, suchte, um ihn auch sich durch den Leib zu stoßen. Allein sie wollte diese Thorheit natürlich verhindern, und schrie daher plötzlich: „Nein, Prinz, ich bin nicht todt! Ich wußte im Voraus, daß Sie den Schritt bereuen würden, und deshalb hab' ich Ihnen denselben durch eine unschuldige Täuschung nicht begehen lassen!"

Hierauf trat sie aus dem Versteck und erzählte dem Prinzen die Geschichte mit der Strohpuppe. Der Prinz war hocherfreut, daß sie noch lebte, und bewunderte ihre große Geistesgegenwart in allen Fällen des Lebens; zugleich begriff er nicht, wie er so schwach hatte seyn können, seinen Schwur zu halten, den ihm eine List abgenöthigt hatte.

Sie liebten sich nun um so herzlicher, und waren ein sehr glückliches Ehepaar; Schlauchen blieb aber, wenn auch nicht in Bezug auf ihren Gatten, dem Grundsatze der Fee getreu: daß Vorsicht die Mutter der Sicherheit sey.

Stummwittchen.

Es war einmal ein sehr vornehmer Herr, der war mit einer schönen Dame lange Jahre verheirathet und die hatten keine Kinder. Da sie reich und geachtet waren und sich doch nicht glücklich fühlten, so glaubten sie, daß die fehlenden Kinder daran Schuld seyen. Denn Kinder, wenn sie artig und fleißig sind, können allerdings viel zum Glücke ihrer Eltern beitragen. Endlich, da sie sich so sehr grämten, erhörte der Himmel ihr Flehen und beschenkten sie mit einem Töchterchen. Alle Feen, die in dem Lande wohnten, kamen herbei, um es mit holden Gaben zu beschenken. Die Eine schenkte ihm Engelschönheit, die Andere das Talent, entzückend zu tanzen, eine Dritte immerwährende Gesundheit, eine Vierte durchdringenden Geist. Man kann denken, wie sehr sich die Mutter darüber freute, denn was konnte einem Kinde

wohl Besseres geschenkt werden. Man setzte sich zur Tafel, um die gütigen Feen zu regaliren; allein kaum war das halbe Gastmahl vorüber, so trat ein Diener in den Saal und meldete die Königin der Feen, welche so eben vorüber reiste und einen Besuch abstatten wollte. Alle anwesenden Feen erhoben sich sogleich, um ihrer Königin entgegen zu eilen, allein sie bemerkten sogleich eine so ernste Miene an ihr, daß sie sich furchtsam zurückzogen.

„Schwestern, hub die Feenkönigin an, nachdem sie sich gesetzt hatte, auf solche Art wendet Ihr die Macht an, die Euch vom Himmel verliehen ist? Nicht eine von Euch dachte daran, dieses Kind mit einem guten Herzen, mit tugendhaften Gesinnungen zu beschenken? Ich will versuchen, dem Uebel, das Ihr angerichtet habt, kräftig zu begegnen; ich begabe sie mit Stummheit, bis daß sie zwanzig Jahre alt geworden seyn wird. Ich wollte, es stände in meiner Macht, sie der Sprache für immer zu berauben."

Nach diesen Worten verschwand die Königin der Feen und ließ die Eltern des Mädchens in großer Verzweiflung zurück, da sie sich nichts Schrecklicheres denken konnten, als ein stummes Kind zu haben.

Stummwittchen, wie sie nun das arme Wesen nannten, ward übrigens von Tag zu Tage schöner; mit zwei Jahren strengte sie sich übermäßig an, einige

Worte herauszubringen, allein vergeblich; doch deuteten ihre niedlichen Bewegungen an, daß sie recht wohl verstand, was man zu ihr sagte. Allein was half das! Trotz ihres Verstandes war sie nicht im Stande zu sprechen. Sie bekam allen nur möglichen Unterricht von den besten Meistern, und sie machte auch ganz bewundernswerthe Fortschritte. Durch Zeichen konnte sie sich verständlich machen, und Alles, was sie wollte, erklären und erzählen. Anfänglich erregte dies Bewunderung; allein der Vater, der gesunden Menschenverstand besaß, sprach zu seiner Frau: „Höre, Kind, Du mußt darauf Acht haben, daß Stummwittchen keine übeln Eigenschaften annimmt; sie ist ein Spion. Wozu brauchen wir denn wohl Alles zu wissen, was in der ganzen Stadt sich zuträgt? Man hütet sich nicht vor ihr, weil sie noch ein Kind ist, das noch überdies nicht sprechen kann, und doch erzählt sie auf ihre Weise Alles wieder, was sie sieht und hört. Das muß man ihr abgewöhnen, denn solche Hinterbringereien sind abscheulich."

Die Mutter, die wie vernarrt in Stummwittchen war, und von Natur zur Neugierde große Anlagen hatte, erwiderte, daß er so eigentlich das Kind gar nicht recht liebe, weil es den Fehler habe, stumm zu seyn, und daß das arme Geschöpf schon unglücklich genug hiedurch sey und man ihm deshalb nichts verbieten könne,

ohne die gröbste Hartherzigkeit an den Tag zu legen. Allein der Vater, der auf diese Ausreden nichts gab, nahm Stummwittchen auf sein Zimmer und sprach:

„Mein liebes Kind, Du machst mir großen Verdruß. Die gute Fee, die Dich mit Stummheit bestrafte, wußte gewiß, daß Du eine Stadtklatsche werden würdest; allein das hat ihre Weisheit doch nicht vorausgesehen, daß Du Dich durch Zeichen eben so verständlich machen kannst? Weißt Du aber, was geschehen wird? Alle Welt wird Dich hassen; man wird Dich fliehen wie die Pest und zwar mit Recht; denn durch Klatschsucht stiftet man die größten Uebel. Ein Klatscher bringt Alles durcheinander und entzweit die besten Freunde. Wenn Du Dich in diesem Falle nicht besserst, so wollte ich lieber, daß Du auch taub und blind werden möchtest."

Stummwittchen war nicht schlecht, und nur aus Unbesonnenheit erzählte sie wieder, was sie gesehen hatte, und so versprach sie denn auch jetzt ihrem Vater Besserung. Sie hatte wirklich die beste Absicht, das, was sie gelobt hatte, zu halten; allein nach zwei oder drei Tagen hörte sie, daß eine Dame sich über eine ihrer Freundinnen lustig machte, und sogleich nahm sie eine Feder und schrieb Alles auf, was sie gehört hatte. Dabei hatte sie es mit so viel Geist gethan, daß ihre Mutter sich nicht des Lachens beim

Lesen enthalten konnte, auch lobte sie dabei den guten Styl ihrer Tochter. Stummwittchen besaß Eitelkeit und freute sich so sehr über die Lobsprüche ihrer Mutter, daß sie von jetzt an Alles, was sie bemerkte, aufzuschreiben anfing. Was aber ihr Vater ihr vorausgesagt hatte, traf nun richtig ein: alle Welt haßte sie. Man verbarg sich sogleich, wo sie erschien, man sprach leise, wo sie eintrat, und man mied die Gesellschaften, wo man voraussetzte, sie anzutreffen. Zu ihrem Unglücke starb ihr Vater, als sie kaum zwölf Jahre alt war, und da nun Niemand mehr ihr den abscheulichen Fehler des Klatschens vorwarf, gewöhnte sie ihn sich immer mehr und mehr an, so daß sie zuletzt gar nicht mehr daran dachte. Den ganzen Tag spionirte sie die Dienstboten aus, die sie Alle wie den Tod haßten; war sie im Garten, so stellte sie sich schlafend, um das Gespräch derjenigen zu belauschen, die an ihr vorübergingen. Da nun aber Mehre zugleich sprachen und weil sie nicht Alles behalten konnte, was sie auf solche Weise hörte, so schrieb sie den Anfang eines Gespräches auf, ohne daß sie das Ende gehört hätte, und manchmal das Ende, ohne den Anfang zu kennen. So kam nun durch sie viel Falsches, Halbes, Unwahres in Umlauf; keine Woche verging, in der sich nicht zwölf Zwistigkeiten und Zänkereien in der Stadt anspannen, und wenn man

den Dingen auf den Grund kommen wollte, so war es immer eine Klatscherei Stummwittchens, welche die Ursache davon war. Sie entzweite ihre eigene Mutter mit allen ihren Freundinnen, und machte, daß drei bis vier Personen geprügelt wurden.

Dies währte, bis sie ihr zwanzigstes Jahr erreicht hatte. Diesen Tag erwartete sie mit großer Ungeduld, um dann recht nach Herzenslust sprechen zu können. Endlich erschien dieser Augenblick, und die Königin der Feen mit ihm. Sie stellte sich mit Ernst und Würde vor Stummwittchen hin und sprach:

„Bevor ich Dir den Gebrauch der Sprache gebe, die Du — ich weiß es im Voraus — mißbrauchen wirst, will ich Dir alles Böse vor die Augen führen, was Du bis jetzt angerichtet hast.“

Zugleich enthüllte sie vor ihren Blicken einen Spiegel. Hier erblickte sie zuerst einen Mann nebst drei Kindern, welche um Almosen baten.

„Diesen Mann kenne ich nicht, waren die ersten Worte, die Stummwittchen jetzt aus ihrem schönen Munde hören ließ; welches Uebel soll ich ihm denn zugefügt haben?“

„Er war ein reicher Kaufmann, antwortete die Fee, der in seinen Magazinen viele Waaren hatte; allein es fehlte ihm an baarem Gelde. Dieser Mann kam zu Deinem Vater, um von ihm eine Summe zu borgen, mit

der er einen Wechsel bezahlen wollte; Du horchtest an der Thüre des Cabinets, und theiltest dann die Lage dieses Kaufmanns jenen Personen mit, denen er schuldig war. Dadurch stürztest Du seinen Credit. Ein Jeder wollte bezahlt seyn, und als endlich die Gerichte sich in die Sache mischten, wurde Alles verkauft, was er besaß, und er und seine Kinder sind jetzt seit neun Jahren zum Betteln gezwungen."

„Ach, mein Gott, was muß ich hören! rief Stummwittchen, ich bin in Verzweiflung, daß ich solch ein Verbrechen begangen habe. Aber ich bin reich, ich will das Uebel wieder gut machen, und dem Manne wieder Alles ersetzen, was ihm meine Unbesonnenheit geraubt hat."

Hierauf erschien eine schöne Frau in einem Gemache, dessen Fenster mit Eisenstäben vergittert waren. Sie lag auf Stroh; ein Wasserkrug und ein Stück Brod neben ihr. Ihre langen schwarzen Haare fielen auf die Schultern, und ihr Antlitz war in Thränen gebadet.

„Himmel! schrie Stummwittchen, ich kenne diese Frau; ihr Mann hatte sie in ein fernes Land geführt, und dann zurückgeschrieben, daß sie todt sey. Wär's denn wohl möglich, daß auch ich das unglückliche Loos dieser Frau verschuldete?"

„Ja, sprach die Fee. Allein das Schrecklichste ist,

daß Du auch den Tod eines Mannes seitdem verschuldet hast, den der Gatte dieser Frau tödtete. Erinnerst Du Dich wohl, wie Du eines Abends im Garten Dich auf eine Bank setztest, und thatst, als ob Du schliefest, blos um zu hören, was zwei Personen sprachen. Damals hörtest Du, daß sie sich liebten, und erzähltest es sogleich der ganzen Stadt. Dies Gerücht kam dem Gatten der Frau zu Ohren, der stark von Eifersucht geplagt wurde. Er tödtete den Andern, und führte seine Frau in ein fremdes Land. Hierauf verbreitete er die Nachricht von ihrem Tode, um sie desto härter quälen zu können. Und dennoch war die Unglückliche unschuldig. Der fremde Cavalier sprach zwar mit ihr von Liebe, allein von einer Liebe, die er für eine ihrer Muhmen empfand, die er zu heirathen beabsichtigte. Wie sie nun so leise darüber sprachen, konntest Du nur die Hälfte ihrer Unterredung erhaschen, und dies war die Ursache so gräßlicher Ereignisse."

„Ach, rief Stummwittchen schmerzhaft aus, ich bin eine Verbrecherin, die nicht werth ist, das Tageslicht zu sehen!"

„Warte noch mit dem Verdammungsurtheil Deiner selbst, bis Du die ganze Größe Deiner Verbrechen kennen wirst, erwiderte die Fee. Betrachte einmal diesen hier in dem Kerker, mit Fesseln belastet.

Du verrietheſt eine ſehr unſchuldige Aeußerung, die dieſer Mann einſt that, und weil Du auch dieſe falſch verſtanden hatteſt, ſo glaubteſt Du ihn im Einverſtändniſſe mit den Feinden des Königs. Ein junger leichtſinniger Menſch und eine Frau, die eben ſo gern klatſchte wie Du, welche Beide den armen Mann, den Du hier ſiehſt, nicht leiden konnten, wiederholten nicht nur, was Du ihnen mittheilteſt, ſondern ſetzten ſogar noch Vieles hinzu, und ſo wurde er denn eingekerkert. Sollte er jemals wieder die Luft der Freiheit athmen, ſo kannſt Du wohl glauben, daß er ſich auf die blutigſte Weiſe an denjenigen rächen wird, die ihm ſeine Leiden bereitet haben."

Hierauf zeigte die Fee noch mehre Domeſtiken ohne Herrſchaft, Ehemänner ohne Frauen, enterbte Kinder, Alle Opfer der unſeligen Leidenſchaft Stummwittchens. Dieſe war untröſtlich darüber, und verſprach ernſtlich, ſich zu beſſern.

„Du biſt zu alt, um dieſe Fehler ganz abzulegen, ſagte die weiſe Fee, was man bis zu zwanzig Jahren nährte, kann man ſpäter nicht laſſen, wenn man es auch gern wollte. Ich kenne nur ein Mittel, das Du ergreifen mußt. Während zehn vollen Jahren mußt Du nicht allein wieder ſtumm werden, ſondern auch taub und blind ſeyn. Dann haſt Du Zeit, in unge-

störter Ruhe über alles Böse nachzudenken, was durch Dich in dieser Welt entstanden ist."

Stummwittchen mangelte der Muth, in ein so fürchterliches Mittel zu willigen. Sie versprach jedoch, nichts zu verabsäumen, schweigsamer zu werden. Da kehrte ihr die Fee den Rücken, ohne ihre Betheuerungen anzuhören, denn sie wußte zu gut, daß sie die dargebotenen Mittel wohl ergreifen würde, wenn sie mit ernstem Willen an ihre Besserung dächte. Man weiß ja wohl, daß viele Leute stets die Worte im Munde führen: „Ich bin recht betrübt darüber, daß ich naschhaft, böse, falsch u. s. w. bin, und wünsche von ganzem Herzen, mich bessern zu können."

Solche Leute lügen und betrügen sich selbst, denn wenn man ihnen sagt, das und das müßt ihr thun, um euch von euern Untugenden zu befreien, so antworten sie: „Das ist zu schwer, und es wird wohl ohne das auch möglich seyn." Sie meinen gewöhnlich, Gott werde ein Wunder bewirken und sie plötzlich heilen, ohne daß sie sich im Geringsten dabei zu bemühen hätten.

Eben so dachte auch Stummwittchen; jedoch bessert man sich nicht durch den guten Willen allein. Da sie von allen Personen, die sie kannten, völlig verabscheut wurde, obgleich sie schön, klug und talentvoll war, so beschloß sie, nach einem andern Lande zu

reisen. Sie verkaufte ihr Hab' und Gut, und reiste mit ihrer schwachsinnigen Mutter ab. So kamen sie denn nach einer großen Stadt, wo man anfänglich von Stummwittchen's Vorzügen ganz bezaubert war. Verschiedene vornehme Herren wollten um sie freien und sie wählte auch bald einen von ihnen, den sie zärtlich liebte. Ein Jahr lang lebte sie sehr glücklich mit ihrem Gatten.

Da die Stadt, welche sie bewohnte, sehr groß war, so konnte man nicht gleich dahinter kommen, daß sie so klatschsüchtig war; denn die Leute, mit welchen sie umging, kannten sich einander nicht genauer. Eines Tages aber, nachdem sie gespeist hatte, sprach ihr Gatte von verschiedenen Personen. Er äußerte, daß einer seiner Bekannten es nicht eben sehr ehrlich meine, und daß er mehre nicht schöne Handlungen von ihm verüben gesehen habe. Zwei Tage darauf befand sich Stummwittchen auf einem glänzenden Maskenball, als ein Herr in einem Domino sie zum Tanzen aufforderte, und sich nach dem Tanze zu ihr setzte. Da sie gut zu sprechen verstand, unterhielt er sich gern mit ihr, um so mehr, da sie alle scandalösen Stadtgeschichten kannte und sie sehr geistreich und witzig vortrug. Die Frau desjenigen, von dem ihr Mann kürzlich übel gesprochen hatte, tanzte an ihnen vorüber.

„Es ist schade, sagte Stummwittchen zu ihrem Tänzer im Domino, daß diese hübsche Frau an einen so schlechten Menschen verheirathet ist.“

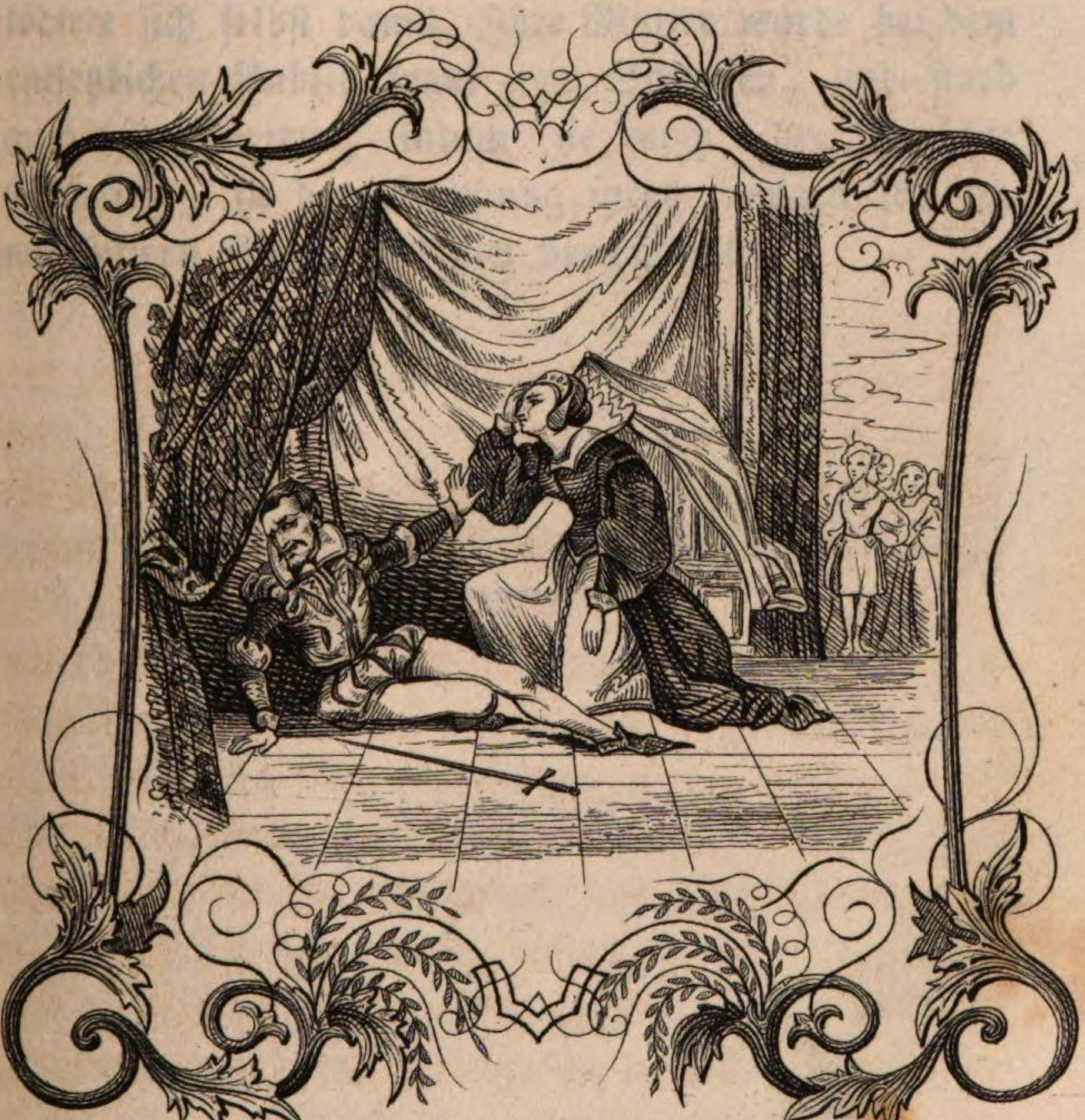
„Kennen sie den Mann, von dem sie schlecht sprechen?“ fragte sie die Maske.

„Nein, erwiderte Stummwittchen, aber mein Gatte, der ihn sehr genau kennt, hat mir verschiedene schlechte Streiche von ihm mitgetheilt.“

Und nun erzählte sie ohne Umschweife Alles, was ihr Mann ihr im Vertrauen mitgetheilt hatte, und fügte, nach ihrer übeln Gewohnheit, noch viel Erdichtetes hinzu, um ihren Geist und ihr Erzählungstalent nur recht im hellsten Licht zu zeigen. Die Maske hörte mit großer Aufmerksamkeit zu, und dies bestärkte sie noch darin, daß sie ganz vortrefflich erzähle. Nachdem sie geendet, stand der Unbekannte auf, und eine Viertelstunde später benachrichtigte man Stummwittchen, daß ihr Gatte im Sterben liege, weil ihn Jemand, dessen guten Ruf er zerstört, im Duell verwundet habe. Stummwittchen lief in Verzweiflung zu dem Sterbenden, der nur noch wenige Minuten zu leben hatte.

„Fort von mir, verworfenes Geschöpf! rief er ihr entgegen, Deine schwatzhafte Zunge raubt mir das Leben!“

Dies waren seine letzten Worte; dann gab er den



Geist auf. Stummwittchen, die ihn bis zum Wahnsinn liebte, ergriff das Schwert ihres Gatten und tödtete sich selbst damit. Ihre Mutter wurde bei dem entsetzlichen Anblick krank vor Schrecken, und starb auch in Kurzem, indem sie noch ihre thörichte Schwäche, in der Erziehung ihres einzigen Kindes, mit bittern Gewissensbissen verwünschte.

Die gute kleine Maus.

Es war einmal ein König und eine Königin, die sich so zärtlich liebten, daß sie einander sehr glücklich machten. Ihre Herzen und Gesinnungen waren stets in gleicher Stimmung, und sie gingen alle Tage auf die Jagd, um Hasen und Rehe zu schießen. Manchmal fischten sie auch und fingen Hechte und Karpfen; dann tanzten sie, oder gaben große Mahlzeiten, wo sie delicate Braten und Kuchen aßen. Sie hatten auch ein Theater, wo Komödien und Schauspiele gegeben wurden; sie lachten, scherzten, sangen und unterhielten sich auf tausend verschiedene Arten, kurz, sie waren die glücklichsten Menschen von der Welt. Ihre Unterthanen folgten dem Beispiele ihres Herrscherpaares und vergnügten sich auch, so gut sie konnten, und aus diesem Grunde nannte man das ganze Königreich das Land der Freude.

Nun geschah es, daß ein Nachbar des lustigen Königs einem ganz andern Lebenswandel zugeneigt war. Er war ein erklärter Feind des Vergnügens und wollte nur Wunden, Trauer, Qualen und Schmerzen um sich sehen; er sah finster und mürrisch aus, hatte einen großen Bart, tiefliegende Augen, er war mager und dürr, stets schwarz gekleidet, seine Haare standen ihm zu Berge, und waren fettig und ungekämmt. Wenn man sich bei ihm einschmeicheln wollte, so mußte man unschuldige Wandersleute todtschlagen; er selbst köpfte oder henkte die Verbrecher, und es ergötzte ihn, recht viel Böses zu thun. Wenn eine gute Mutter irgendwo ein liebes Kind besaß, so ging er hin und drehte ihm vor ihren Augen den Hals um. Dies Königreich wurde das Land der Thränen genannt.

Dieser böse König hatte nun von den Lustbarkeiten des Königs Lustig gehört, und wurde daher sehr eifersüchtig über das Glück desselben. Er beschloß, ein großes Heer zusammenzubringen, und einen Einfall in den Nachbarstaat zu unternehmen. Als er damit zu Stande war, zog er gegen die Gränzen des Königs Lustig. Dieser ergriff sogleich seine Maßregeln, allein die Königin fürchtete sich entsetzlich und sagte: „Gnädigster Herr und Gemahl, wir müssen fliehen. Wir wollen noch recht viel Geld mitnehmen,

damit wir zu leben haben, und dann so weit gehen, als unsere Füße uns tragen."

Der König aber erwiderte: „Pfui, mein Kind, dazu habe ich zu viel Muth; man muß eher sterben, als vor dem Feinde entfliehen."

Er versammelte hierauf alle seine Bewaffneten, nahm zärtlichen Abschied von der Königin, bestieg ein schönes Pferd und marschirte dem Feinde entgegen.

Sobald die Königin ihren Gemahl aus dem Gesichte verloren hatte, fing sie an schmerzlich zu weinen, faltete die Hände und sprach: „Ach, wenn der König in diesem Kampfe getödtet wird, so bin ich Wittwe, und werde gefangen, und der König Bösewicht wird mir tausend Leiden zufügen und meinem Kindchen auch, das ich unter dem Herzen trage."

Dieser Gedanke ließ sie nicht essen noch schlafen. Sie schrieb täglich ihrem Gemahl, um sich nach seinem Wohlbefinden zu erkundigen. Als sie eines Morgens über die Gartenmauer in's Feld hinunter sah, erblickte sie einen Kurier, der galoppirend daher kam. Ho, ho! Kurier! schrie sie ihm zu, was giebt's für Neuigkeiten?"

„Der König ist getödtet, rief dieser zurück, die Schlacht ist verloren, und König Bösewicht wird in einem Augenblick hier seyn!"

Da fiel die arme Königin in Ohnmacht; man trug sie in's Haus und legte sie auf's Bett; alle Damen umstanden sie weinend; man riß sich die Haare aus und verging vor Schmerz; ein Jeder hatte einen Angehörigen in der Schlacht verloren; kurz, es war eine recht herzbrechende Geschichte.

Plötzlich vernimmt man ein fürchterliches Geschrei: „Diebe! Mörder!" Dies bezeichnete die Ankunft des Königs Bösewicht, der mit allen seinen unglücklichen Unterthanen hereinzog. Was ihnen begegnete, wurde ohne Unterschied niedergemacht.

Der König selbst ging gleich auf das Gemach der Königin los. Als sie ihn eintreten sah, fürchtete sie sich so sehr, daß sie sich ganz in die Betten steckte und die Decke über den Kopf zog. Er rief sie zwei, dreimal beim Namen, allein sie gab keinen Laut von sich. Dies machte ihn böse, sehr böse, und er sagte: „Ich glaube, daß Du meiner spottest; weißt Du, daß ich Dich erwürgen kann?"

Es dauerte nicht lange, so hatte er sie entdeckt; er riß ihr die Nachthaube herunter, daß ihre schönen Haare auf die Schultern herabfielen. Er wand sie dreimal um seine Hände, und warf sie dann wie einen Kartoffelsack auf den Rücken. So trug er sie fort, bestieg sein großes Pferd, welches ganz schwarz war, und schrie immerfort zwischen ihre herzbrechen=

den Klagen: „Schrei und klage nur zu! das macht mir den köstlichsten Spaß!“

Er ritt mit ihr in sein Land und fluchte während der Reise, und schwur, daß sie sterben müsse. Als er angekommen war, wollte er die arme Königin sogleich aufknüpfen lassen; als man ihm aber bemerkte, daß sie bald Mutter werden würde, stand er von seinem Vorhaben ab.

„Ist's eine Tochter, sprach er zu sich selbst, die sie zur Welt bringen wird, so verheirathe ich sie mit meinem Sohne.“ Hierauf sandte er zu einer Fee, die nicht weit von seinem Königreiche wohnte, um über das künftige Geschlecht des Kindes Kunde einzuziehen. Als die Fee gekommen war, nahm er sie besser auf, als es seine Weise war, dann führte er sie in einen Hof, wo die Königin ein kleines, abscheuliches Zimmer bewohnte. Dort lag sie auf der Erde, auf einer Matratze, die nicht zwei Pfennige werth war, und weinte Tag und Nacht.

Als die Fee sie sah, wurde sie sehr von dem Anblicke gerührt; sie machte ihr einen artigen Knix, und sagte ihr leise, indem sie sie umarmte: „Nur Muth, Frau Königin, Euere Leiden werden bald enden, und ich hoffe, dazu beitragen zu können.“ Die Königin wurde durch diese Worte ein wenig aufgerichtet, und bat sie, Mitleid mit einer unglücklichen Fürstin

zu haben, die einst so selig war im Besitze ihres Gatten, und jetzt so überaus elend sey. Sie unterhielten sich leise, als mit einem Male König Bösewicht ausrief: „Schon genug der Komplimente; ich habe Euch nur hieher kommen lassen, um mir zu sagen, ob diese Sclavin einen Sohn oder eine Tochter gebähren wird?"

Darauf erwiderte die Fee: „Eine Tochter wird sie gebähren, eine Prinzessin, die schöner und geistreicher seyn wird, als je eine auf Erden wandelte."

„Wäre sie das nicht, sprach der Bösewicht, so würde ich sie mit ihrer Mutter zusammenbinden und in's Wasser werfen lassen. Das könnt Ihr nur glauben!" —

Hierauf entfernte er sich mit der Fee und sah die arme Königin nicht einmal an, die bitterlich weinte und zu sich sagte: „Ach, was soll ich nun beginnen? Wenn ich ein solches Töchterlein bekomme, so wird er es seinem abscheulichen Sohne geben, und ist es nicht lieblich und hold, so läßt er uns alle Beide in's Wasser werfen. Zu welchem Aeußersten bin ich hingerathen? Ach, wenn ich doch nur mein Kind irgendwo verbergen könnte, damit er es nie erblickt."

Indeß rückte die Zeit näher, wo die kleine Prinzessin zur Welt kommen sollte, und die Unruhe der Königin wuchs in dem Grade; sie hatte Niemand,

dem sie ihre elende Lage mittheilen und der sie trösten konnte. Der Kerkermeister, dem sie anvertraut war, reichte ihr nicht mehr, als drei in Wasser gekochte Erbsen auf den ganzen Tag, um ihren Hunger zu stillen; dazu bekam sie einen Bissen schwarzes Brod. Bei dieser Kost kann man nicht eben fett werden, und sie wurde auch in der That so mager und schlank wie ein Häring, und hatte nichts mehr als Haut und Knochen.

Als sie nun eines Abends da saß und spann, denn der böse König, der sehr geizig war, ließ sie Tag und Nacht arbeiten, erblickte sie plötzlich aus einem kleinen Loch ein Mäuschen hervorkriechen, das unaussprechlich schön war. Sie sprach zu dem Mäuschen: „O Du armes Thierchen, was kommst Du hier zu suchen? ich selbst bekomme ja nicht mehr, als drei Erbsen für den ganzen Tag; wenn Du nicht fasten willst, so mache, daß Du fortkommst."

Allein die gute kleine Maus lief hierhin, dorthin, tanzte, sprang wie ein Aeffchen, und die Königin vergnügte dieser Anblick so sehr, daß sie ihr die letzte von den drei Erbsen hinreichte, die sie sich zum Abendessen aufgespart hatte.

„Da, nimm, kleines Mäuschen, sagte sie, friß, ich habe selbst nicht mehr, und gebe es Dir aus gutem Herzen!"

Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, so sah sie, zu ihrer nicht geringen Verwunderung, ein köstlich gebratenes Rebhuhn vor sich auf dem Tische stehen, und daneben einen Teller mit Compot auf der einen, und einen mit Kartoffelsalat auf der andern Seite. „Wahrhaftig, rief sie aus, eine gute That bleibt doch niemals unbelohnt!" Dann schnitt sie sich ein Stückchen von der Brust des Rebhuhns ab und wollte essen, aber vom langen Fasten hatte sich ihr Appetit vollkommen verloren. Sie gab dem Mäuschen ein wenig Compot, und dieses fraß es nicht nur auf, sondern sprang dann noch viel schöner, als es vorher gethan.

Am andern Morgen brachte frühzeitig der Kerkermeister die drei Erbsen für die Königin. Er hatte sie in eine große Schüssel gelegt, um über die Unglückliche zu spotten. Da nahete sich die kleine Maus sachte, und fraß nicht nur alle drei Erbsen auf, sondern das Brod dazu. Als die Königin frühstücken wollte, fand sie nichts mehr, und war recht böse auf die Maus. „Das ist doch ein recht verwünschtes Thier, sprach sie, wenn sie so fortmacht, werde ich vor Hunger sterben müssen."

Hierauf ging sie zornig zum Tische, um die leere Schüssel wegzustellen. Wie erstaunte sie aber da, als sie sie voll guter Dinge sah, die prächtig schmeckten.

Allein während des Essens kam es ihr plötzlich in den Sinn, daß vielleicht in wenigen Tagen der König Bösewicht ihr Kind ermorden lassen würde, und da ließ sie Alles liegen und setzte sich in den Winkel, um zu weinen. Sie hob die Blicke zum Himmel und rief: „Soll es denn für mich kein Mittel mehr zur Rettung geben?"

Indem sie diese Worte leise sprach, sah sie, wie die kleine Maus mit Strohhälmchen spielte; sie nahm davon, und fing an sie zusammenzuflechten.

„Wenn ich genug Stroh haben werde, so will ich daraus ein Körbchen machen, um mein Kind hineinzulegen und es dann der ersten besten mitleidsvollen Person übergeben, die eben vorübergeht."

So arbeitete sie denn flink und muthig fort; Stroh hatte sie vollauf, denn die Maus schleppte aus allen Winkeln welches herbei. Dafür überließ ihr die Königin täglich die drei Erbsen, wofür sie denn wieder die feinsten Ragouts erhielt. Sie mußte sich recht sehr darüber verwundern, und zerbrach sich den Kopf, wer ihr wohl die herrlichen Speisen aus seiner Küche schicke.

An einem schönen Morgen sah die Königin zum Fenster hinaus, um die Höhe zu messen, wie lang sie den Strick machen müsse, an dem der Korb befestigt werden sollte; da gewahrte sie unten eine

kleine gute Frau, die sich auf ihren Stab stützte und zu ihr sprach: „Ich kenne Euer Leid, Frau Königin, wenn Ihr es wollt, so kann ich Euch helfen."

„Ach, meine gute Frau, erwiderte die Königin, das wird mir allerdings sehr lieb seyn; kommet doch von nun an jeden Abend hieher, an diese Stelle, bis daß ich Euch mein armes Kindlein in einem Korbe werde hinabgelassen haben; Ihr sollt es pflegen, und wenn ich einmal wieder zu etwas kommen sollte, so will ich Euch Euere Mühe reichlich belohnen."

„Ich bin nicht eigennützig, sprach hierauf die Alte, allein ich bin näschig. Vor Allem esse ich gern ein rundes, fettes, wohlgenährtes Mäuschen. Wenn Ihr vielleicht ein solches fangen könnt, so tödtet es und werft es mir herunter. Ich werde Euch dafür dankbar seyn und Euer kleines Kind soll gewiß gut gehalten werden."

Als die Königin diese Worte vernahm, fing sie an zu weinen, und konnte nichts antworten. Die Alte wartete ein Weilchen, dann fragte sie, warum die Königin weine. „Ach, sagte diese, weil ich nur ein Mäuschen kenne, das täglich mich besucht, aber das ist so artig und liebenswürdig, daß ich nicht im Stande wäre, es zu tödten."

„Was! rief hier die Alte in Zorn ausbrechend, so liebt ihr denn solch eine kleine spitzbübische Mau-

mehr, als Euer eigenes Kind? solch eine Maus, die Alles benagt und benascht? Gut, so habe ich auch kein Mitleiden mit Euch, bleibt nur in der saubern Gesellschaft Euerer Maus, ich kümmere mich nicht mehr um Euch!“

Und damit ging sie brummend und schimpfend von dannen.

Obgleich nun die Königin wieder gut zu essen hatte, und die kleine Maus vor ihr umhersprang, so erhob sie doch nicht die Augen vom Boden, und die Thränen liefen ihr über das Gesicht in Strömen.

In dieser Nacht gebar sie eine Prinzessin, die ein wahres Wunder von Schönheit war. Anstatt daß andere Kinder schreien, lachte dies seiner Mutter zu, und streckte ihr die kleinen Händchen entgegen, gleich als ob es schon Verstand hätte. Die Königin liebkoste und küßte es und dachte immer dabei: „Ach, armes Püppchen, ach, mein liebes Töchterchen, wenn Dich der König Bösewicht entdeckt haben wird, so bist Du verloren.“ Hierauf legte sie das Kind in den Korb, und heftete einen Zettel daran, mit den Worten: „Dies unglückliche Kind heißt Schönhold.“ Dann küßte sie die Kleine, betrachtete sie noch lange, küßte sie wieder, weinte sehr und wußte sich nun gar nicht zu rathen, was sie anfangen sollte.

Da sprang aber die gute kleine Maus hinzu, und

legte sich zu Schönholdchen in den Korb. „Geh, Du kleines, garstiges Thier, rief die Königin unwillig aus, Dir habe ich um einen hohen Preis das Leben gerettet! Vielleicht muß nun mein Töchterchen sterben. Eine andere Mutter würde Dich gewiß getödtet haben, damit die alte Naschkatze Dich fresse — ich aber konnte es nicht über's Herz bringen."

Da begann die Maus zu sprechen: „Bereue es nicht, ich bin Deiner Freundschaft nicht so unwürdig, als Du vielleicht glaubst."

Die Königin starb fast aus Angst, als sie die Maus so sprechen hörte; aber ihre Angst verdoppelte sich, als sie nun sah, wie der kleine Mauskopf plötzlich zu einem ordentlichen Gesicht wurde, und die Pfötchen sich in Hände und Füße verwandelten und Alles nun mit einem Male größer wurde. Die Königin wagte kaum mehr, nach ihr hinzublicken, da sie bemerkte, daß es jene Fee war, die mit dem bösen König zu ihr gekommen war, und die sich so gütig gegen sie benommen hatte.

Die Fee sagte: „Ich wollte nur Dein Gemüth erproben; nun ich gesehen habe, daß es gut ist und daß Du Gefühl für Freundschaft besitzest, will ich Dir helfen. Wir Feen besitzen Alles, was Macht und Reichthum zu verschaffen im Stande sind, nur Freundschaft müssen wir suchen, und wir finden sie so selten."

„Ist es denn möglich, gnädigste Fee, rief die Königin, indem sie sie umarmte, daß Ihr, bei Euerer Macht, Euch keinen ehrlichen Freund verschaffen könnt?"

„Nein, erwiderte Jene, man liebt uns nur aus Eigennutz, und das ist's nicht, was wir suchen. Aber Du liebtest mich als kleine Maus, und dabei konntest Du an keinen Vortheil für Dich denken. Ich wollte Dich noch stärker prüfen und nahm die Gestalt einer alten Frau an; ich war es, mit der Du vor einigen Tagen sprachst, aber auch hier hast Du Dich treu bewährt."

Bei diesen Worten umarmte sie die Königin, dann küßte sie das rosige Mündchen der kleinen Prinzessin und sprach: „Ich weihe Dich, meine Tochter, zum Troste Deiner Mutter; Du wirst reicher seyn, als Dein Vater; hundert Jahre wirst Du leben, und immer schöner werden; Krankheit, Runzeln, Altersschwäche sollst Du niemals kennen."

Die Königin war ganz bezaubert von diesem Segen, und dankte der Fee von Herzen; dann bat sie, daß sie Schönholdchen mit sich nehme, um sie in ihre treueste Huth zu bewahren. Die Fee nahm sie, legte sie wieder in den kleinen Korb, und ließ diesen zum Fenster hinab. Da sie sich aber ein wenig aufgehalten hatte, ihre Mausgestalt wieder anzunehmen,

und nun an dem Strohschnürchen auch hinabrutschte, fand sie das Kind nicht mehr unten. Sogleich kletterte sie wieder hinauf und rief: „Alles ist verloren! Meine Feindin Cancaline hat die Prinzessin geraubt! Ihr müßt wissen, daß dies eine sehr böse und grimmige Fee ist, die mich haßt, und da sie älter ist als ich, so besitzt sie leider eine viel größere Macht. Ich weiß in dem Augenblick nicht, wie ich das Kind ihr aus den Krallen reißen soll!"

Als die Königin diese traurige Nachricht vernahm, glaubte sie vor Schmerz sterben zu müssen, und flehte zu ihrer Freundin mit heißen Thränen, daß sie doch Alles anwenden möchte, Schönholdchen wieder zu bekommen.

Inzwischen trat der Kerkermeister in das Zimmer, und bemerkte, daß die Königin schlank geworden war. Er begab sich sogleich zu dem bösen König, um es ihm zu hinterbringen. Dieser eilte herbei, um das Kind zu sehen; allein sie behauptete, eine Fee sey erschienen, die es ihr mit Gewalt entrissen habe. Da stampfte der Bösewicht mit dem Fuße, und zernagte sich die Nägel an den Fingern bis zur Wurzel: „Ich hatte Dir versprochen, Dich mit Deinem Kinde ersäufen zu lassen, jetzt will ich Dich aber allein aufhängen!" Und alsbald riß er die Königin mit sich fort nach einem Walde, kletterte auf einen Baum

und wollte ihr eben den Strick um den Hals legen, als die Fee sich unsichtbar ihm nahte und ihn so heftig vom Baume hinabstieß, daß er vier Zähne zerbrach. Während seine Leute ihn nun umringten und der Leibzahnart ihm schnell andere einsetzte, flog die Fee mit der Königin in einem Zauberwagen davon, und brachte sie nach einem schönen Schloß. Hätte die arme Mutter jetzt ihr Schönholdchen bei sich gehabt, so wäre sie sehr zufrieden gewesen, aber es war unmöglich, den Ort zu erforschen, wo Cancaline sie hingebracht hatte, welche Mühe sich auch die gute Maus geben mochte.

So verging die Zeit, und die große Betrübniß der Königin wurde nach und nach gelindert. Schon waren fünfzehn Jahre verstrichen, als man hörte, daß der Sohn des Königs Bösewicht sich mit der Gänsemagd verheirathen wollte, daß ihn diese aber nicht nehmen mochte. Das war nun freilich seltsam genug, daß die Gänsemagd nicht Königin zu werden wünschte; indessen waren aber die Brautkleider schon gemacht worden, und die Hochzeit war so schön und glänzend, daß man hundert Meilen weit hergezugereist kam, um die Herrlichkeiten mit anzusehen. Auch die kleine Maus erschien dabei, denn sie hatte sich vorgenommen, sich einmal die Gänsemagd recht genau zu betrachten. Sie schlüpfte also in den Gänsestall, und

fand die Magd in grobes Linnen gekleidet, barfuß, mit einem schmutzigen Tuche um den Kopf gewickelt. Um sie her lagen ausgebreitet: Kleider von Gold- und Silberstoffen, Diamanten, Perlen, Bänder und Spitzen; Alles war zum Theil auf dem Boden, und größtentheils bunt durch einander. Die Gänse und welschen Hühner spazierten darüber weg und beschmutzten Alles. Die Gänsemagd saß auf einem großen Stein, und der Sohn des Königs Bösewicht, der einäugig, hinkend und verwachsen war, schrie sie an: „Wenn Du mich nicht nehmen willst, so schlag' ich Dich todt!"

Sie aber erwiderte ihm stolz: „Ich heirathe Dich gewiß nicht, weil Du mir viel zu häßlich bist. Lasse mich nur bei meinen Gänsen und welschen Hühnern, die sind mir viel lieber, als alle Deine Großsprechereien."

Die kleine Maus betrachtete sie mit Verwunderung, denn die Gänsemagd war schön wie die Sonne. Sobald der Sohn des Königs Bösewicht fortgegangen war, verwandelte sich die kleine Maus in eine alte Schäferin, und sagte zur Magd: „Guten Tag, liebes Kind, Dein Federvieh ist in der That in gutem Zustande."

Die junge Gänsemagd betrachtete das alte Weib mit ihren sanften Augen, und erwiderte: „Und doch

will man, daß ich meine Heerde verlasse, um eine häßliche Krone zu tragen. Rathet Ihr mir wohl dazu?"

„Mein liebes Mädchen, sprach die Fee, eine Krone ist etwas sehr Schönes; aber Du kennst weder ihren Werth, noch ihr Gewicht."

„Und doch, ich kenne das wohl, rief schnell die arme Magd, weil ich sie standhaft ausschlage. Ich weiß zwar nicht, wer ich bin, noch wer mein Vater und Mutter waren; allein ich bin hier dennoch glücklich, selbst ohne Verwandte und Freunde. Eine Fee, Cancaline mit Namen, ist die Ursache, daß ich hier bin; sie schlug mich stets auf das Grausamste, ohne daß ich etwas verschuldet hatte. Eines Tages lief ich ihr davon, und wußte nicht, wo ich mich hinwenden sollte. Ich ruhte in einem Walde aus; der Sohn des bösen Königs ging eben zufällig dort spazieren und fragte mich, ob ich ihm seinen Hühnerhof besorgen wollte. Das wollte ich wohl; ich nahm mich der Gänse und des andern Federviehs wohl an; er kam jeden Augenblick, um nachzusehen, und dabei sah er mich auch. Leider kam er öfter, als ich es wünschte, denn er beobachtete mich und ich gefiel ihm. Jetzt liebt er mich sogar, und ich kann nicht sagen, wie sehr mich das belästigt."

Bei dieser Erzählung war es der Fee fast nicht

mehr zweifelhaft, daß die Prinzessin Schönholde vor ihr stehe.

„Jetzt sage mir, wie du heißest, mein liebes Kind?“ sprach sie.

„Ich heiße Schönholde, wenn Ihr es wissen wollt,“ erwiderte Jene.

Nun war die gute Fee ihrer Sache gewiß; sie umarmte und küßte sie, und wollte sie vor lauter Liebe auffressen.

„Ach, Schönholdchen, rief sie aus, ich kenne Dich schon seit lange, und bin sehr erfreut, daß Du so gut und gescheidt geworden bist. Aber Du solltest doch wohl ein wenig reinlicher seyn, denn du siehst wie ein kleines Ferkelchen aus, und das paßt gar nicht zu Deinem Namen, noch weniger aber zu Deinem Aussehen. Da, nimm die schönen Kleider und zieh' sie an!“

Schönholde war sehr gehorsam; zuerst nahm sie das schmutzige Tuch vom Kopfe, und ließ ihre herrlichen Haare auf die Schultern fallen: sie waren blond, fein und zart geringelt. Hierauf ging sie zu einem Brunnen, der unweit des Gänsestalls war, nahm von dem Wasser mit ihrer zarten Hand und wusch sich das schöne, aber schmutzige Gesichtchen, das nun so rein und glänzend wurde, wie eine orientalische Perle. Es schien, als wenn Rosen auf Wangen

und Lippen aufgegangen wären; ihr sanfter Athem roch wie Thymian und Myrrhen; ihr Körper war so gerade und schlank wie eine Binse; wäre es gerade Winter gewesen, so hätte man ihre Haut für Schnee halten können, im Sommer war sie aus Lilienblättern gewoben.

Nachdem sie sich nun mit schönen Kleidern und Diamanten geschmückt hatte, betrachtete sie die Fee voll von Bewunderung und sagte zu ihr: „Jetzt, da Du so schön bist, sage mir doch, mein liebes Kind, wer wolltest Du wohl seyn?" — Sie erwiderte hierauf: „In der That, ich wollte die Tochter irgend eines mächtigen Königs seyn." — „Nun, so sey getrost, sprach die gute Fee, morgen will ich Dir mehr darüber sagen."

Nun begab sie sich sogleich nach ihrem schönen Schlosse, wo die Königin sich damit beschäftigte, Seide zu spinnen. Die kleine Maus rief ihr zu: „Wollt Ihr wetten, Frau Königin, daß ich Euch die besten Neuigkeiten bringe, die Ihr nur erwarten könnt? Es gilt, setzt Euere Spindel gegen meine Neuigkeiten!"

„Ach, versetzte die Königin, seit dem Tode meines Gatten und dem Verlust meiner Tochter gebe ich keine Stecknadel für alle Neuigkeiten der Welt."

„Werdet nur nicht gleich so traurig wieder, sprach die Fee, Euere Tochter befindet sich im besten Wohl-

seyn, ich komme so eben von ihr her; sie ist so schön, so schön, daß sie gewiß einmal die schönste Königin der Welt werden wird."

Sie erzählte ihr nun Alles, Wort für Wort, und die Königin weinte vor Freude, daß ihre Tochter so schön, und vor Schmerz, daß sie ein so elendes Leben als Gänsemagd geführt.

„Als wir noch unser schönes Königreich beherrschten, sprach sie, und ich und mein Gatte so großen Aufwand machten, da hätten wir wohl nicht geglaubt, daß unsere Tochter einmal die Gänse hüten würde!"

„Die grausame Cancaline ist allein daran Schuld, sagte hierauf die Fee, die, um mich zu ärgern — da sie weiß, wie sehr ich Euch liebe — das arme Kind in die unangenehme Lage versetzt hat. Allein es soll und muß anders werden, oder ich will eher meine Zauberbücher verbrennen."

„Sie darf nicht den Sohn des bösen Königs heirathen, sagte die Königin. Morgen wollen wir sie holen gehen und sie hieher bringen."

Indessen betrübte sich der Sohn des bösen Königs sehr, daß ihn Schönholdchen nicht leiden konnte; er setzte sich unter einen Baum und fing an, jämmerlich zu heulen. Sein Vater hörte es und kam an's Fenster. „Was hast Du und warum brüllst Du wie ein wildes Thier?" rief er ihm zu.

Der Prinz antwortete schluchzend: „Die Gä — Gä — Gänsema — magd will mich nicht lie — ie — ieben!“

„Was? sie will Dich nicht lieben? schrie der König, sie muß Dich lieben, oder sterben!“

Er rief seine Wachen herbei, und sagte: „Holt die Gänsemagd sogleich! Ich will sie dergestalt quälen, daß ihre Weigerung ihr leid thun soll!“

Hierauf begaben sie sich nach dem Gänsestall und fanden Schönholde, die ein weißes Atlaskleid, mit Gold gestickt, angezogen hatte. Es war mit rothen Diamanten geziert und über tausend Ellen Band waren daran verschwendet. Man kann sich gar nichts Schöneres denken, als dieses Kleid. Das herrliche Mädchen machte einen so mächtigen Eindruck auf die Wachen, daß sie es nicht wagten, sie anzureden; sie hielten sie für eine Prinzessin.

Sie aber fragte sie sehr höflich, wen sie in dem Stalle suchten.

„Gnädige Frau, erwiderten sie, wir suchen eine unbedeutende Person, die man Schönholde nennt.“

„Ach, das bin ich leider! sprach sie, was wollt Ihr von mir?“

Da ergriffen sie sie ohne Umstände, banden ihr Füße und Hände mit groben Stricken, damit sie ihnen nicht entwischen könne, und führten sie so vor den

bösen König, den sie bei seinem Sohne fanden. Ihre übergroße Schönheit ergriff im ersten Augenblick sein verfinstertes Gemüth; er hätte ihr unmöglich Böses zufügen können, wäre er nicht ein so abscheulicher und grausamer Charakter gewesen.

„Ha, ha! rief er ihr zu, kleine Spitzbübin! Du willst also meinen Sohn nicht lieben? Je nun, und doch ist er tausendmal schöner als Du, ein Blick von ihm ist mehr werth, als Deine ganze Person! Jetzt höre! entweder liebst Du ihn auf der Stelle, oder ich schinde Dich bei lebendigem Leibe!"

Die Prinzessin bebte wie ein Täubchen, und warf sich vor ihm auf die Knie.

„Ach, gnädigster Herr, flehete sie, schindet mich nicht, das thut gewiß ganz entsetzlich weh. Laßt mich nur zwei bis drei Tage mit mir zu Rathe gehen, was ich zu thun habe, und dann mögt Ihr mit mir thun, was Euch gut dünkt!"

Aber der Sohn, der nicht warten wollte, bestand darauf, daß sie geschunden werde. Indessen berathschlagten sie und beschlossen endlich, daß man sie in einem Thurm einsperren sollte, wo weder Sonne noch Mond hineinschien.

Inzwischen kam die Fee mit der Königin in ihrem Wolkenwagen angefahren, und erfuhren alle diese Vorgänge. Die Königin weinte bitterlich, wie man

sich leicht vorstellen kann. Sie sagte, daß sie viel lieber ihr Kind todt wissen möchte, denn als Gemahlin des abscheulichen Prinzen und als Schwiegertochter des Königs Bösewicht.

Aber die Fee sprach ihr Muth zu. „Laßt mich nur machen, sagte sie, ich will ihn schon so umherhetzen, daß er müde werden soll, und Ihr mit mir zufrieden seyn werdet.“

Als nun König Bösewicht schlafen gehen wollte, erschien die Fee in Mausgestalt in seinem Zimmer und schlüpfte unter sein Kopfkissen. Sobald er einschlafen wollte, biß sie ihn in's Ohrläppchen; dies ärgerte ihn sehr. Er wirft sich auf die andere Seite — paff! — beißt sie ihn in's andere Ohr. Er schreit Feuer und Mordio! und ruft seine Leute herbei. Diese finden beide Ohren zerbissen, und so stark blutend, daß man das Blut gar nicht zu hemmen vermochte. Während sie nun überall die Maus suchen, war sie lange fort und that dem Sohne des bösen Königs dasselbe. Auch dieser ließ seine Leute herbeikommen, die seine Ohren in schrecklichem Zustande fanden und ihm große Pflaster darauf klebten. Hierauf eilte die kleine Maus wieder zum König, der ziemlich ermattet war und ruhen wollte. Schnell packt sie ihn an der Nase, und fängt an, ihm die Spitze

wegzunagen. Er greift mit seinen Händen darnach, aber auch diese zerkratzt und zerbeißt sie ihm.

„Erbarmen, ich bin verloren!" schreit er in Todesangst. Kaum aber hat er den Mund geöffnet, als sie hineinschlüpft und ihm Zunge, Lippen und Wangen benagt. Man findet ihn in dem trostlosesten Zustande; er war nicht mehr im Stande, zu sprechen. Nur durch Zeichen kann er andeuten, daß eine Maus ihn so verstümmelt habe. Man sucht im Strohsack, in den Betten, in allen Winkeln, aber sie war schon fort.

Sie war wieder zum Prinzen gelaufen, um diesem noch ärger mitzuspielen, denn sie fraß ihm das einzige Auge aus, das er noch hatte. Er war nämlich schon lange einäugig. Der Prinz sprang wie ein Rasender auf, mit dem Degen in der Hand, und tappte sich — blind, wie er war — zu seinem Vater hin. Der Vater war aber auch aufgesprungen, mit dem Degen in der Hand, und schwur hoch und theuer, daß er Alles um sich her tödten und verwüsten wolle, wenn man die schurkische Maus nicht fände.

Als er seinen Sohn erblickte, zankte er ihn derb aus; dieser aber, der in der größten Verzweiflung war, erkannte nicht sogleich die Stimme seines Vaters und warf sich über ihn her. König Bösewicht stach im Zorn nach seinem eigenen Sohn, und der eigene Sohn vergalt ihm den Stich mit einem andern. So

fielen alle Zwei zu Boden, und bluteten wie die Ochsen. Ihre Unterthanen, die sie haßten und es nur aus Furcht mit ihnen hielten, waren jetzt sogleich bei der Hand, legten ihnen Schlingen um die Füße und schleppten sie so nach dem Flusse, indem sie sich glücklich priesen, sie endlich los zu seyn.

Nun waren also Vater und Sohn todt, die so lange der Schrecken der Welt hießen. Die gute Fee ließ alsbald die Königin holen, und Beide eilten nach dem schwarzen Thurm, wo Schönholdchen eingesperrt war. Mehr als vierzig Schlüssel wären nöthig gewesen, um die Schlösser zu öffnen, allein die Fee brauchte nur dreimal mit ihrem Stäbchen an die Pforte zu schlagen, und sogleich sprang sie auf. Die arme Prinzessin war sehr bestürzt und sagte kein Sterbenswörtchen.

Die Königin fiel ihr um den Hals. „Mein Herzenskind, rief sie, ich bin Deine Mutter, die einst so heitere und glückliche Königin!"

Und hierauf erzählte sie ihr ihre Lebensgeschichte. Als nun Schönholde alle diese Neuigkeiten erfuhr, wäre sie bald vor Lust und Freude gestorben. Sie fiel der Königin zu Füßen, umarmte ihre Knie, benetzte ihre Hände mit Thränen und küßte sie tausendmal. Auch die Fee, welche ihr ganze Körbe voll Diamanten, von unschätzbarem Werthe, mitgebracht

hatte, liebkoste sie unendlich. Das Bild des lustigen Königs, ihres Vaters, in Brillanten gefaßt, hing sie ihr um den Hals.

„Allein jetzt wollen wir nicht länger säumen, sagte endlich die Fee, folgt mir in den großen Saal, wir müssen mit den Abgeordneten des Volks sprechen."

Sie ging voran und machte ein gar ernstes und bedächtiges Gesicht. Ihr Kleid hatte eine Schleppe, länger als zehn Ellen; die Königin aber hatte ein Kleid von blauem Sammt, mit Gold gestickt, das noch viel länger nachschleppte. Diese Kleider hatten sie mitgebracht. Auf dem Kopfe trugen sie Kronen, die wie Sonnen glänzten. Prinzessin Schönholde folgte ihnen in ihrer stillleuchtenden Schönheit, von Allen, die sie sahen, bewundert.

Sie grüßten die, welche ihnen begegneten, mit vieler Herablassung, sie mochten vornehm oder gering, reich oder arm seyn. Man folgte ihnen neugierig, um zu wissen, wer diese schönen Damen seyen.

Als der Saal nun ganz voll war, sagte die Fee den Unterthanen des Königs Bösewicht, daß sie dieses Land der Tochter des guten, lustigen Königs geben wolle, die hier vor ihnen stehe; daß sie unter ihrer Herrschaft glücklich leben würden; daß sie ihr einen Gatten geben werde, der ihrer ganz würdig sey, stets

lachen und heiter seyn müsse, und die Melancholie aus allen Herzen verjagen werde.

Bei dieser Stelle ihrer Rede rief Alles: „Ja, ja, die wollen wir zur Königin! den wollen wir zum König! Wir sind schon zu lang traurig und elend gewesen!“

In demselben Augenblick begannen hundert Instrumente zu spielen, Jeder gab seinem Nachbar die Hand und tanzte eine Runde, indem Alles einen Chor anstimmte, der mit den Worten endigte: „Ja, ja, die wollen wir zur Königin! den wollen wir zum König!“

Niemals hat man wohl eine lärmendere Lustigkeit gesehen. Man stellte die Tafeln zurecht, man aß und trank, und dann ging man schlafen. Beim Aufstehen am andern Morgen stellte die gute Fee der Prinzessin den schönsten Prinzen vor, der damals auf der weiten Erde zu finden war. Sie hatte ihn in ihrem Wolkenwagen von der Welt Ende herbeigebracht. Er war eben so liebenswürdig, als Schönholde. Sobald diese ihn erblickte, liebte sie ihn schon. Auch er liebte sie sogleich; und die Königin war außer sich vor Freude. Man ließ wunderbar schöne Hochzeitskleider verfertigen und eine kostbare Mahlzeit bereiten. Die Hochzeitsfeste überstrahlten Alles an Glanz, was jemals in dieser Art gesehen worden war.

Adis und Dahy.

In der Gegend von Masulipatnam, einer Stadt des Königreichs Golkonda, wohnte eine gute Wittwe, mit zwei sehr artigen Töchtern, in armen Umständen. Die Aelteste, Namens Fatime, war siebzehn Jahre, und Kadidsche, die Jüngste, kaum zwölf. Sie wohnten in einer einsamen, abgelegenen Hütte, und nährten sich von der Arbeit ihrer Hände. Ein Bach, der nicht weit von der Hütte entsprang, diente ihnen dazu, sich ihren Lebensunterhalt, als Wäscherinnen, zu verschaffen.

Eines Tages, da die Mutter Blumen auf einer Wiese pflückte, um die Blätter zwischen die Wäsche zu streuen, wie sie es zu thun gewohnt war, biß sie eine Natter in den Finger, so daß sie aufschreien mußte. Ihre Töchter liefen erschrocken herbei und fanden den Finger aufgeschwollen; in weniger als

einer Viertelstunde war das Gift schon in die edlern Theile gedrungen, und es griff so schnell um sich, daß keine Rettung war. Da die unglückliche Frau sich ihrem Ende so nahe sah, wollte sie noch die letzte Pflicht einer guten Mutter erfüllen, und sprach zu ihren Töchtern: „Liebe Kinder, mir ist leid, daß ich zu einer Zeit, wo Ihr meiner noch so nöthig hättet, von Euch scheiden muß: aber meine Stunde ist gekommen; ich sehe den Todesengel sich nähern, und wir müssen uns trennen. Was mich tröstet, ist, daß ich mir wegen Euerer Erziehung keinen Vorwurf zu machen habe, und daß ich Euch, Dank sey dem lieben Gott, als gutartige fromme Kinder hinterlasse. Bleibet immer auf dem guten Wege, auf den ich Euch geführt, und habt die Gebote unsers großen Propheten immer vor Augen. Nährt Euch von Eurer Arbeit, wie wir bisher gethan haben; der liebe Gott wird Euch nicht verlassen. Besonders empfehle ich Euch, im Frieden beisammen zu leben, und, wo möglich, Euch nie von einander zu trennen; denn Euer ganzes Glück beruht auf Eurer Einigkeit. Du, liebe Kadidsche, bist noch ein Kind, gehorche Deiner Schwester Fatime; sie wird Dir niemals einen schlimmen Rath geben."

Nach dieser Ermahnung fühlte die gute Frau, daß die Kräfte sie verließen; sie umarmte ihre Kinder

zum letzten Mal, und starb in ihren Armen. Der Schmerz war über allen Ausdruck, der die armen Mädchen ergriff, als sie ihre Mutter leblos vor sich liegen sahen; sie zerflossen in Thränen und erfüllten die Gegend mit Jammer. Endlich, da sie sich die Augen fast ausgeweint hatten, sanken sie in eine Art von Betäubung, woraus sie durch die Nothwendigkeit erweckt wurden, dem Leichnam ihrer Mutter die letzte Ehre anzuthun. Sie nahmen jede ein Grabscheit, gruben, etwa fünfzig Schritte weit von ihrem kleinen Gärtchen, ein Grab, trugen mit vieler Mühe den Leichnam hinein, und bedeckten ihn mit Erde und Blumen. Hierauf kehrten sie in ihre Hütte zurück, wo der Schlaf, den ihnen die Ermattung von dieser traurigen Arbeit verschaffte, sie auf einige Stunden in ein erquickendes Vergessen ihres Kummers senkte.

Am folgenden Tage stellte Fatime, als die Verständigere, ihrer Schwester vor, daß sie nun wieder an ihre Arbeit gehen müßten, und hieß sie, zwei Körbe mit der Wäsche füllen, welche sie den Tag vor ihrem Unglück gewaschen hatten; hierauf setzten sie die Körbe auf den Kopf, und traten den Weg nach Masulipatnam mit einander an. Sie hatten aber kaum hundert Schritte zurückgelegt, so begegnete ihnen ein kleiner, sehr häßlicher, kahlköpfiger und buckliger alter Mann, der aber ziemlich reich gekleidet war, und si-

mit großer Aufmerksamkeit betrachtete. Er schien wohl an hundert Jahre alt zu seyn, und stützte sich auf einen Stab, mit dessen Hülfe er gleichwohl für sein Alter noch stattlich genug einher marschirte. Dem Greis gefielen die beiden Schwestern auf den ersten Blick.

„Wo hinaus, Ihr schönen Kinder?" redete er sie mit einem Tone an, den er so sanft und gefällig, als möglich zu machen suchte.

„Wir gehen nach Masulipatnam, sagte die Aelteste." — „Darf ich Euch, ohne allzugroße Zudringlichkeit, fragen, versetzte er, was Ihr für ein Leben führt, und ob man Euch nicht irgend einige Dienste leisten könnte?" — Ach! guter Herr, erwiderte Fatime, wir sind nur einfältige Bauermädchen und arme Waisen; wir haben erst gestern, durch den unglücklichsten Zufall, unsere Mutter verloren." — Und darauf erzählte sie ihm die Geschichte mit allen Umständen, nicht ohne von Neuem viele Thränen zu vergießen.

„O wie leid thut es mir, sagte der Greis, daß ich Eure Mutter nicht vor ihrem Tode noch gesehen habe! Ich hätte ihr ein geheimes Mittel gegen alle giftigen Wunden geben können, das sie in zwei Tagen wieder gesund gemacht haben würde. Meine lieben Kinder, fuhr er fort, Euer Kummer geht mir zu

Herzen, und ich erbiete mich, Vatersstelle bei Euch zu vertreten, wenn Ihr so viel Vertrauen zu mir fassen könnt, die Sorge für Euer Schicksal meiner Erfahrung und meinem guten Willen zu überlassen. Ich gestehe Euch, hier warf er einen Blick auf die junge Kadidsche, daß ich eine starke Zuneigung zu diesem liebenswürdigen Mädchen fühle. Ihr erster Anblick hat Empfindungen in mir erregt, die ich noch nie gespürt habe. Wenn Ihr Beide mit mir kommen wollt, so will ich Euch in eine Lage versetzen, die weit über Euerm Stand ist, und Ihr sollt Ursache finden, den Tag, an dem Ihr mir begegnet seyd, auf ewig glücklich zu preisen."

Hier schwieg der kleine bucklige Greis, und wartete mit sichtbarer Unruhe auf die Antwort, die man ihm geben würde. Er hatte freilich alle Ursache, unruhig zu seyn. Sein Alter und seine Figur waren nicht so beschaffen, daß sie diesen jungen Personen Lust machen konnten, seinem Vorschlage Gehör zu geben. Indessen hatte doch Fatime schon Verstand genug, um einzusehen, daß es, in Umständen wie die ihrigen, eben nicht die schlimmste Parthie wäre. Der Alte bemerkte ihre Unschlüssigkeit mit Betrübniß.

„Mein schönes Kind, sagte er zu ihr, wenn Ihr die Gefahr, in einer so abgelegenen Gegend, allein zu wohnen, gehörig überlegt hättet, so würdet Ih

Euch nicht lange bedenken, mein Anerbieten anzunehmen. So ohne allen Schutz, wie Ihr seyd, glaubt Ihr den Fallstricken entgehen zu können, welche man Euerer Jugend legen wird? Wenn Ihr auch Tugend genug besitzet, so wird es Euch doch an Macht fehlen, gewaltsame Angriffe abzuhalten. Bei mir habt Ihr nichts von dem zu fürchten. Mein Alter sichert Euch vor Anfechtungen aller Art, und meine Erfahrung soll Euch gegen Alles sicher stellen. Gebt eine mühselige Arbeit auf, die Euch kaum den nothdürftigsten Unterhalt verschaffen kann; Ihr sollt bei mir finden, was Ihr zur Nothdurft und zur Annehmlichkeit des Lebens verlangen könnt, und ich werde Euch Dinge sagen, die Euch begreiflich machen werden, daß der Vorschlag, den ich Euch mache, Euer und mein Glück seyn wird. Kommt, liebe Mädchen, Ihr könnt nichts Besseres thun. Wenn Euere Mutter noch lebte, würde sie gewiß meinen Gründen nachgeben, und Euch unter meinem Schutze sicherer glauben, als in der Hütte, die Ihr bewohnet."

So sprach der kleine alte Mann, und Fatime fing an, sich überreden zu lassen. „Guter Herr, ich glaube Euch zum Theil zu verstehen, und bin ganz geneigt, von Eurer Güte für mich und meine Schwester Gebrauch zu machen; aber da Euer Antrag, nach dem Geständniß Eurer besondern Neigung zu ihr, haupt-

sächlich sie angeht, so muß ich doch vorher ihre Gesinnung wissen, eh' ich Euch eine genaue Antwort geben kann. Rede also, Kadidsche; fühlst Du Dich geneigt, dem Antrag dieses Herrn Gehör zu geben, und ihn zum Gemahl anzunehmen? Denn ich halte ihn für zu rechtschaffen, als daß er zwei unschuldige Waisen, die ihm ihr Glück anvertrauen, könnte hintergehen wollen."

„Nein, Schwester, antwortete Kadidsche erröthend, er ist gar zu alt und zu häßlich."

Die kindische Offenherzigkeit dieses jungen Mädchens setzte Fatime in einige Verlegenheit. „Liebe Schwester, sprach sie, man sieht wohl, daß Du noch in einem Alter bist, wo man wenig Ueberlegung hat, weil Du die Ehre, die Dir dieser Herr erweisen will, so schlecht erkennst. Anstatt ihm solche Unhöflichkeiten zu sagen, solltest Du es für ein Glück ansehen, daß Du ihm gefallen hast."

„Ja, wahrhaftig, erwiderte Kadidsche weinend, das ist auch eine Sache, worüber man sich viel zu freuen hat! Ich weiß nicht, ob es eine Ehre für mich ist; aber das weiß ich recht gut, daß es ein schlechtes Vergnügen ist, einen Mann, wie diesen da, immer vor Augen zu haben." — „Du mußt nicht so reden," sagte ihre Schwester. — „Ich kann nicht anders, antwortete die Jüngere, wenn es ein so großes Glü

ist, ihm zu gefallen, warum macht er sich nicht an Dich, da Du doch schöner und verständiger bist, als ich? Ich möchte wohl sehen, wenn er Dich liebte, ob Du ihn wieder lieben würdest."

Der kleine bucklige Greis spielte keine angenehme Rolle während dieses Wortwechsels. „Wie unglücklich doch mein Schicksal ist, rief er traurig aus, ich habe die berühmtesten Schönheiten des ganzen Morgenlandes gesehen, bin nun schon so alt geworden, ohne daß ich jemals mein Herz hätte überraschen lassen, und muß nun in diesem Augenblick dieses Mädchen lieben, das mit einem unüberwindlichen Widerwillen gegen mich eingenommen ist! Ich sehe, welch ein schreckliches Loos ich mir selbst zubereite, und gleichwohl nöthigt mich mein Verhängniß, einer Neigung zu folgen, die mich wider Willen fortzieht."

Die Augen standen dem Alten voll Thränen, indem er dies sagte, und er schien so bewegt, daß Fatime, die von Natur sehr mitleidig war, wieder das Wort nehmen mußte. „Lieber Herr, sagte sie, höret auf, Euch so zu betrüben! Laßt Euch die Reden eines unüberlegten Kindes nicht beunruhigen, das noch nicht weiß, was ihm gut ist. Ihr Verstand wird mit den Jahren reifer werden. Ihr habt freilich die Annehmlichkeiten der Jugend nicht mehr, aber ich halte Euch für einen wackern Mann. Eure Liebe und Eure

Gefälligkeiten werden sie gewiß noch gewinnen. Wir wollen indessen mit Euch gehen, und ich verspreche Euch, daß ich mein Bestes bei ihr thun will.“

„Gut, Schwester, fiel ihr die Kleine verdrießlich ins Wort; aber wenn er mich quält und haben will, daß ich ihn liebe, so stehe ich Euch nicht gut dafür, daß ich nicht davon laufe.“

„Nein, schöne Kadidsche, sagte der Greis, Du sollst nicht gequält werden, ich schwör' es, bei Allem, was heilig in der Welt ist! Ich will Dir nicht den geringsten Zwang auflegen. Du sollst unbeschränkte Gebieterin über Alles seyn, was ich habe. Hättest Du gern ein reiches Kleid oder irgend einen andern Putz, so sollst Du's auf der Stelle haben; ich werde mir eine Pflicht daraus machen, allen Deinen Wünschen entgegen zu kommen. Noch mehr, wenn ich merken werde, daß Dir mein Anblick lästig ist, so will ich Dich damit verschonen, wie schwer es mir immer ankommen mag.“

Fatime sagte hierauf: „Weil denn meine Schwester nicht abgeneigt scheint, auf die versprochenen Bedingungen mit Euch zu gehen, so erlaubet nur, daß wir vorher diese Wäsche zu den Personen tragen, denen sie zugehört; wir wollen bald wieder bei Euch seyn.“ — „Ach! ich bitte Euch inständig, rief der Alte, wenn Ihr mir nicht das Leben nehmen wollt,

so nehmt mir Eure holdselige Schwester nicht. Es sey nun Vorsicht oder Ahnung, genug, ich fürchte, Euch nie wieder zu sehen, wenn Ihr mich Beide verlaßt, und darüber würde ich mich zu Tode grämen. Ihr wollt bald wieder kommen? Nun so laßt sie bei mir, bis Ihr wieder kommt. Was habt Ihr zu besorgen? Könntet Ihr ein Mißtrauen" —

„Nein, nein, fiel Kadidsche hastig ein, ich gehe mit meiner Schwester, ich bleibe nicht allein bei ihm." — „Und warum denn nicht? sagte Fatime, die dem Alten eine Probe ihrer versprochenen guten Dienste geben wollte, warum wolltest Du nicht bei ihm bleiben? ich werde in einem Augenblick wieder hier seyn. Ich bitte Dich, Schwester, bleibe, und warte hier auf mich. Du bist dem Herrn diesen Beweis Deines Zutrauens schuldig, um ihn über die unangenehmen Dinge zu trösten, die Du ihm gesagt hast."

Kadidsche, so hart es sie ankam, allein bei ihm zu bleiben, wagte es doch nicht, sich dem Willen ihrer ältern Schwester zu widersetzen, die sie als zweite Mutter betrachtete. Fatime nahm also beide Körbe, und machte sich auf den Weg, nachdem sie dem Alten wohl empfohlen hatte, mit dem Eigensinn der kleinen Person, die sie bei ihm zurückließ, behutsam zu verfahren. Allein, anstatt bald wieder zu kommen, wie sie versprochen hatte, kam sie den ganzen Tag nicht

wieder. Kadidsche's Unruhe wuchs mit jedem Augenblicke, und wie sie endlich die Nacht anbrechen sah, verlor sie alle Geduld, und überschüttete den armen Alten mit Vorwürfen.

„Ihr allein bringt uns Unglück, sagte sie, ohne Eure Bekanntschaft, wär' ich jetzt bei meiner Schwester. Was für ein Unfall ihr auch zugestoßen seyn mag, so wollt' ich ihn lieber mit ihr theilen, als hier bei Euch seyn."

Diese Reden machten dem Alten großen Verdruß. Er wußte nicht, was er antworten sollte, so sehr scheute er sich, das Mädchen noch mehr aufzubringen, das, wie er sich wohl bewußt war, nur zu viel Ursache hatte, wider ihn eingenommen zu seyn. Indessen that er sein Aeußerstes, sie zu beruhigen; aber Alles, was er vornahm, vermehrte nur ihre Unruhe und ihren gegen ihn gefaßten Widerwillen. Sie sagte ihm, er sollte schweigen, und sie wolle nach Masulipatnam gehen, trotz Finsterniß und Regen; denn eine regnerische Nacht war indeß hereingebrochen. Im Grunde war es der Widerwillen, die Nacht bei dem Alten zubringen zu müssen, mehr noch, als das Verlangen, von ihrer Schwester Nachricht einzuziehen, wie groß dieses auch immer seyn mochte. Indessen brachte er sie doch endlich davon ab, indem er ihr vorstellte, aller Wahrscheinlichkeit nach werde Fatime,

da sie das Gewitter im Anzuge gesehen, bei einer ihrer Bekannten zurückgeblieben seyn, und morgen früh unfehlbar wieder kommen. Kurz, er vermochte endlich, ungeachtet ihres Widerwillens und Eigensinns, so viel über sie, daß sie ihm nach ihrer Hütte folgte, wo sie, während einer leichten Mahlzeit von trockenen Datteln und Brunnenwasser, von Nichts, als den unglücklichen Zufällen dieses Tages reden konnten. Das junge Mädchen weinte die ganze Nacht; man kann sich vorstellen, wie ihrem alten Begleiter dabei zu Muthe war. Sobald der Tag anbrach, verließen sie die Hütte, und gingen zusammen nach Masulipatnam. Sie erkundigten sich überall nach Fatime, wo Kadidsche wußte, daß sie Wäsche hingetragen hatte: aber Niemand konnte ihnen sagen, was aus ihr geworden sey. Damit begnügten sie sich nicht. Sie suchten sie von Gasse zu Gasse, und fragten in allen Häusern nach ihr: aber ihr Nachforschen blieb vergeblich. Diese Dunkelheit über Fatime's Schicksal versetzte sie in den äußersten Kummer; sie konnten nicht zweifeln, daß dem armen Mädchen ein Unglück begegnet seyn müsse. Ihre junge Schwester war untröstlich, und sie sagte dem Alten die härtesten Dinge von der Welt, so oft er es versuchen wollte, sie zu beruhigen.

So brachten sie denn sieben oder acht Tage damit

zu, die benachbarte Gegend zu durchstreichen. Es war kein Schloß, kein Haus und keine Hütte auf vier Meilen in die Runde, wo sie nicht nachgeforscht hätten, aber immer mit gleich schlechtem Erfolge. Endlich, da sie sich nicht anders zu helfen wußten, kehrten sie ganz niedergeschlagen in die Hütte zurück. Wie nun der kleine Greis sah, daß Kadidsche sich ohne Maaß über den Verlust ihrer Schwester grämte, beschwor er sie, mit thränenden Augen, einen Ort, wo Alles ihren Schmerz nährte, und wo er sie überdies nicht hätte schützen können, zu verlassen, und ihm in die Stadt, wo er sich gewöhnlich aufhielt, zu folgen. Er legte ihr alle nur möglichen Beweggründe vor, und da sie ihm keine Antwort gab, fing er immer wieder an, und drang so lange und so inständig in sie, bis sie endlich, mehr aus Verzweiflung als gutwillig, sich erklärte, er möchte sie hinführen, wohin es ihm beliebte. Sie machten sich also auf den Weg; aber ehe sie sich entfernten, schrieb der Alte mit einer Kohle über die Thüre, wohin er Kadidsche führe; damit Fatime, wenn sie etwa wieder käme, Nachricht von ihnen hätte. Hierauf schlossen sie die Thüre und steckten den Schlüssel in einen hohlen Baum, wie sie es sonst immer zu thun gewohnt waren.

Die Stadt, wohin der kleine bucklige Greis Kadidsche zu führen gedachte, war nur drei Tagreisen

von Masulipatnam entfernt; aber ein Mann von hundert Jahren und ein Mädchen von zwölf können keine lange Tagereisen machen. Sie brachten sieben Tage damit zu, und waren dennoch Beide von Müdigkeit und Hunger ganz erschöpft, als sie anlangten. Das Erste, was Dahy, der Alte, unternahm, war, daß er in die Stadt schickte, und in größter Eile das Beste, was man auftreiben konnte, holen ließ, um seine junge Freundin und sich selbst zu erfrischen. Nachdem der Hunger gestillt war, führte er sie in ein artiges Gemach, das er für sie bestimmt hatte, und er selbst ging, in einem andern Zimmer auszuruhen. Des folgenden Tages besuchte er die Kaufläden, um eine Menge schöner Zeuge zu Kleidern für Kadidsche zu kaufen, und zu ihrer Aufwartung eine alte Sclavin, die man ihm als eine große Meisterin in der Kunst, Damen zu kleiden und zu schmücken, angepriesen hatte.

Kadidsche konnte sich über die Veränderung ihrer Umstände nicht genug verwundern; sie merkte zwar, was für Gesinnungen der Alte für sie hatte, aber sie begriff nicht, wie sie zu einer so unumschränkten Herrschaft über ihn gekommen sey. Zuweilen, wenn sie dachte, daß sie ihm alle die Vortheile, in deren Besitz sie war, schuldig sey, regte sich ein Gefühl von Dankbarkeit in ihrem Herzen; indessen

konnte doch, was sie auch sich selbst hierüber sagte, die Zärtlichkeit eines so abgelebten Mannes ihren Abscheu nicht vermindern. Was ihr indessen noch am Besten an ihm gefiel, war die große Ehrerbietung, womit er ihr begegnete, und daß er, seines Versprechens eingedenk, sie so viel, als ihm nur möglich war, mit seiner unangenehmen Gegenwart verschonte.

Mehre Wochen waren schon verflossen, ehe Kadidsche sich nur etwas wieder zu fassen begann. Das Andenken an ihre Schwester verbitterte Alles, was ihr ihre gegenwärtige Lage hätte angenehm machen können, und immer fielen ihr die letzten Worte ihrer sterbenden Mutter ein, die ihr so ernstlich anbefohlen hatte, sich nie von ihrer Schwester zu trennen. Indessen wurde doch das Gefühl ihres Schmerzes nach und nach ein Wenig abgestumpft, und wahrscheinlich trugen die angenehmen Zerstreuungen, die ihr Dahy zu verschaffen suchte, nicht weniger dazu bei, als die Zeit und die Lebhaftigkeit der Jugend.

Einst, als sie von einem Spaziergange ermüdet war, legte sie sich früher als gewöhnlich nieder. Sie fiel in einen tiefen Schlaf, und gegen Morgen, wenn die Bilder, die sich der Seele darstellen, am Reinsten und Lebendigsten sind, hatte sie einen Traum, der einen sehr starken Eindruck auf sie machte. Ihr träumte, es erscheine ihr ein Jüngling von außer-

ordentlicher Schönheit, dessen Miene und lockiges Haar sie bezauberten. Indem sie ihn mit großer Aufmerksamkeit betrachtete, sprach er zu ihr: „Was denkst Du, Kadidsche? Hast Du Deine Fatime sobald vergessen können? Glaubst Du, die schönen Kleider, die Dir Dahy verehrt hat, überheben Dich der Pflicht, sie aufzusuchen? Ich sage Dir, daß Du nicht anders glücklich werden kannst, als wenn Du sie auf der Insel Sumatra suchest. Betrachte mich wohl, denn Du siehst denjenigen, den Dir das Schicksal zum Gemahl bestimmt hat.“

Mit diesen Worten verschwand der schöne Jüngling und Kadidsche erwachte, aber sie konnte es sich kaum ausreden, daß es eine Erscheinung und kein Traum gewesen sey, so tief hatte sich das reizende Bild in ihre Seele gedrückt. Sie glaubte den schönen Jüngling mit dem blonden Haare noch vor sich zu sehen, und seine Stimme tönte wie Musik in ihren Ohren nach. Zwar konnte sie nicht glauben, daß es in der ganzen Welt einen Sterblichen von solcher Schönheit gebe; aber dennoch war ihr Glaube an den Traum so stark, daß sie ihn sogleich dem alten Dahy erzählte, und ihm sogar zumuthete, noch an demselben Tage Anstalt zur Reise nach Sumatra zu machen. Auch er, es sey nun aus wirklicher Ueberzeugung, oder aus Gefälligkeit gegen die kleine

Schwärmerin, schien ihr Traumgesicht für etwas mehr, als ein bloses Spiel der Phantasie zu halten, und, wiewohl er alle Ursache hatte, sich vor dem schönen Nebenbuhler zu fürchten, so erklärte er doch, daß er keinen andern Wunsch habe, als die ihrigen zu befriedigen, und daß er bereit sey, mit ihr nach der Insel Sumatra abzureisen. Kadidsche betrieb die Abreise mit solcher Ungeduld, daß sie ihm kaum Zeit ließ, die nöthigen Anstalten zu treffen. Jedoch wollten sie, ehe sie zu Schiffe gingen, vorher eine Reise nach der Hütte machen, um zu sehen, ob sie dort keine Spur von Fatime finden würden. Aber sie fanden Alles, wie sie es verlassen hatten, und da sie dieser Umstand in dem Entschlusse, dem Befehle des Traumes zu gehorchen, bestärkte; so gingen sie nach Masulipatnam zurück, wo Dahy auf einem Schiffe, welches im Begriffe stand, mit einer reichen Ladung unter Segel zu gehen, eine kleine Cajüte miethete, und sie mit allen Bequemlichkeiten versah, die das Beschwerliche einer langen Seereise zu erleichtern, im Stande sind.

Die kleine Kadidsche machte große Augen, als sie zum erstenmal in ihrem Leben nichts als Himmel und Wasser sah; aber das Verlangen nach ihrer Schwester unterstützte ihren Muth und eine aus Neugier und Liebe zusammengesetzte Empfindung für den

schönen Jüngling, der ihr im Traum erschienen war. Sie wollte sich zwar nicht gestehen, daß sie Hoffnungen in ihrem Herzen nährte, die ihr zuweilen selbst lächerlich vorkamen; aber sie war doch neugierig, wie das Alles enden würde, und sie fragte den Alten alle Augenblicke, wie lange sie noch bis nach Sumatra zu fahren hätten.

Um ihre Ungeduld so viel als möglich zu täuschen, und ihre Aufmerksamkeit auf andere Dinge zu ziehen, suchte Dahy Alles hervor, was ihm seine Kenntnisse und die großen Reisen, die er gemacht hatte, zu ihrer Unterhaltung an die Hand gaben, und da die Gewohnheit ihr das Unangenehme seiner Gestalt und seines hohen Alters ziemlich erträglich gemacht hatte, so hörte sie ihm gern zu, und fand immer mehr Behagen an seinem Umgang, je mehr ihr eigener Verstand sich dadurch bildete und je heller es in ihrem Kopfe wurde. Die neue Verbindlichkeit, die sie ihm dafür schuldig wurde, nahm mit dem Werthe zu, den sie in ihren eigenen Augen erhielt; und die Achtung und Bewunderung, die ihr die Vorzüge seines Geistes einflößten, stiegen in eben dem Verhältnisse, wie die Fähigkeit ihrer Einsicht. Rechnet man nun noch das Vertrauen hinzu, das ihr sein immer gütiges, und von dem feinsten Gefühle geleitetes Betragen gegen sie einflößen mußte, und ein

gewisses Wohlwollen, dessen man sich nicht zu einer Person entschlagen kann, von welcher man außerordentlich geliebt wird, wenn man gleich abgeneigt wäre, ihre Liebe zu erwidern; so wird man begreiflich finden, wie aus diesem Allem unvermerkt eine Art von Freundschaft wurde, die sich bei Gelegenheit auf eine so zärtliche Art ausdrückte, daß der gute Alte beinahe zu entschuldigen war, wenn er sich zuweilen mit der unbegründeten Hoffnung täuschte, es könnte doch wohl am Ende noch Liebe daraus werden; — eine Hoffnung, die er in seiner Lage, trotz aller ihrer Unwahrscheinlichkeit, sich um so mehr verzeihen konnte, da sie das Einzige war, was ihm sein Daseyn erträglich machte.

In diesem Wahne überredete er sich, daß es nun Zeit sey, sie nicht länger unwissend zu lassen, wer er sey, was für ein seltsames Schicksal ihn zu ihrem Liebhaber gemacht habe, und wie sehr er ihr Mitleiden verdiene. „Wäre es denn das erste Mal, sagte er zu sich selbst, daß Mitleiden in dem Herzen eines Mädchens zu Liebe geworden wäre?“ Der gute Dahy vergaß, wie man sieht, in diesem Augenblicke, seine kleine bucklige Figur, seine schielenden Augen, seine Glatze, und seine hundert Jahre!

„Liebe Kadidsche, sprach er zu ihr, als sie a einem schönen Abend bei dem heitersten Wetter ih

Augen an der in die Wellen untertauchenden Sonne erfreut, und sich hierauf in ihre Cajüte zurückgezogen hatten; so abgelebt und hinfällig ich Dir auch in dieser Gestalt vorkommen muß, so wirst Du Dich doch nicht wenig wundern, wenn ich Dir sage, daß ich unsterblich bin."

„Unsterblich? rief Kadidsche verwundert, indem sie ihn sehr aufmerksam betrachtete, wenn Ihr es nicht wäret, der es mir sagte," fuhr sie fort und hielt auf einmal inne —

„Nichts ist gewisser," versetzte Dahy und schwieg wieder, um zu bemerken, was in der Seele des Mädchens, bei einem so unerwarteten Geständnisse, vorging.

„So beklage ich Euch von Herzen, erwiderte sie traurig, es würde grausam seyn, Euch in solchen Umständen zu einem Vorzug Glück zu wünschen, den Ihr selbst unmöglich als ein Gut betrachten könnt."

„Auch würde er, fuhr Dahy fort, die unerträglichste Last für mich seyn, wenn ich das wirklich wäre, was ich scheine. Aber Du wirst noch mehr erstaunen, schöne Kadidsche, wenn ich Dir sage, daß Du mich unter einer fremden Gestalt siehst. Meine Eigene ist, ohne Ruhm zu melden, geeigneter, Deinem Geschlechte eher Liebe als Abscheu einzuflößen,

und ist um so gewisser zu gefallen, weil sie den Vorzug einer ewigen Jugend hat. Lilien und Rosen blühen auf meinen Wangen, und Alles, was man schön und liebreizend nennt, ist über meine Person ausgegossen."

„Lieber Himmel, rief das Mädchen, an den schönen Jüngling im Traume denkend, wie könnt Ihr nur einen Augenblick zaudern, eine so vortheilhafte Gestalt wieder anzunehmen?"

„Leider! steht dies nicht in meiner Macht, antwortete Dahy mit einem tiefen Seufzer, darin besteht eben mein Unglück; aber ich habe es nie so schmerzlich gefühlt, liebe Kadidsche, als seitdem es mich Dir in einer so widrigen Verwandlung vor die Augen gebracht hat." — „Und wird es nie aufhören, dieses Unglück?" sagte sie. — „Nur Du allein kannst dies vermitteln," erwiderte er. — „Nur ich? versetzte Kadidsche mit neuem Erstaunen, wie soll ich das verstehen? was kann ich thun, um ein so unbegreifliches Wunder zu bewirken?" — „Nichts, als mich lieben!" war Dahy's Antwort, indem er sie mit einem Ausdruck von Zärtlichkeit ansah, der in einem Gesichte, wie das Seinige, zur abscheulichsten Fratze wurde, und also gerade die umgekehrte Wirkung that. — „Wenn das ist, sagte sie, so besorge ich, Ihr werd ewig bleiben, wie Ihr seyd. Aber, mein guter He

wie wollt Ihr, daß ich so unbegreiflichen Dingen Glauben beimesse?" — „Wenn Du mich nur anhören willst, meine Gebieterin, so wirst Du nicht länger an der Wahrheit meiner Reden zweifeln."

„Du wirst wohl längst schon gemerkt haben, daß ich zu der Klasse von Wesen gehöre, die ihr Genien nennt. Ich habe einen Bruder, der von Natur eben so schön und eben so mächtig war, als ich. Wir sind Zwillinge; sein Name ist Adis, und der meinige Dahy. Durch unsere übernatürliche Macht sind uns alle Dinge diesseits des Mondes unterworfen: aber dies konnte nicht hindern, daß wir selbst nicht der Willkühr des Braminen von Wisapur unterthan wären, der sich durch seine hohe Wissenschaft eine unumschränkte Herrschaft über uns Alle erworben hat. Zu unserm Unglück warf er eine besondere Zuneigung auf mich und meinen Bruder, und zum Beweis seines Vertrauens bestellte er uns zu Hütern eines Mädchens, das er liebte. Vielleicht hätte er besser gethan, ihr ohne Wächter zu trauen! Eine Zeit lang ging alles sehr gut; wir versahen unsern Dienst auf das Pünktlichste; das Mädchen hatte immer einen von uns zur Seite, und wir bemerkten nicht das Geringste, weder in ihren Neigungen, noch in ihrem Betragen, das uns ihre Treue gegen den Braminen verdächtig machen konnte. Plötzlich aber fiel sie in

eine Art von Schwermuth, die sich bald in ein trauriges Dahinwelken verwandelte. Sie seufzte während der Lustbarkeiten, die der Bramine für sie anstellte; und zuweilen sah sie uns, mich und meinen Bruder, an, als ob sie uns um Mitleiden, mit einem geheimen Gram, der sie verzehrte, bitten wollte. Wir waren Beide so weit entfernt, Arges zu denken, daß wir einander um die Ursache dieser Veränderung befragten, die bereits ihrer Schönheit Gefahr zu drohen begann. Aber mit allem unsern Genienverstande war es uns nicht möglich, zu errathen, daß wir selbst die unschuldige Ursache ihrer verborgenen Krankheit seyn könnten. Und doch war es nicht anders; die Arme, die uns täglich vor Augen hatte, ließ vielleicht aus Langweile ihre Blicke auf unsern Gestalten ruhen, und dieses wurde ihr Unglück."

Die junge Kadidsche, die sich bei dieser Geschichte ihres Traumes erinnerte, betrachtete das alte Männchen mit großen Augen, und fühlte, daß seine Erzählung sie zu interessiren anfing.

„Das Mädchen, fuhr der Alte fort, gewann uns Beide endlich sehr lieb, ohne daß wir etwas davon merkten, und die Zeit, von welcher man immer das Beste hofft, that so wenig zur Linderung ihres Uebels, daß es vielmehr alle Tage schlimmer mit ihr wurde.

Es wäre unbegreiflich, wie Kansu, der Bramine, trotz seiner großen Wissenschaft, nicht klarer in den Angelegenheiten seiner Geliebten sah, wenn man nicht wüßte, daß gerade die größten Geister die Leute sind, die nie sehen, was vor ihren Füßen liegt. Genug, der Bramine merkte so wenig davon als wir, und unternahm eine Reise nach den Gränzen der Tartarei, wo er in einer Versammlung von weisen Meistern den Vorsitz führen mußte, ohne sich wegen seiner geliebten Farsana die geringste Unruhe zu machen. Wir beschlossen, Adis und ich, seine Abwesenheit zu benützen, um hinter ihr Geheimniß zu kommen. Der kürzeste Weg schien uns, wenn wir sie dahin bringen könnten, uns selbst ihr Herz aufzuschließen. Wir baten sie also aufs Inständigste, uns nicht länger ein Geheimniß aus ihrem Uebel zu machen, und erboten uns, in den beredtsten Ausdrücken, zu Allem, um die Ruhe ihres Gemüthes wieder herzustellen."

„Die Rede meines Bruders, der das Wort geführt hatte, schien sie in große Verlegenheit zu setzen; allein, da sie dadurch einen Anlaß, sich uns zu entdecken, erhielt, den sie schon lange gesucht hatte, so faßte sie sich bald wieder, und beschloß, die gute Gelegenheit nicht unbenützt vorüber gehen zu lassen. „Ihr seyd zu großmüthig, liebenswürdiger Adis,

antwortete sie ihm, Euch um eine Unglückliche zu beunruhigen, die sich dieser Ehre unwürdig fühlt. Laßt mir, ich bitte Euch, den armseligen Trost, ein Uebel, dem nicht zu helfen ist, im Verborgenen zu beweinen." — „Was sagt Ihr? rief ich ganz erstaunt, Euerm Uebel sollte nicht zu helfen seyn? So begreife ich wahrlich nicht, was es für ein Uebel seyn kann; denn ich kenne kein Unheilbares." — Das Meinige, erwiderte sie, ist von einer so besondern Art, daß, wenn es je durch Etwas in der Welt gelindert werden könnte, Euer Mitleiden das Einzige wäre, wovon ich diese Wirkung hoffen dürfte." — „O! wenn es nur an unserm Mitleiden liegt, rief ich voreilig, auf das könnt Ihr rechnen! Aber wozu könnte Euch unser Mitleiden helfen? Wir werden uns nicht eher zufrieden geben, bis dieser tiefen Schwermuth abgeholfen ist, die Euch allmälig aufreibt. Ist irgend ein körperliches Uebel die Ursache, so wißt Ihr, daß uns die geheimsten Heilkräfte der Natur zu Gebote stehen; oder sollte das Betragen des Braminen nicht so beschaffen seyn, wie es Euer Werth und Eure Liebe um ihn verdienen, so ist Euch ebenfalls nicht unbekannt, wie viel wir über ihn vermögen. Redet also, liebenswürdige Gebieterin; setzt uns in den Stand, Euch unsern Diensteifer thätig zu beweisen, und uns dadurch zugleich um den Braminen, unsern Gebieter,

und um eine Person, die ihm so lieb ist, verdient zu machen."

„Farsana seufzte laut bei diesen Worten. „Meine Gesundheit ist nicht angegriffen, erwiderte sie, und Kansu hat mir keine Ursache gegeben, mich über ihn zu beklagen. Gleichwohl leide ich auf die grausamste Art, und weiß nicht, lieber Dahy, ob Ihr, mit allem Euerm Diensteifer, so geneigt wäret, meinem Leiden abzuhelfen, wenn Ihr es kenntet." — „Ach, meine Gebieterin, rief mein Bruder, Ihr thut uns das größte Unrecht. Stellt uns auf die Probe, so werdet Ihr bald vortheilhafter von uns denken!" — „Und wenn ich Euch nun sagte, antwortete sie erröthend, das Ihr Beide ganz allein Ursache des Uebels seyd, das Ihr heilen wollt!" — „Wir? wir? riefen wir Beide zu gleicher Zeit voll Erstaunen, aber durch die seltsamste Verblendung, noch immer weit entfernt, sie zu verstehen; wie sollte das möglich seyn, setzte ich hinzu, daß wir Urheber einer Wirkung seyn könnten, die so gänzlich unserer Absicht entgegen wäre?"

„Eine solche Frage, nach dem, was ich Euch schon eröffnet habe, sollte mir zwar das tiefste Stillschweigen auferlegen, versetzte sie, aber ich bin schon zu weit gegangen, um mein Geständniß nicht zu vollenden. Wisset also, weil ihr es doch so wollt, daß ich vergebens meine Liebe zu Euch bekämpft habe,

die Euere Weisheit und Euere übrigen trefflichen Eigenschaften in mir hervorriefen. Der Widerstand, den ich leisten wollte, hat mich endlich dahin gebracht, wo Ihr mich seht." Sie begleitete diese Worte mit einem Strom von Thränen. Unsere Bestürzung bei einem so unerwarteten Geständniß ist unbeschreiblich; aber wir erholten uns bald genug, um sie zu überzeugen, daß sie sich keine Hoffnung machen dürfe, daß wir die Treue gegen den Braminen, unsern Gebieter, verletzen würden. Wir beeiferten uns, sie zur gehörigen Einsicht ihres Unrechts gegen Kansu und zur Ueberlegung der schrecklichen Folgen zu bringen, die ihre Leidenschaft für sie und uns haben würde. Aber diese war schon zu weit gediehen. Sie hörte uns zwar mit Gelassenheit an, weil das Geständniß, welches sie uns gemacht, ihr Herz von einer drückenden Last erleichtert hatte: aber unsere Vorstellungen machten nicht den geringsten Eindruck auf ihr Gemüth. Sie schmeichelte sich eine Zeitlang mit der Hoffnung, durch ihre Beharrlichkeit uns endlich doch zu erweichen; aber da sie sich von einem Tage zum andern in ihrer Erwartung betrogen sah, so verfiel sie wieder in ihren vorigen Zustand. Unglücklicher Weise verpflichtete uns der ausdrückliche Befehl des Braminen, sie nicht aus den Augen zu lassen. Das Seltsamste bei ihrer Neigung war, daß sie sich mit

gleicher Heftigkeit auf Beide erstreckte. Sie könnte und würde nie ruhig werden, sagte sie, wenn wir sie nicht aus ihrer jetzigen Lage befreiten. Es hälfe hier kein Widerstand, und wenn wir grausam genug seyn könnten, sie noch länger ohne Hülfe zu lassen, so bliebe ihr kein anderer Trost, als daß schnell genug das Ende ihres elenden Lebens herannahen würde."

„Es war keine leichte Sache, liebe Kadidsche, gegen die vereinigte Wirkung der Schönheit, des Mitleidens und der unaufhörlichen Bitten Farsana's, Stand zu halten. Dennoch aber blieb ich unbeweglich, wiewohl ich die Verblendung und den Starrsinn der armen Unglücklichen von ganzem Herzen beklagte."

„Eines Abends, da ich mich allein bei ihr befand, und sie mehr als gewöhnlich niedergeschlagen sah, fragte ich, was für eine neue Ursache sie haben könnte, sich zu grämen? „Grausamer Dahy, antwortete sie mir, kannst Du eine solche Frage an mich thun? Brauche ich eine andere Ursache, um auf's Aeußerste gebracht zu seyn, als die unerbittliche Strenge, die Du gegen mich beweisest? O! warum, da ihr Brüder einander sonst in Allem so ähnlich seyd, kannst Du hierin allein Deinem Bruder so unähnlich seyn?" — „Meinem Bruder unähnlich? fragte ich erstaunt; wie soll ich das verstehen?" — „Er will Alles für mich thun, versetzte sie, er gab mir die Versicherung, mit mir zu entflie-

hen, wenn Du darein willigst, und uns Deinen Beistand verleihst." — Ich glaubte falsch gehört zu haben. „Wie? rief ich, mein Bruder Adis? Er hätte dies gethan?" — „Ja, versetzte sie kalt, und was ist's denn, das Dich in solches Erstaunen setzen kann? Meinst Du, Jedermann müsse Dir gleichen in übertriebener Strenge? Er hat sich durch meine Thränen erweichen lassen; er hat sein Herz der Liebe geöffnet und wenn Du uns hilfst, so werden wir ganz glücklich seyn!" — „Und habt Ihr nicht an einem Schlachtopfer genug, und hofft Ihr auch mich vom rechten Wege zu verleiten, und Güte und Vertrauen mit schnödem Undank zu vergelten?" — „Ja, mein Dahy, antwortete sie, Dein Beistand allein mangelt mir noch, um glücklich zu seyn. Weh mir! haben alle Leiden, die ich schon so lange erdulde, mir nicht endlich einiges Mitleiden von Dir verdienen können? Ich sterbe, wenn Du Dich nicht erbitten läßt. Kannst Du gefühlloser seyn, als Dein Bruder?"

„Bei diesen Worten warf sie sich weinend zu meinen Füßen, und äußerte so große Verzweiflung, daß ich für ihr Leben besorgt werden mußte. Ich bekenne es, ich wurde überwältigt; und ich willigte in Alles, was Farsana von mir verlangte. Die Flucht wurde verabredet."

„Eine natürliche Folge davon war, daß sich ihre Gesundheit in kurzer Zeit wieder herstellte; sie bekam ihre Munterkeit wieder, wurde schöner als jemals, und wir würden Alle glücklich gewesen seyn, wenn die Vorwürfe, womit unser Herz die Treulosigkeit an dem Braminen bestrafte, die Ausführung der Flucht nicht stets aufgeschoben hätte. Bei allem dem führten wir einige Tage ein ganz angenehmes Leben, als unsere Sorglosigkeit uns auf einmal in das Unglück stürzte, dessen Folgen ich bis auf diese Stunde tragen muß."

„Unter den Dienern des Braminen war ein häßlicher schwarzer Sclave, Namens Torgut, dessen Amt es war, eine tartarische Stute zu striegeln, welche Farsana zu reiten pflegte, wenn sie sich Bewegung im Freien machen wollte. Dieser Unhold war so verwegen, die Augen bis zu seiner Gebieterin zu erheben, und ihr eine Liebeserklärung zu machen. Trotz seiner Häßlichkeit, war er doch mit einem sehr kurzweiligen Geiste begabt, und wenn er neben seiner zu Pferde sitzenden Gebieterin einherging, pflegte er sie mit allerlei drolligen Geschichtchen zu unterhalten, an welchen Farsana großes Behagen fand. Einst fiel ihm ein, ihr von verschiedenen Frauen vorzuschwatzen, mit denen er Umgang gehabt haben wollte. „Wie, Torgut, sagte Farsana lachend, eine Figur

wie Du, kann sich seines Glücks bei Frauen rühmen?“ — „Warum das nicht, antwortete der Schwarze, bin ich etwa nicht so gut als ein anderer? O wahrhaftig, wenn das wäre, so hätte ich meine Rechnung ohne den Wirth gemacht; denn ich habe mir in den Kopf gesetzt, die Liste meiner Eroberungen auch mit Euerm Namen zu vermehren.“

„Bei diesen Worten des Negers brach Farsana in ein helles Gelächter aus; denn sie dachte nichts anders, als er sage es blos, um ihr Spaß zu machen. „Du hast Absichten auf mich? fragte sie. Es ist mir lieb, daß ich's weiß; ich werde mich vor einem so gefährlichen Menschen, wie Du bist, in Acht zu nehmen wissen.“ — Torgut antwortete im nämlichen Tone, und so kam es endlich so weit, daß der rohe Sclave aus Scherz Ernst machte, und sich so benahm, daß Farsana sich genöthigt sah, ihn nicht nur sehr ernsthaft und mit der Verachtung, die ihm gebührte, abzuweisen, sondern, weil er unverschämt genug war, ihren Unwillen noch immer für Scherz zu nehmen, ihm sogar zu drohen, daß sie sich bei dem Braminen über seine Verwegenheit beklagen würde. Der Neger wurde über eine Begegnung, die seinen vermeinten Verdiensten so schlecht entsprach, rachsüchtig. Er nahm sich vor, Farsana zu beobachten, und es glückte ihm so gut, daß unser heimliches

Verständniß mit ihr gar bald kein Geheimniß mehr für ihn war. Aus Neid und Rachgier entdeckte er es dem Braminen, dem die Sache so unglaublich vorkam, daß er sie nur dem Zeugniß seiner eigenen Augen glauben wollte. Um uns sicher zu machen, schützte er eine neue Reise vor; aber er kam unzeitig genug wieder, um uns, mich, meinen Bruder Adis und Farsana zu belauschen, als wir eben unsere nahe bevorstehende Flucht vorbereiteten. Die Vorkehrungen, die wir gemacht hatten, um von Niemand entdeckt werden zu können, halfen nichts gegen die Wissenschaft des Braminen. Alle Thüren öffneten sich ihm, der magische Nebel, der uns einhüllte, zerrann, und auf einmal stand Kansu, als der furchtbarste Richter, vor uns da. „Nichtswürdige, sprach er, indem er einen Blick auf mich und meinen Bruder warf, die grausamsten Martern wären eine zu leichte Strafe für Euer Verbrechen; aber ich will Euch in einen so elenden Zustand stürzen, daß Ihr das Vorrecht der Wesen Euerer Art, nicht sterben zu können, als das äußerste Unglück beweinen sollt.“ Und sogleich, ohne ein Wort zu unserer Entschuldigung anhören zu wollen, fing er seine Beschwörungen an. In einem Augenblick erfüllte das Gemach, wo wir waren, die dickste Finsterniß. Wir hörten den Donner mit schrecklichem Getöse über unserm Haupte

rollen, die Erde zitterte unter unsern Füßen, und fürchterliche Stürme schienen den Untergang der Natur zu verkünden. Wir blieben zwei Stunden in dieser entsetzlichen Finsterniß, und in bebender Erwartung der Strafe, die uns treffen würde. Endlich wurde es wieder hell und das Getöse legte sich; aber wie groß war unser Erstaunen, als wir Beide, ich und mein Bruder, uns, anstatt in einem prächtigen Palast, mitten auf einer dürren Heide befanden, beide in Lumpen gehüllt, und in Gestalt kleiner mißgestalteter Greise, so wie ich, schöne Kadidsche, in diesem Augenblick vor Dir erscheine. „Undankbare, sagte Kansu, von diesem Augenblick an seyd Ihr aller Vorrechte Euerer Natur beraubt, und zum Stande gewöhnlicher Menschen herabgesetzt. Ihr werdet nicht mehr wissen, nicht mehr vermögen als sie, und, den Tod allein ausgenommen, werdet ihr allen Zufällen und allem Ungemach der Sterblichen unterworfen seyn.“

„Nachdem der Bramine dieses Urtheil über uns ausgesprochen hatte, verlangte er nun auch die Umstände unsers an ihm begangenen Verraths zu wissen. Wir erzählten ihm Alles mit der größten Aufrichtigkeit: in welche Bestürzung uns Farsana's Eröffnung gesetzt, welche Mühe wir uns gegeben, sie auf andere Gedanken zu bringen; wie lange und ernstlich

wir uns gegen ihren Willen gesträubt; und wie schmerzlich uns der Gedanke sey, seinem Vertrauen so übel entsprochen zu haben."

„Dieser Bericht und die Aufrichtigkeit unserer Reue stimmten den Braminen zu milderen Gesinnungen gegen uns. Er schien sich selbst zu tadeln, daß er unsere Treue einer so gefährlichen Prüfung ausgesetzt hätte; und da wir ihm immer sehr lieb gewesen waren, so konnte er sich nicht enthalten, uns mit Erbarmen anzusehen. „Meine Kinder, sprach er, es ist nicht mehr in meiner Gewalt, Euch Euere vorige Gestalt unbedingt wieder zu geben; aber ich will Euch, so viel ich kann, die Strenge Euers Schicksals erträglich zu machen suchen, und Ihr werdet Euern natürlichen Zustand mit allen Vorrechten wieder bekommen, sobald Jeder von Euch ein Mädchen unter zwanzig Jahren, die ihn liebt, gefunden haben wird." Muthlos schlugen wir bei diesen Worten die Augen nieder; denn es bedurfte nur eines Blicks auf uns selbst, um uns alle Hoffnung, unter einer solchen Bedingung, auf ewig zu rauben. Kansu errieth unsere Gedanken. „Wie unwahrscheinlich es auch immer seyn mag, sagte er, daß Ihr unter dieser Gestalt Liebe einflößen könntet, so ist es doch nicht unmöglich. Lebet dieser Hoffnung und seyd versichert, daß Ihr unter keiner andern Bedingung wieder

werden könnt, was Ihr wart. Geht nun, Kinder, und erfüllt Euer Schicksal! Ihr müßt Euch trennen, damit Jeder ungestört suchen könne, was ihn entzaubern soll." Hierauf wies er Jedem von uns einen gewissen Ort, ungefähr sechzig Meilen von einander, zum gewöhnlichen Aufenthalt an, ließ uns anständige Kleider geben, und Jedem an Gold und Juwelen den Werth von fünfzig tausend Zechinen aus seinem Schatze auszahlen, damit wir, während unserer Verbannung, gemächlich leben könnten. Hierauf umarmte er uns, und wünschte uns ein baldiges Ende unseres unglücklichen Zustandes."

„Aber gegen die arme Farsana blieb er unerbittlich. Er verwandelte sie in einen Frosch, und verbannte sie in einen Sumpf, wo er ihr den Sclaven Torgut zum Unglücksgefährten gab, nachdem er durch seine Kunst entdeckt hatte, daß dieser aus bloßer Rachgier zum Verräther an seiner Gebieterin geworden war. So wurde der Ankläger und die Verklagte, beide in Frösche verwandelt, dazu verurtheilt, ihr übriges Leben in dem nämlichen Sumpfe zuzubringen, wo die Hoffnung, einander zu quälen, allenfalls noch der einzige elende Trost war, der ihnen übrig blieb."

„Ohne Dich, liebste Kadidsche, mit Beschreibung des traurigen Abschieds aufzuhalten, den wir Brüder

mit so wenig Hoffnung, uns im nächsten Jahrtausend wieder zu sehen, von einander nahmen, will ich die Fortsetzung meiner Geschichte sogleich von der Stadt anfangen, die mir Kansu zum Hauptaufenthalt angewiesen hatte. Meine erste Sorge war, meine fünfzig tausend Zechinen im Handel geltend zu machen; womit es mir so gut gelang, daß ich in weniger als drei bis vier Jahren im Stande war, ohne Nachtheil meines Capitals, einen ganz artigen Aufwand zu machen. Wenn die Weissagung des Braminen in Erfüllung gehen sollte, mußte ich also eine junge Person finden, die einen so sonderbaren Geschmack hätte, um eine zärtliche Neigung für mich zu fassen. Ich suchte alle Tage Gelegenheit, Damen zu sehen. Ich machte ihnen artige kleine Geschenke, stellte ihnen zu Ehren Lustparthien an, und war bei allen öffentlichen Unterhaltungen zugegen; ich that Alles, um den Einfluß des Unsterns, der mich verfolgte, von mir abzuleiten. Auf diesem Wege machte ich mich in Kurzem bei Jedermann beliebt. Der gute Alte! sagte man; er ist aus lauter Fröhlichkeit und heiterer Laune zusammengesetzt. Was muß er erst in seiner Jugend gewesen seyn, da er, mit einem Fuß im Grabe, noch ein Liebhaber vom Vergnügen ist? Vor Allen erhoben mich die Weiber und stellten mich ihren Männern als Muster vor. Die mürrischen

Männer waren die Einzigen, die über mein Betragen Glossen machten. Was doch der Mensch für ein Narr seyn muß, sagten sie, daß er noch immer nach Vergnügungen läuft, die er in seinem Alter nicht mehr genießen kann! — Ich aber, der am Besten wußte, wie und warum, ließ die Leute reden, was sie wollten, und trieb es wie zuvor. Indessen, wie ich's auch anstellte, und wie viel Mühe ich mir gab, mir wollte es doch nicht gelingen, eine zärtliche Neigung in einem jungen Mädchen zu erregen. Ich schränkte mich nicht auf die Stadt ein, wo ich wohnte, obschon es da nicht an jungen Mädchen fehlte; ich machte Reisen auf mehr als fünfzig Meilen in die Runde; aber Alles, was ich dabei gewann, war die Ueberzeugung, daß ich nicht gefallen könne; ein Gedanke, der mich beinahe wahnsinnig machte, ohne jedoch meine Geduld zu brechen. Mehr als zweihundert Jahre sind nun schon über diesem vergeblichen Suchen hingegangen. Man wußte endlich nicht mehr, was man von mir denken sollte. Ich hatte die Welt schon viermal wieder jung gesehen, und alle Diejenigen begraben, die mich in ihrer Kindheit schon so alt und abgelebt gesehen hatten, als ihre Urenkel. Alle Leute sagten sich in die Ohren: Was für ein Mensch ist das? man sieht gar keine Veränderung an ihm. Die ältesten Greise zeigten mich ihren

Kindeskindern mit dem Finger und sprachen: Seht doch den alten guten Dahy. Auch ich habe ihn nicht jung gekannt. Er war, seitdem ich denken kann, immer so alt und gebrechlich, wie ihr ihn jetzt seht, und ich hörte in meiner Jugend meinen Großvater sagen, er habe ihn auch nie anders gesehen. — Du kannst Dir leicht vorstellen, daß ich wenig Freude daran hatte, ein solches Wunder in den Augen der Leute zu seyn. Die Hoffnung, welche mir Kansu gelassen hatte, wurde indessen stärker, je länger sie mich schon getäuscht hatte; ich machte immer neue, wiewohl fruchtlose Reisen; und so geschah es endlich, als ich eben im Begriff war, von Masulipatnam wieder nach Hause zu kehren, daß ich Dir und Deiner Schwester begegnete. Was ich euch damals sagte, holde Kadidsche, zeigte Dir deutlich genug, wie sehr mich Dein Anblick bezauberte: aber leider! sah ich zugleich nur gar zu wohl, wie unangenehm Dir der Meinige war." — — —

Die Stimme brach hier dem guten alten Mann; er hörte auf zu reden, und Kadidsche, die von seinem Unglück wirklich gerührt war, hätte ihm gern etwas Tröstliches gesagt, und sagte ihm auch in der That Alles, was ihm ihr mitleidiges und erkenntliches Herz beweisen konnte, nur nicht das Einzige, wovon sein Glück abhing; und dies war es doch

allein, was er zu hören wünschte. Dahy beklagte sich nun öfter über ihre Härte, Kadidsche über seine Unbilligkeit; und immer endigte ihr Streit damit, daß Beide über sich selbst ungehalten waren: er, daß er ihr das Unmögliche zumuthen wollte; sie, daß es ihr unmöglich war, einen Mann zu lieben, dem sie doch so herzlich gern hätte helfen mögen. Uebrigens, wenn das holde Mädchen seufzte, so geschah es nicht immer aus Mitleiden mit dem armen Dahy. Es war ihr unmöglich, sich den schönen Jüngling mit den blonden Locken aus dem Sinne zu bringen; sein Bild stahl ihr manche Stunde ihres Schlafs. Seine Aehnlichkeit mit der Beschreibung, welche der alte Dahy von seiner frühern Gestalt entworfen hatte, und die Worte: „Betrachte mich wohl, denn Du siehst Denjenigen, den Dir das Schicksal zum Gemahl bestimmt hat!" erweckten ihr Gedanken, aus welchen sie sich nicht herauszuhelfen wußte. „Sollte wohl, dachte sie zuweilen, Dahy selbst dieser Gemahl seyn, der mir bestimmt ist?" Wie liebenswürdig fand sie ihn unter der Gestalt, worin er ihr im Traum erschienen war! Aber dann bedurfte es nur eines einzigen Blicks auf den Dahy, der wirklich vor ihr stand, um zu fühlen, daß es ihr immer unmöglich seyn müsse, die Bedingung zu erfüllen, unter welcher sie ihm seine ursprüngliche Gestalt und ewige Jugend wieder geben könnte.

Und doch war ihr ein Jüngling von dieser Gestalt zum Gemahl bestimmt! Und Kansu hatte den unglücklichen Brüdern Hoffnung gemacht, daß sie endlich die Mädchen finden würden, die ihrer Bezauberung ein Ende machen sollten!

Inzwischen hatte das Schiff, worauf sie sich befanden, in vierzehn Tagen mehr als fünfhundert Seemeilen zurückgelegt, und sie konnten, nach Dahy's Rechnung, nicht weit mehr von der Küste, wohin ihr Lauf gerichtet war, entfernt seyn; als der Wind sich auf einmal umlegte, und ein heftiger Sturm sie mit solcher Gewalt in die weite See trieb, daß es ihnen unmöglich war, länger einen gewissen Lauf zu halten. Sie wurden etliche Tage lang hin und her getrieben, und endlich an eine Insel geworfen, die weder dem Schiffshauptmann, noch einem von seinen Leuten bekannt war. Sie erblickten eine große Stadt, die in Gestalt eines halben Mondes sich über dem Ufer ausbreitete und einen geräumigen und bequemen Hafen bildete. Kaum waren sie in denselben eingelaufen, so sahen sie sich von allen Seiten von einer Menge kleiner Boote umringt, aus welchen eine unendliche Menge menschenähnlicher Wesen wimmelte, die mit unglaublicher Behendigkeit an ihrem Schiffe hinaufkletterten. In ihrem Leben hatten unsere Reisenden keine so seltsamen Geschöpfe gesehen.

Sie waren alle klein, häßlich und schlecht gebaut, und hatten etwas so lächerlich Verzerrtes in ihrer Gesichtsbildung, eine so komische Lebhaftigkeit in ihren Bewegungen und Gebehrden, mit einem Worte, etwas so Affenmäßiges in ihrem ganzen Wesen, daß, wenn sie nicht eine Sprache, die unsern Reisenden bekannt war, gesprochen hätten, man sie eher für eine Art von Waldteufeln als für Menschen hätte halten sollen. Ihre Kleidung war eben so seltsam, als ihre Gestalt und Manieren. Sie hatten hohe dreieckige Hüte von buntem Kartenpapier auf dem Kopfe, und trugen lange Röcke von baumwollenem Zeuge, die über und über mit gelben, blauen und grünen Klecksen und allerhand tollen Zeichen bemalt waren, und das abgeschmackte Aussehen dieser sonderbaren Insulaner nicht wenig vermehrten. In wenig Augenblicken war das ganze Schiff so sehr mit ihnen angefüllt, daß die Leute sich kaum regen konnten, und weil Widerstand hier zu Nichts geholfen hätte, Alles mit sich anfangen lassen mußten, was ihnen beliebte. Es zeigte sich gar bald, daß sie, vermöge der Gesetze ihrer Insel, Alles, was auf dem Schiffe war, als ein ihnen zugefallenes Eigenthum behandelten. Somit stellten sie alle Personen von der Equipage in eine lange Reihe, und besahen sie zuerst von allen Seiten, dann untersuchten sie die Haare und Zähn

sehr aufmerksam und zählten vornehmlich die Runzeln, wenn sie deren in einem Gesichte antrafen, mit vieler Genauigkeit ab. Die Schiffsmannschaft hätte sich über die Grimassen, die sie dazu machten, todt lachen müssen, wenn das Erstaunen und die Ungewißheit, was in den Händen solcher Unholde aus ihnen werden würde, sie nicht wider Willen ernsthaft gemacht hätte.

Schon fingen sie an, einige alte Matrosen auszusondern, und schienen sie mit besonderer Achtung zu unterscheiden: als sie Dahy, Kadidsche und die alte Sclavin erscheinen sahen, die sich bisher noch in der Cajüte verborgen hatten. Bei diesem Anblick gerieth der Befehlshaber, der eine ansehnliche Stelle am Hofe der Königin dieser Insel bekleidete, vor Entzücken ganz außer sich. Besonders verweilten seine Augen auf der alten Sclavin, die er auf den ersten Blick so liebenswürdig fand, daß er sich auf der Stelle entschloß, sie an die Spitze seines Harems zu setzen. Er warf sich ihr zu Füßen, erklärte ihr seine Liebe in den schönsten Ausdrücken und beschwor sie, das Opfer seines Herzens günstig aufzunehmen. Da es vergebens gewesen wäre, hier die Spröde machen zu wollen, so ergab sich die alte Sclavin mit guter Art, und machte ihn dadurch, wie es schien, zum Glücklichsten aller Menschen. Er überlieferte sie

unverzüglich dem Vertrautesten seiner Diener, und sagte ihm, daß er mit seinem Kopfe für sie stehen würde.

Der weise Dahy wußte nicht, wie er sich einen so verkehrten Geschmack erklären sollte. „Die Weiber müssen wohl sehr selten auf dieser Insel seyn, sprach er zu sich selbst, weil sogar eine alte Sclavin fähig ist, einen so starken Eindruck zu machen!" Dieser Gedanke setzte ihn wegen Kadidsche in große Unruhe; aber es zeigte sich bald, daß er sich vergebliche Sorge gemacht hatte. Seine junge Geliebte besaß nichts, was ihr in den Augen dieser Insulaner einen Werth gab; und wenn sie bei ihnen einige Gefahr lief, so war es wenigstens nicht diejenige, die er befürchtete. Der Befehlshaber hatte kaum die alte Sclavin in seinen Harem abführen lassen, als er von ungefähr einen Blick auf das schöne Mädchen warf. Erstaunt, sie so reich gekleidet zu sehen, sagte er in einem rauhen Tone: „Für ein so häßliches Geschöpf bist Du gut genug angezogen." Und sogleich befahl er einem seiner Bedienten, das garstige Ding in die Wohnung seiner Sclavin abzuführen, und sie zu den niedrigsten Verrichtungen anzuhalten. Eine so unwürdige Behandlung war mehr, als das gute Mädchen, die immer der zärtlichsten Begegnung gewohnt gewesen war, ertragen konnte. Sie brach in Thränen aus,

und bat ihren alten unvermögenden Beschützer mit aufgehobenen Händen, sich ihrer anzunehmen. Die Bewegung, die er in diesem Augenblick gegen sie machte, und der Angstruf, als er sie mit Gewalt wegschleppen sah, zog plötzlich die Aufmerksamkeit der Insulaner auf ihn. Seine kleine zusammengekrümmte Figur, seine kurzen, auswärts gebogenen Beine, seine Runzeln und grüngelbe, verschrumpfte Haut, die behaarten Warzen, die sein Gesicht bedeckten, kurz, Alles, was Kadidsche widerlich und abschreckend vorgekommen war, wurde der Gegenstand der Bewunderung dieses tollen Volkes. Das Erstaunen war so groß, daß Alles sogleich verstummte. Aber auf einmal brach man in Ausdrücke der lebhaftesten und unmäßigsten Freude aus, und man hörte von allen Seiten nichts als ein verwirrtes Getöse von Lobeserhebungen und Jubelgeschrei. Der Befehlshaber selbst vergaß auf einen Augenblick seine Würde, und ließ sich von der allgemeinen Schwärmerei hinreißen. Aber er faßte sich sogleich wieder, warf sich dem bewunderten Greise zu Füßen, stieß mit seinem spitzigen Hut von Pappe gegen den Boden, und bat ihn in den ehrerbietigsten Ausdrücken um Vergebung, daß man ihm die gebührende Ehre nicht eher erwiesen habe.

„Ich bekenne, sprach er, daß ich von dem Glanze

der schönen Dame aus Euerm Gefolge, die nun in meinem Harem ist, zu stark geblendet war, um meiner selbst mächtig zu bleiben. Indessen, wie sehr ich auch für sie eingenommen bin, muß ich gestehen, daß Euere Schönheit Alles übertrifft, was auf dieser Insel jemals gesehen worden. Erlaubet, daß man Euch in den Palast unserer Königin Scheherbanu führe. Ich bin gewiß, diese große Fürstin wird von Euerm Anblick bezaubert werden, und Euch alle Ehrenbezeugungen, wozu Ihr berechtigt seyd, erweisen lassen."

Der Befehlshaber wollte fortfahren, ihm das Glück anzupreisen, das ihn erwartete, als ihm Dahy, dem bereits die Geduld verging, in die Rede fiel und ihn bat, statt der ungereimten Redensarten, ihm lieber das Mädchen wiederzugeben, das er ihm genommen hatte. „Wen? antwortete der Befehlshaber: den kleinen Wechselbalg? Ach! schöner Greis, fasset Gesinnungen, die Eurer würdiger sind, und denket jetzt nur darauf, wie Ihr unserer großen Königin gefallen wollt, vor welche wir Euch zu führen im Begriffe sind." — Mit diesen Worten packten er und sein Adjutant den guten Alten unter den Armen, und führten ihn, wie sehr er sich auch sträubte, nach dem Palast der Königin ab. —

Dahy, der diese Gewaltthätigkeit als eine Verspottung seiner Figur und seines Alters ansah, stellte

darüber schmerzliche Betrachtungen an. „Welch' ein unseliges Schicksal! sprach er zu sich selbst, indem man ihn fortschleppte; wer dächte, daß ein Genius zu diesem Grade von Ohnmacht und Abhängigkeit erniedriget werden könnte?"

So natürlich dieser Gedanke war, so fehlte doch sehr viel, daß er den wahren Sinn der Insulaner erkannt hätte; denn es war ihnen mit Allem, was sie ihm sagten, völliger Ernst. Die Königin selbst, sobald sie ihn erblickte, konnte sich nicht enthalten, ihn zu bewundern, und ihm die Zuneigung, die er ihr einflößte, in den schmeichelhaftesten Ausdrücken zu erkennen zu geben. Sie pries den Tag, an welchem ihrem Reiche das Heil widerfahren war, von einem so herrlichen Geschöpfe besucht zu werden; und, obwohl sie sich Gewalt anthat, ihm nicht Alles zu verrathen, was sie für ihn fühlte, so sagte sie doch genug, um die Hofleute über das, was in ihrem Herzen vorging, nicht in Ungewißheit zu lassen; und diese verstanden die Sache zu gut, als daß sie nicht auf den ersten Wink die Gesinnungen der Königin errathen hätten. Der alte Dahy wurde nunmehr mit den außerordentlichsten Ehrenbezeugungen überhäuft, und nachdem alle Großen des Reichs ihm mit größter Ehrfurcht gehuldigt hatten, wurde er auf Befehl der Königin in ein, nach Landesart prächtiges, mit

bunten Strohmatten geziertes Gemach geleitet, welches sie ihm zur Wohnung angewiesen hatte.

Die gute Königin konnte nicht länger warten, als bis die Hofleute sich entfernt hatten, um ihrem bezaubernden Gast einen Besuch abzustatten, und ihm, kraft ihres königlichen Vorrechts, einen Liebesantrag zu machen, den der Alte anfangs, nicht ohne innern Grimm über den frühern Spott, als einen gnädigen Scherz, mit aller Ehrerbietung, die er einer Dame von solchem Rang schuldig war, beantwortete. Als er aber aus ihren Antworten sah, daß es wirklich Ernst war, so überlief ihm endlich die Galle, und er konnte sich nicht länger enthalten, der Königin Dinge zu sagen, die noch keiner Königin gesagt worden sind. Gleichwohl hielt sie ihren Unwillen zurück, und machte noch verschiedene Versuche, ihn mit Sanftmuth auf bessere Gedanken zu bringen. Da aber Alles nichts helfen wollte, und Dahy immer beleidigender in seinen Ausdrücken wurde, so ließ sie den Hauptmann der Wache rufen.

„Führet mir, sagte sie zu ihm, diesen Alten in den schwarzen Thurm, wo er dem Andern Gesellschaft leisten mag, der die Zärtlichkeit meiner Schwester Mulkara verschmäht hat. Beide werden dort Gelegenheit finden, es zu bereuen, daß sie unsere Anträge zurückgewiesen haben.“

Nach diesen Worten entfernte sich ihre Majestät mit gebührendem Stolze, und ihr Befehl wurde sogleich vollzogen.

Dahy ließ sich willig nach dem schwarzen Thurme abführen, und stellte sich's als keinen geringen Trost in seinem Unglücke vor, daß er einen andern eben so unglücklichen Alten daselbst zum Gesellschafter haben würde. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er beim ersten Blick in dem Gefährten seines Unglücks seinen Bruder Adis erkannte! Sie hielten sich mit thränenvollen Augen eine lange Zeit umarmt, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Endlich fanden sie die Sprache wieder, und man kann sich leicht vorstellen, wie viel zwei Brüder, die sich so zärtlich liebten und seit mehr als zweihundert Jahren nicht gesehen hatten, nun aber wieder durch ein gleiches Schicksal zu denselben Leiden vereinigt waren, einander zu sagen haben mußten. Natürlich gab ihr gegenwärtiger Zustand und der widersinnige Geschmack der Einwohner dieser Insel, deren Folge er war, den ersten Stoff zur Unterhaltung.

„Begreifst Du es? sagte Dahy zu seinem Bruder. Ich kenne wohl Völker, bei denen eine platte Nase, kleine Schweinsaugen, ein spitziger Kopf und ein Hängegebauch für Schönheiten gelten. Aber wie man über Gestalten, wie die Unsrigen, in Entzücken gerathen

kann, davon habe ich keinen Begriff." — „Ich will Dir das Räthsel mit zwei Worten lösen, versetzte Adis. Diese Insulaner verehren einen großen häßlichen Affen als Götzen, und dieser hat seine Priester. Wo ein Affe das Urbild der Vollkommenheit ist und Tempel und Priester hat, da geht es ganz natürlich zu, wenn seine Anbeter nach und nach zu Affen werden. Ein jedes Volk bildet sich unvermerkt nach seinem Götzen."

Dahy hatte nichts gegen diese Erklärung einzuwenden, als — daß ihr Schicksal dadurch nicht besser würde. Sie fingen nun an, einander zu fragen, wie es Jedem in der langen Zeit ihrer Trennung ergangen sey, und Dahy ermangelte nicht, die Geschichte seiner Bekanntschaft mit Kadidsche zu erzählen, und Alles, was ihm seit derselben begegnet war, ohne den geringsten Umstand auszulassen.

„Was Du mir da erzählt hast, fing dann Adis an, läßt mir keinen Zweifel übrig, daß unser Unglück bald ein Ende nehmen wird. Ja, mein lieber Bruder, wir sind dem Augenblick nahe, der uns unsere eigene Gestalt und mit ihr die Rechte unserer Gattung wieder geben wird, deren wir schon so lange beraubt sind. Du wirst eben so wenig daran zweifeln, als ich, wenn Du gehört haben wirst, was ich Dir erzählen will. Ich hatte mir in dem Lande

welches mir der Bramine Kansu angewiesen, bereits über zweihundert Jahre lang vergebens alle Mühe von der Welt gegeben, eine junge Schöne zu finden, die sich in meine abscheuliche Figur verlieben könnte, als mir einst eine junge Bäuerin von siebzehn bis achtzehn Jahren im Traume erschien, und zu mir sprach: „Du hoffst umsonst das Ende Deiner Verbannung in dieser Stadt zu finden. Wenn Du dieses Wunder erleben willst, so schiffe Dich nach der Insel Sumatra ein. Betrachte mich wohl, denn Du siehst in mir Diejenige, die Dir das Schicksal zur Gattin bestimmt hat." Das Mädchen war von ungemeiner Schönheit. Ich fühlte bei ihrem Anblick die innigste Liebe; ich wollt' es ihr sagen, aber sie verschwand und ich erwachte. Dieser Traum schien mir mehr als eine gewöhnliche Bedeutung zu haben. Ich betrachtete ihn als einen geheimen Wink, schiffte mich nach Sumatra ein, und wurde, wie Du, durch einen Sturm, den ich nicht für natürlich halte, auf diese Insel geworfen. Hier begegnete mir mit der Prinzessin Mulkara, welche damals in Abwesenheit ihrer Schwester regierte, Alles, was Dir mit der Königin Scheherbanu begegnet ist. Sie erklärte mir ihre Liebe; ich glaubte, sie treibe ihren Scherz mit mir; sie überzeugte mich vom Gegentheil und erhielt die Antwort, die Du Dir denken kannst. Sie wurde

dringend, ich wurde ungeduldig, und das Ende davon war, daß ich in diesen Thurm geworfen wurde, wo ich so lange büßen soll, bis ich mich geneigt finden werde, zu den Füßen meiner Prinzessin die ihrer Hoheit und Schönheit zugefügte Beleidigung wieder gut zu machen. Unter dieser Bedingung könnte ich wohl ewig in diesem Thurme schmachten müssen: aber daß wir uns so unverhofft hier zusammen finden, die Mittel, die uns zusammengebracht haben, die wunderbare Aehnlichkeit meines Traumes mit dem Traume Deiner Geliebten, und die Aehnlichkeit der jungen Bäuerin, deren Bild seitdem nicht aus meiner Seele gekommen ist, mit ihrer Schwester Fatime; das Alles überzeugt mich, daß eine verborgene Hand im Spiele ist, und daß wir —"

Ehe Adis seine Rede vollenden konnte, öffnete sich die Thür des Kerkers, und der Hauptmann der Leibwache trat herein. Er stieß, nach Landessitte, mit seiner spitzigen Mütze auf den Fußboden, und sprach zu den Brüdern: „Glorwürdigste Greise, ich komme im Namen unserer erlauchten und mildherzigen Fürstinnen, Euch anzukünden, daß sie Alles, was ihnen an Euerm Betragen hätte mißfällig seyn können, in den Abgrund der Vergessenheit versenkt haben. Als Beweis, und aus Ueberzeugung, daß eine so übermenschliche Schönheit, wie die Eurige, nur das

Eigenthum der Familie des großen Affen seyn kann, haben sie mit Beistimmung der Priester beschlossen, daß sein Tempel von nun an Eure Wohnung seyn, und daß Euch daselbst alle die Ehre widerfahren soll, wozu Ihr als nahe Verwandte desselben berechtigt seyd."

Die beiden Brüder waren über diesen neuen Ausbruch der seltsamen Thorheit dieses abenteuerlichen Volkes nicht wenig betroffen, hatten aber keine Lust, die Hauptpersonen des neuen Possenspiels zu werden, das man mit ihnen spielen wollte. Indessen, weil doch im Vergleich ein Tempel immer besser war als der schwarze Thurm, und weil sie entschlossen waren, ihrem Schicksal in allen Dingen nachzugeben: so folgten sie dem Hauptmann gutwillig nach der Pagode, wo sie von dem Oberpriester und den übrigen Dienern des Tempels an der Pforte mit großer Feierlichkeit empfangen wurden. Die Königin, ihre Schwester, der Hof und die ganze Stadt waren bereits zugegen; es wurden Hymnen den beiden Vettern des großen Affen zu Ehren, angestimmt; und nachdem man sie unter einer Menge possierlicher Ceremonien wohl besungen und beräuchert hatte, ließ man sie auf ein großes, sieben Fuß hohes Gerüst steigen, wo zwei prächtige Throne von bunten Strohmatten für sie bereitet waren. Die Brüder nahmen

geduldig ihren Platz, und während die Priester die Zurüstungen zu dem Opfer machten, das ihnen auf dem Altare, hinter welchem das Gerüst aufgerichtet war, dargebracht werden sollte, tanzte ein Chor junger Mädchen singend um den Altar, und die Augen aller Anwesenden waren in schwärmerischer Entzückung auf die neuen Götzen gerichtet: die in den Talaren von buntem Stroh, womit man sie behangen hatte, eine sehr komische Figur machten, und so aussahen, als ob sie an allem diesem Unsinn kein sonderliches Belieben fänden. Aber plötzlich wurde Gesang und Tanz und Opfer durch eine Begebenheit unterbrochen, die der Freude und Andacht der Anwesenden auf einmal ein schreckliches Ende machte. Adis und Dahy verloren die Gestalt abgelebter Greise, und glänzten wieder in ihrer ursprünglichen Schönheit und Jugend. Auf ihren Stirnen und Wangen blühte die Blume der ewigen Schönheit; dichtes blondes Haar wallte in großen Locken um ihren Nacken; kurz, sie wurden auf einmal wieder, was sie waren, als jene Farsana zu ihrem Unglück ein zu zärtliches Auge auf sie warf. Welche eine fürchterliche Verwandlung war dies in den Augen der Insulaner! Ein allgemeiner gräßlicher Schrei verkündigte die allgemeine Bestürzung. Die Priester, die eine so unnatürliche Verwandlung für ein Wunder von böser Vorbedeutung

hielten, liefen in größter Verwirrung davon; die Mädchen, die um den Altar tanzten, wandten voll Schrecken um und entflohen; die Königin und die Prinzessin, ihre Schwester, deren Zärtlichkeit sich auf einmal in Abscheu verwandelte, eilten in ihren Palast zurück. In einem Augenblick war die ganze Pagode leer, und die beiden Genien blieben allein, und staunten einander an. Da sie aber mit ihrer Gestalt auch ihre übrigen Vorzüge wieder erhalten hatten, so erkannten sie sogleich, daß ihre Bezauberung durch zwei Mädchen aufgelöst worden war, die sich während der Ceremonien in ihre Greisengestalt verliebt hatten, und aus Abscheu vor ihrer jetzigen, mit den Uebrigen davon gelaufen waren.

Sie bezeugten einander noch ihre Freude über diese glückliche Umwandlung, als sie den Braminen Kansu, mit Fatime an der Hand, in die Pagode treten sahen. Auf den ersten Blick erkannte Adis das reizende Bauermädchen seines Traumes.

„Ach, rief er mit Entzücken, das ist das holde Mädchen, dessen Bild so schön in meinem Herzen lebt!" — „Ja, Adis, da ist sie, sagte der Bramine, um Euer Glück vollständig zu machen, habe ich sie mitgebracht. Sie war, seitdem sie von ihrer Schwester getrennt wurde, in meinem Schutze. Endlich, meine Kinder, fuhr er fort, habe ich die Freude, Euch

wieder dem traurigen Zustande entrissen zu sehen, in welcher mein zu rascher Zorn Euch versetzte. Es war mir schmerzlich; aber es war unmöglich, das, was ich für Euch gethan habe, früher zu thun. Denn ich bin es, Dahy, der Dich die beiden Schwestern finden ließ, die dazu bestimmt sind, Euch alle Euere Leiden durch ihre Liebe zu vergelten. Ich bin der Urheber der Träume, die den Gedanken, nach Sumatra zu reisen, in Euch erweckten; und ich habe Euch durch von mir erregte Stürme an die Küste dieser Insel geworfen, weil ich wußte, was hier geschehen würde. Ja, ich läugne nicht, daß ich zur Beförderung meiner Absicht, der gewöhnlichen Narrheit dieser Insulaner durch meine Kunst ein Wenig nachgeholfen habe. Nun fehlt nur noch Eines zum vollständigsten Glücke! Dahy, hole Kadidsche herbei, und mach' ihr das Vergnügen, ihre Schwester und den schönen Jüngling ihres Traumes wieder zu sehen."

Dahy eilte in die Küche des Hauptmanns der Leibwache, und brachte Kadidsche in die Pagode. Die Umarmungen der beiden Schwestern, das Entzücken der beiden Brüder, und die Freude des alten Braminen über das Glück dieses Doppelpaares, welches sein Werk war, sind nicht mit Worten zu schildern. Um ihr Glück vollkommen zu machen, gab Kansu den beiden Genien auch die Freiheit wieder

und erlaubte ihnen mit ihren Geliebten zu leben, wo sie es wollten. Er entschwand hierauf ihren Augen, und die beiden Brüder flogen mit den schönen Schwestern in eine Insel des Genienlandes, die, von ihnen bewohnt und bevölkert, ein Abbild des irdischen Paradieses wurde.

Glück und Unglück.

Es war einmal eine Königin, die hatte zwei gleich schöne Knäblein. Eine Fee, die der Königin Freundin war, wurde gebeten, die Pathenstelle zu vertreten und ihnen ein Geschenk zu machen.

„Ich schenke dem Aeltern, sagte sie hierauf, alles nur erdenkliche Elend bis zu seinem fünf und zwanzigsten Jahre, und nenne ihn Unglück."

Als die Königin dies hörte, fing sie an erschrecklich zu weinen und die Fee zu bitten, daß sie doch dies Geschenk zurücknehmen möchte.

„Ihr wißt nicht, was Ihr begehrt, erwiderte jedoch die Fee, wenn ich ihn nicht elend werden ließe, so würde er schlecht und böse werden."

Hierauf wagte die Königin nichts einzuwenden, allein sie bat die Fee, für den zweiten Sohn selbst eine Gabe auswählen zu dürfen.

„Ihr wählet vielleicht das Unrechte, bemerkte die Fee, allein gleichviel, ich verspreche Euch, ihm das zu gewähren, was Ihr für ihn erbitten werdet.“

„So wünsche ich denn, sprach die Königin, daß ihm Alles, was er unternehmen wird, gelingen möge, dann wird er gewiß glücklich seyn.“

„Ihr könntet Euch täuschen, und ich will ihm daher auch diese Gabe nur bis zum fünf und zwanzigsten Jahre bewilligen.“

Nun erhielten beide Prinzen Ammen; allein schon am dritten Tage bekam die Amme des ältesten Prinzen das Fieber. Man suchte eine Andere, jedoch diese brach schon am ersten Tage ein Bein; die Dritte, die man herbeischaffte, verlor die Milch, sobald Prinz Unglück angelegt wurde, und da sich nun das Gerücht verbreitete, daß des Prinzen Schicksal seinen Ammen dies Unglück bereitete, so konnte man keine mehr haben, die sich der Gefahr, ihn zu säugen, aussetzen wollte. Das arme Kind schrie vor Hunger, und Niemand wollte sich seiner annehmen. Endlich fand sich eine alte Bäuerin, die sehr arm war und selbst viele Kinder zu ernähren hatte, die sich als Amme antrug, wenn man ihr eine bedeutende Summe dafür zahlen wollte. Da nun der König und die Königin den Prinzen Unglück nicht um sich haben wollten, so bewilligten sie Alles, und gaben ihn

der alten Bäuerin mit, die ihn nach ihrem Dorfe trug.

Das zweite Prinzchen, das Glück getauft worden war, erfuhr indessen gerade das Gegentheil. Papa und Mama liebten ihn bis zum Auffressen und vergaßen darüber bald seinen ältern Bruder.

Indessen war die Bäuerin, ein böses Weib, mit dem Prinzen Unglück zu Hause angelangt. Sie nahm ihn sogleich aus den schönen Windeln, die sie ihrem eigenen Sohne gab, der so alt war, als der kleine Prinz. Diesen aber wickelte sie in einen schlechten Unterrock, und trug ihn in einen Wald, wo es viele wilde Thiere gab. Hier steckte sie ihn in ein enges Loch, in dem drei junge Löwen lagen, denen gerade die Zähne zu wachsen anfingen, damit ihn diese auffressen möchten.

Als die Löwin nach Hause kehrte, um nach ihren Jungen zu sehen, that sie dem armen hilflosen Kinde nichts zu leide; sie legte sich aber zu ihm und ließ ihn an ihren Brüsten saugen. Sie wiederholte es alle Tage, bis daß der Knabe laufen konnte und schon nach sechs Wochen konnte er dies mit den jungen Löwen um die Wette; denn Löwenmilch macht stark und kräftig, wie man sich wohl denken kann.

Inzwischen war aber jener Sohn der Amme, den diese für den jungen Prinzen ausgegeben hatte

gestorben, und König und Königin waren froh, von der Last ihres verneinten Kindes befreit zu seyn. Prinz Unglück blieb zwei Jahre lang in dem Walde, bis daß ein Hofherr ihn einst auf der Jagd mitten unter wilden Thieren fand, und nicht wenig überrascht darüber war. Er fühlte Mitleid mit der unglücklichen Lage des Kindes, und nahm es mit nach seinem Schlosse. Hier vernahm er, daß man bei Hofe einen Knaben suche, der dem Prinzen Glück Gesellschaft leisten solle, und er stellte nun in dieser Absicht Prinz Unglück unbekannterweise der Königin vor.

Glück bekam einen Lehrer, der ihn das Lesen lehrte; aber dieser erhielt den strengen Befehl, den jungen Prinzen nie zu strafen, damit er ja keine Thräne vergösse. Glück hatte dies nun aber gehört und weinte jedesmal, wenn die Stunde angehen sollte. Daher mußte der Unterricht immer aufgeschoben werden, und fünf Jahre vergingen, ohne daß er einen einzigen Buchstaben kannte, während Unglück nicht nur lesen, sondern auch schon schreiben gelernt hatte. Um endlich dem Prinzen Glück doch ein wenig Strenge zu zeigen, erhielt der Lehrer den Befehl, jedesmal Unglück zu bestrafen, so oft der Andere seine Pflicht versäumt haben würde. Nun konnte der arme Unglück noch so fleißig seyn, was half's ihm? er wurde

dennoch geschlagen. Ueberdies war noch Glück so übermüthig und boshaft, daß er jetzt mehr Fehler beging als sonst, damit nur sein Bruder, den er nicht kannte, recht viele Schläge erhielt.

Hatte Unglück einen Apfel oder Spielzeug erhalhalten, sogleich entriß es ihm Glück aus den Händen; wollte Jener etwas sagen, so befahl er ihm herrisch, zu schweigen, und wollte Jener nicht sprechen, so mußte er es thun, auf den Befehl seines glücklichen Bruders. Mit einem Worte, er war ein kleiner Märtyrer, mit dem Niemand Mitleid hatte. So lebten sie bis in's zehnte Jahr, und die Königin wunderte sich nicht wenig über die Unwissenheit ihres Sohnes.

„Die Fee hat mich betrogen, sprach sie, ich glaubte, daß mein Kind der klügste und gelehrteste Prinz der Welt werden würde, da ich gewünscht hatte, daß ihm Alles, was er unternehmen würde, glücken solle.“ Hierauf eilte sie zur Fee, um sie deshalb zur Rede zu stellen.

„Frau Königin, erwiderte ihr diese, Sie hätten ihrem Sohne weit eher einen guten Willen wünschen sollen, als große Talente. Diese ohne jenen helfen zu nichts. Er will jetzt nur böse und dumm bleiben, und sehen Sie nur, wie trefflich es ihm gelingt.

Mithin werden seine Wünsche erfüllt, wie ich es vorausgesagt habe."

Nachdem die weise Fee diese Worte gesprochen hatte, kehrte sie der Königin den Rücken; diese aber mußte tief betrübt den Rückweg nach ihrem Palaste antreten. Hier hatte sie im Sinne, zum erstenmale den Prinzen Glück auszuschelten, um ihn zu vermögen, fleißiger zu seyn; er aber war weit entfernt, ihr Besserung zu geloben, sondern sagte: er wolle sich das Leben nehmen und vor Hunger sterben, wenn man ihn ärgern würde. Dies jagte nun der Königin solche Angst ein, daß sie ihm sogleich wieder schmeichelte, ihn auf den Schooß nahm, ihn küßte, ihm Zuckerwerk gab und ihm die Versicherung ertheilte, daß er eine ganze Woche lang gar nichts mehr zu lernen brauche, wenn er sich nur nicht das Leben nehmen und recht viel essen wolle, damit ihm der böse Hunger nicht schade.

Prinz Unglück, den Niemand kannte, war ein Wunder von Gelehrsamkeit und Sanftmuth geworden; er war so sehr daran gewöhnt, immer widersprochen zu werden, daß er gar keinen eigenen Willen hatte, und selbst den tollsten Launen seines Bruders entgegen kam. Dieser böse Knabe jedoch war wüthend darüber, daß Unglück gescheidter war als er, und konnte ihn deshalb nicht ausstehen; und die

Lehrer prügelten den armen Unglück immerwährend, blos um ihrem jungen Gebieter gefällig zu seyn.

Da sagte eines Tages der boshafte Junge zur Königin, er wolle seinen Gespielen nicht mehr vor Augen sehen, und man möchte ihn nur sogleich aus dem Palaste fortjagen, sonst würde er sich ein Leides anthun und keinen Bissen Nahrung mehr zu sich nehmen.

Man kann sich leicht die Folgen dieser Drohung denken. Unglück wurde aus dem Palast geworfen und da Niemand es wagte, den Zorn des Prinzen auf sich laden, so wollte sich auch kein Mensch seiner annehmen. Er lief also, sich selbst überlassen, fort, und brachte die Nacht unter einem Baume zu, wo er fast zu Tode fror, da es mitten im Winter war. Zum Nachtessen hatte er nichts, als ein Stückchen schwarzes Brod, das ihm eine mitleidige Seele hingeworfen hatte.

Am Morgen nach dieser Nacht, sprach er zu sich selbst, beim Erwachen: „So kann ich nicht leben; ich will arbeiten, um mir meinen Unterhalt zu verschaffen. Wenn ich einmal größer seyn werde, will ich Kriegsdienste nehmen. Ich erinnere mich, in alten Geschichten gelesen zu haben, daß aus gewöhnlichen Kriegsknechten die größten Helden und Heerführer geworden sind; vielleicht bin ich eben so glücklich,

wenn ich mich treu und tapfer aufführe. Ich habe weder Vater noch Mutter, allein Gott ist der Vater der Waisenkinder; er gab mir eine Löwin zur Amme; nein! er kann mich nicht verlassen!"

Nachdem er dies gesprochen, erhob er sich vom kalten Boden und fing an zu beten, mit gefalteten Händen und gesenktem Kopfe, wie er es zu thun die Gewohnheit hatte.

Da ging ein Bauer vorüber, und bemerkte mit Wohlgefallen das heiße Gebet des armen Knaben. „Gewiß, dachte er bei sich, wird dieser einmal ein tüchtiger Bursche. Ich hätte wohl Lust, mich seiner anzunehmen. Er kann meine Schafe hüten. Gott wird mich segnen für diese gute Handlung."

Nachdem nun der Bauer gesehen, daß Unglück sein Gebet geendet hatte, redete er ihn an und sagte: „Du, kleiner Junge, willst Du nicht mit mir gehen und meine Schafe hüten? Ich will Dich dafür ernähren, und Du sollst es gut bei mir haben."

„Das will ich recht gern annehmen, sprach Unglück, und ich werde mir alle Mühe geben, daß Ihr mit mir zufrieden seyn sollt."

Dieser Bauer hatte eine sehr große Pachtung und eine Menge Knechte, die ihn oftmals sehr bestahlen. Auch seine Frau und Kinder betrogen ihn. Diese Alle waren sehr zufrieden, als sie den kleinen Unglück

erblickten. „Das ist ein Kind, dachten sie, der wird Alles thun, was wir wollen.“

Eines Tages sprach die Frau zu ihm: „Höre, mein Junge, mein Mann ist ein Geizhals, der mir niemals genug Geld gibt; sage ihm nicht, daß ich ein Lamm gestohlen habe, wir wollen sprechen, der Wolf hat's geholt.“

„Nein, antwortete Unglück, obgleich ich Euch jeden Gefallen gern thun möchte, so kann ich doch nicht lügen, und eben so wenig Theilhaber eines Diebstahls werden.“

„Du bist ein Thor, sprach die Frau, Niemand wird ja hinter die Wahrheit kommen.“

„Gott weiß es, antwortete Unglück, er sieht Alles, was wir thun, und wird gewiß die Lüge, so wie den Diebstahl bestrafen.“

Die Frau wurde über diese Antworten so böse, daß sie auf Unglück losstürzte, ihm die Haare ausriß und prügelte. Unglück weinte, und als der Pächter dies hörte, fragte er seine Frau, warum sie das Kind schlage.

Ach, er ist ein Näscher, ich habe ihn diesen Morgen ertappt, wie er einen Rahmtopf an den Mund setzte, den ich auf den Markt tragen wollte,“ rief die Frau.

„Das ist ein häßliches Laster, das Naschen, Pfui!“

sprach der Pächter, und rief einen Knecht herbei, der Unglück peitschen mußte. Der arme Knabe mochte oft genug versichern, daß er keinen Rahm genascht habe, es half ihm nichts, und man glaubte der Pächterin mehr als ihm.

Als er nach erhaltener Strafe nun wieder seine Schafe auf die Weide trieb, trat die Pächterin zu ihm hin und sagte auf's Neue: „Nun, wie ist's? wirst Du mir jetzt wohl ein Lamm geben?"

„Es thut mir leid, daß ich nicht anders kann, als es Euch wieder abschlagen. Mögt Ihr nun noch gegen mich unternehmen, was Ihr wollt, zum Stehlen und Lügen werdet Ihr mich nie bewegen."

Nun hezte das böse Weib alle andern Knechte des Pächters auf, dem armen Schafhirten Böses zuzufügen und Schabernak zu spielen. Er mußte Tag und Nacht auf der Weide bleiben, anstatt ihm aber, wie den Uebrigen, gutes Essen zu schicken, erhielt er nichts als Wasser und Brod. Kam er dann nach Hause, so mußte er Alles angestellt haben, was im Hause Unangenehmes und Aergerliches vorgefallen war.

Er blieb ein volles Jahr bei diesem Pächter, und obgleich er auf der bloßen Erde schlafen mußte und die schlechteste Nahrung erhielt, so nahm seine Kraft doch so sehr zu, daß man ihn für zwanzig Jahre

halten konnte, obgleich er erst dreizehn alt war. Dies mochte wohl auch daher kommen, daß er sich gar nicht mehr ärgerte, wenn man ihn unschuldig auszankte.

Eines Tages, als er sich noch bei dem Pächter befand, hörte er, daß ein benachbarter König einen großen Krieg führte. Sogleich verlangte er seinen Abschied von dem Pächter, und ging zu Fuß in das Königreich, wo der König war, um Soldat zu werden. Er ließ sich in dem Haufen eines Führers anwerben, der ein sehr vornehmer Herr war. Allein es war zugleich ein sehr schlimmer Patron, der immer fluchte, und seine Soldaten schindete und plagte. Er stahl ihnen sogar die halbe Löhnung, die ihnen der König auszahlen ließ. Unter diesem Herrn hatte es der arme Prinz noch übeler, als bei dem Pächter. Er war auf zehn Jahre geworben, und obgleich er täglich welche von der Mannschaft desertiren sah, so wollte er doch diesem Beispiel niemals folgen; denn er sagte immer: „Ich habe auf zehn Jahre Dienstzeit das Handgeld genommen, und ich würde den König bestehlen, wenn ich früher fortginge.“

Wenn nun schon der Ritter sehr böse war, so mußte doch das Benehmen Unglück's ihm Achtung abnöthigen, obschon er ihn im Uebrigen eben so schlecht behandelte, wie die Andern. Er gab dem

treuen, thätigen Burschen Geld, um Einkäufe für sich machen zu lassen, und überließ ihm auch den Schlüssel zu seinem Zimmer, wenn er auswärts speiste oder auf's Land ging. Als Soldat machte sich zwar der Ritter nicht viel aus dem Lesen, allein er besaß dennoch eine große Bibliothek, um sich das Ansehen eines Gelehrten vor den Leuten zu geben, die ihn besuchten. Wenn nun Unglück als Soldat seine Pflicht gethan hatte, so ging er nicht, wie seine Kameraden, trinken und spielen, sondern er setzte sich in den Büchersaal des Ritters, um das Leben der großen Feldherren zu studiren und die Kunst zu lernen, ein Heer zu befehligen.

So waren ihm sieben Jahre im Soldatenstande bereits verflossen, als auch er in das Feld rücken mußte. Der Ritter nahm sechs von seinen Leuten, um ein kleines Gehölz zu erforschen. Als sie sich nun mitten im Dickicht befanden, sagten die Andern unter sich: „Wir wollen den Bösewicht todtschlagen, der uns unsere Löhnung stiehlt und noch überdieß fuchteln läßt." — Unglück aber ermahnte sie, eine solche Missethat nicht zu verüben; sie aber erwiderten, wenn er nicht schwiege, so würden sie ihn mit dem Ritter zugleich niedermachen, und zogen die Schwerter. Da zog auch Unglück das Seinige und vertheidigte den

Ritter so tapfer, daß er allein vier von den Empörern tödtete.

Als der Ritter sah, wie schön und tapfer er ihn vertheidigte, bat er ihn um Verzeihung, wegen der schlimmen Behandlung, die er gegen ihn verschuldet hatte, und ging zum König, um Alles demselben zu erzählen. Hierauf bekam Unglück sogleich eine Befehlshaberstelle im Heere mit einem sehr großen Gehalte. Ihm aber erging's nicht, wie seinem frühern Gebieter; die Soldaten hätten ihm nichts zu Leide thun mögen, denn sie liebten ihn wie seine Kinder. Nicht nur stahl er ihnen nichts, von dem, was ihnen gehörte, sondern er theilte ihnen noch von dem Seinigen mit, wenn sie streng ihre Pflicht erfüllten. Wurden sie verwundet, so sorgte er für sie, und strafte sie nie aus übler Laune oder bösem Herzen.

Es wurde eine große Schlacht geschlagen, in welcher der Feldherr geblieben war. Alles gerieth in Unordnung, und Offiziere wie Soldaten flohen. Nur Unglück rief laut, daß er lieber mit den Waffen in der Hand sterben wolle, ehe er wie eine feige Memme dem Feinde den Rücken kehrte. Seine Soldaten gaben ihm die Versicherung, daß sie ihn nie verlassen würden, und da ihr gutes Beispiel die Uebrigen mit Schaam erfüllte, so sammelte sich das ganze Heer um den Prinzen, und hielt sich von jetzt an so tapfer,

daß er bald den feindlichen König zum Gefangenen gemacht hatte. Unglück's König war hoch erfreut, als er diesen Ausgang der Schlacht vernahm, und machte Prinz Unglück zum Oberfeldherrn aller seiner Heere. Dann stellte er den neugeschaffenen Großen seines Reiches der Königin und der Prinzessin vor, die ihm die schönen Hände zum Kusse reichten. Als Unglück die Prinzessin erblickte, blieb er stumm vor Staunen. Sie war so schön, daß er sie im Augenblicke zärtlich liebte, und diese Regung mußte ihn allerdings sehr unglücklich machen; denn wie konnte er wohl daran denken, daß eine königliche Prinzessin jemals die Seinige werden würde. Er beschloß daher, seine Liebe sorglich zu verbergen und lieber die größten Qualen zu erdulden. Sein Leiden wurde aber noch sehr gesteigert, als er vernahm, daß Prinz Glück, der ein Bildniß der Prinzessin, welche Anmuth genannt wurde, gesehen hatte, bereits Gesandte an ihren Hof schickte, um sich ihre Hand für ihn zu erbitten. Der arme Unglück glaubte bei dieser Nachricht sterben zu müssen. Prinzessin Anmuth wußte jedoch, daß Prinz Glück ein feiger und boshafter Mensch sey, und gab daher auf die ihr gemachten Anträge eine verneinende Antwort.

Prinz Glück, dem bis jetzt noch niemals etwas mißlungen war, wurde wüthend, als man ihm diese

Nachricht überbrachte. Sein Vater, der ihm nichts abschlagen konnte, mußte ihm versprechen, daß er sogleich dem Vater der Prinzessin den Krieg erklären wollte. Dieser nahm diese Erklärung ruhig hin, denn er dachte: so lange ich Unglück an der Spitze meines Heeres weiß, fürchte ich nicht, besiegt zu werden.

Er ließ hierauf seinen Oberfeldherrn rufen, und befahl ihm, Alles zum Kriege vorzubereiten; allein Unglück warf sich ihm zu Füßen und entdeckte ihm, daß er in dem Reiche von Glück's Vater geboren wäre, und daß es ihm nicht möglich sey, gegen seinen angestammten Herrscher zu Felde zu ziehen. Der Vater der Prinzessin ward hierüber sehr zornig und drohte ihm mit dem Tode, wenn er auf seiner Weigerung bestehen würde, daß er ihm aber im Gegentheile die Hand seiner Tochter anbiete, wenn er den Feind besiegte. Der arme Unglück wurde zwar durch diese Aussicht für einen Augenblick schwankend gemacht; bald aber siegte wieder das Rechte, und er bestand fest darauf, seine Pflicht zu thun. Ohne ein Wort zu sagen, verließ er den Hof, ohne auch nur einen kleinen Theil seiner Reichthümer mit sich zu nehmen.

Unterdeß zog Glück mit seinem Heere herbei; allein kaum war er vier Tage auf dem Marsche, als er plötzlich erkrankte, da er durchaus nicht im Stande

war, die kleinste Strapatze auszuhalten. Hitze und Kälte, Ueberfluß und Mangel, Alles wirkte nachtheilig auf ihn ein. Der Gesandte, der sich jetzt wieder bei dem Prinzen eingefunden hatte, sagte, daß er an dem Hofe der Prinzessin Anmuth eben jenen Burschen angetroffen, den er einst aus seinem Palaste werfen ließ, und dem nun der Vater der Prinzessin deren Hand versprochen habe. Hierüber gerieth der Prinz in wilden Zorn, und sobald er wieder hergestellt war, setzte er sogleich seinen Marsch fort, um Anmuth's Vater vom Thron zu stoßen; zugleich aber versprach er eine große Summe demjenigen, der Unglück gefangen nehmen würde.

Der Prinz siegte überall, das heißt, sein Heer, denn er selbst focht niemals mit, aus Furcht, getödtet zu werden. So gelangte er bis zur Hauptstadt seines Feindes, die er belagerte. Er beschloß, sie mit Sturm zu nehmen. Am Abende vor dem zum Sturm bestimmten Tage, brachte man ihm Unglück, der mit schweren Ketten gefesselt war. Glück war so sehr erfreut, sich an diesem verhaßten Menschen rächen zu können, daß er Befehl ertheilte, noch vor dem Sturm die Hinrichtung zu vollziehen. Den Offizieren seines Heeres gab er bei dieser Gelegenheit ein großes Gastmahl, weil auch zu gleicher Zeit sein Geburtstag

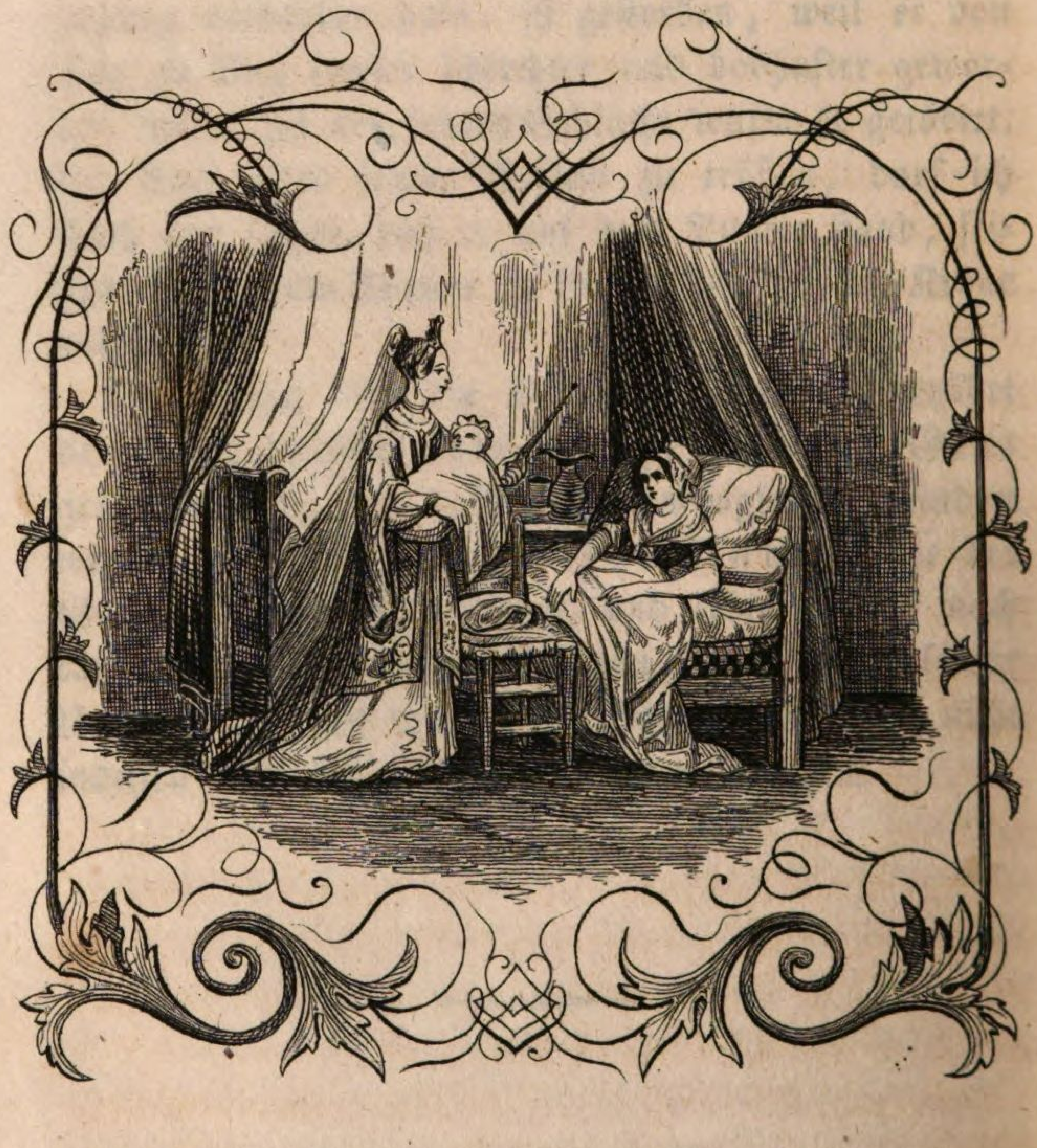
war: er war so eben fünf und zwanzig Jahre alt geworden.

Als die Soldaten dies in der belagerten Hauptstadt hörten, daß ihr Feldherr Unglück gefangen bei den Feinden war, und daß man ihn in einer Stunde hinrichten wollte, da beschlossen sie, ihn um jeden Preis zu retten. Sie erinnerten sich ja noch sehr gut der Wohlthaten, die er ihnen erzeigt hatte. Sie baten daher ihren König, einen Ausfall machen zu dürfen. Er bewilligte es, und sie siegten.

Glück's Schicksal war mit dem fünf und zwanzigsten Jahre erfüllt; als er fliehen wollte, wurde er ereilt und getödtet. Die Sieger lösten sogleich Unglück's Fesseln, und in demselben Augenblicke erblickte man zwei leuchtende Wolkenwagen in den Lüften. In dem Einen dieser Wagen saß die Fee, in dem Andern befanden sich die Eltern des Prinzen Unglück, aber im tiefen Schlafe. So wie die Wagen die Erde berührten, erwachten sie und waren nicht wenig überrascht, sich mitten in einem Heere zu befinden. Die Fee wendete sich aber sogleich an die Mutter des Prinzen, und stellte ihr den Sohn vor. „Erkennet, sprach sie, in diesem Helden, den ältesten Sohn, den Ihr verstießet. Leiden und Kummer, die er zu bestehen hatte, verbesserten seinen Character und nahmen ihm die Fehler, von denen kein Erdgeborener

befreit ist. Sein Bruder Glück, den Ihr durch Erziehung verdorben habt, ist gestorben, weil er von Tag zu Tag immer schlechter und boshafter geworden wäre. In der letzten Schlacht wurde er getödtet. Um Euch über seinen Verlust zu trösten, darf ich Euch nur sagen, daß er auf dem Punkte stand, seinen Vater vom Throne zu stoßen und sich die Krone aufzusetzen."

Der König und die Königin umarmten gerührt den lieben Unglück, von dem sie schon viel Gutes gehört hatten, und dessen Namen sogleich verändert wurde. Er hieß fortan Heldensinn, wurde der Gatte der Prinzessin Anmuth, und lebte mit ihr noch lange Jahre in bester Eintracht, zum Glück seiner Unterthanen, und wenn dies glückliche Ehepaar nicht indessen gestorben ist, so muß es noch leben.



Weißröschen.

Eine Bäuerin kannte eine Fee, die in ihrer Nachbarschaft wohnte. Diese lud sie ein, sie in ihrem Wochenbette zu besuchen, als sie eben ein Töchterchen hatte. Die Fee nahm dies auf den Arm, und sprach zur Mutter:

„Jetzt wählet, gute Frau! Entweder wird das Kind schön seyn, wie der Tag, dabei noch mehr Geist besitzen als Schönheit, und Königin eines großen Reiches werden — aber unglücklich seyn; oder es wird häßlich und eine Bäuerin werden, wie Du, aber zufrieden seyn mit seinem Loose."

Was that die Mutter? Sie wählte für ihr armes Kind, Schönheit, Geist und die Krone, auf die Gefahr hin, daß es etwas Unglück dabei haben würde.

Das Töchterchen wuchs heran und wurde so schön, daß es Alles überstrahlte, was man weit und breit

von schönen Mädchen zu sehen gewohnt war. Ihr Verstand war lebendig, ihr Geist gebildet, ihr Sinn sanft; sie lernte leicht, was man ihr zeigte und überflügelte sogar alle ihre Lehrer. Wenn es Tanz im Freien, unter der großen Linde des Dorfes gab, so schwebte sie so anmuthig einher, wie eine Grazie. Ihre Stimme ging zum Herzen, wenn sie sang, und sie dichtete die Lieder selbst und componirte sie auch. Anfänglich wußte sie nicht, daß sie schön war, allein als sie einst mit andern Mädchen am Rande einer hellen Quelle spielte, da gewahrte sie, welch' ein Unterschied zwischen ihr und den Gespielinnen war, und von nun an bewunderte sie ihre Schönheit. Die Landbewohner, die von allen Seiten herzuliefen, um sie zu sehen, lösten ihr bald noch mehr den Schleier, der ihre Reize in ihren eigenen Augen bisher verhüllt hatte und ließen sie immer mehr zu dem Bewußtseyn kommen, wie schön sie sey.

Die Mutter, welche steif und fest an die Prophezeihung der Fee glaubte, betrachtete sie schon wie eine Königin, und verdarb sie vollends durch Schmeicheleien und Nachgiebigkeit. Das Mädchen wollte nicht spinnen, nicht nähen, nicht die Lämmer hüten; es that nichts als Blumen pflücken, sich putzen, singen und tanzen.

Der König des Landes war sehr mächtig und

hatte nur einen Sohn, den Prinzen Rosimund, für den er eine Frau suchte. Er hatte sich bis jetzt noch nicht entschließen können, eine von den Prinzessinnen der Nachbarstaaten zu erwählen, weil eine Fee ihm vorhergesagt hatte, daß er eine Bäuerin finden würde, die durch ihren Geist und ihre Schönheit alle Prinzessinnen der Welt überstrahlen würde. Nun faßte er den Entschluß, alle Landmädchen seiner Staaten, unter dem Alter von achtzehn Jahren, zusammen kommen zu lassen, um daraus die zu wählen, welche dazu am Würdigsten sich zeigen würde.

Die Mädchen erschienen und mußten sich einer strengen Auswahl unterwerfen. Zuerst wurden alle jene, die nur mittelmäßig schön waren, von dem Konkurse ausgeschlossen, dann behielt man ungefähr dreißig, welche die Uebrigen über die Maaßen verdunkelten.

Weißröschen, so hieß unsere Schöne, befand sich natürlich unter diesen Letztern. Alle dreißig wurden in einem großen Saale aufgestellt — in einem Halbkreise — so daß der König und sein Sohn, der Prinz, sie mit einem Male in Augenschein nehmen konnten. Weißröschen erschien hier sogleich wie jene königliche, zarte Blume, die ihren Namen trägt, unter einer Menge von Anemonen, Tulpen und ähnlichen prangenden Gewächsen. Der König erklärte

sie für würdig, die Krone zu tragen, und Rosimund schätzte sich glücklich, sie zu besitzen. Man entfernte ihre ländliche Tracht und gab ihr Gewänder, die mit Gold gestickt waren, so daß sie im Augenblick auf's Prächtigste geschmückt war. Eine große Menge von Hofdamen waren um sie bemüht, ihre Toilette zu ordnen. Man bestrebte sich, ihren leisesten Wünschen entgegen zu kommen, damit sie den schönen Mund nicht öffnen durfte, um irgend ein Verlangen auszudrücken. Sie wohnte fortan in einem prächtigen Gemache des königlichen Palastes, das statt der Tapeten, mit herrlichen Spiegeln versehen war, so hoch und breit als die Wände, damit sie das Vergnügen genösse, ihre Schönheit nach allen Seiten vervielfältigt zu erblicken, und daß auch der Prinz sie stets, wo er sich auch befinden mochte, vor Augen haben konnte.

Rosimund, der glückliche Gatte, hatte alle seine Lieblingsneigungen aufgegeben, wie Jagd, Spiel und gymnastische Uebungen, um beständig neben seiner Geliebten zu seyn; und da der König, sein Vater, bald nach seiner Hochzeit gestorben war, so waren es die Rathschläge des klugen Weißröschens, die das Staatsruder lenkten und in allen Angelegenheiten den Ausschlag gaben. Dies erregte die Eifersucht der Königin Wittwe, der alten Kranibitta, die listig,

böse, ja sogar grausam war. Das Alter hatte diesen schlimmen Eigenschaften des Innern, auch noch entsprechende körperliche hinzugefügt, und sie war so häßlich, daß sie einer Furie nicht unähnlich sah. Wenn man sie neben ihrer Schwiegertochter erblickte, so erschien sie noch häßlicher und dies erbitterte sie noch mehr. Sie wollte es nicht ertragen, durch die Schönheit der jungen Königin zum Scheusal zu werden; auch ihren Geist fürchtete sie nicht wenig, und dies erregte in ihr alle Qualen des Neides.

„Du zeigtest wenig Verstand, sagte sie zu ihrem Sohne, als Du diese Bäuerin zur Gattin erwähltest, und jetzt besitzest Du sogar so niedrige Gesinnungen, Deinen Abgott aus ihr zu machen. Wahrhaftig, sie ist stolz, als ob sie auf dem Throne geboren wäre, den sie jetzt einnimmt. Als Dein Vater sich vermählte, erkor er mich, die Tochter eines eben so mächtigen Königs als er, und so hättest Du auch wählen sollen. Schicke Deine Bäuerin endlich heim, und wirf Deine Augen auf irgend eine junge Fürstentochter, deren Rang dem Deinigen entspricht.“

Rosimund widerstand anfänglich solchen Reden, aber die Königin Krankbitta ließ es dabei nicht bewenden. Eines Tages entwendete sie Weißröschen ein Billet, welches diese gerade an den König schrieb, und gab es einem jungen Herrn von Hofe. Diesem gab sie

den Auftrag, es dem König zu überbringen, um ihn glauben zu machen, seine Gattin widme einem Andern die zärtliche Neigung, die sie nur allein ihm schuldig seyn sollte. Rosimund verblendete die Eifersucht und die boshaften Rathschläge seiner Mutter thaten noch das Ihrige dazu; er ließ also Weißröschen in einen hohen Thurm einsperren, der sich auf einem Felsen am Meere erhob.

Hier weinte Weißröschen Tag und Nacht, da ihr nicht bekannt war, weshalb der König plötzlich seine Liebe in Haß oder Härte umgewandelt hatte. Sie sah nur eine alte Frau um sich, welche von der Königin Kranabitta ihr beigegeben war, und die ihr jeden Augenblick eine Beleidigung zufügte.

Da gedachte Weißröschen ihrer Hütte in dem heimathlichen Dörfchen, und der stillen ländlichen Freuden, welche sie dort umgaben.

Als sie eines Tages von Schmerz niedergebeugt war, und sich nicht enthalten konnte, die Verblendung ihrer Mutter zu beklagen, die es vorgezogen hatte, ihre Tochter schön und auf einem Throne, wenn gleich unglücklich zu sehen, anstatt sie häßlich aber zufrieden als Bäuerin zu wissen, kam die alte Dienerin, welche sie so schlecht behandelte, und sagte ihr, daß der König so eben einen Scharfrichter abgeschickt habe, der ihr den Kopf abschlagen sollte, und daß

sie sich daher zum Tode vorbereiten sollte. Weißröschen erwiderte, daß sie auf Alles gefaßt sey. Nun erschien der Scharfrichter in der That, den der König auf Kranabitta's Anrathen gesandt hatte, und trug sein breites Schwert in der Hand, um die Hinrichtung zu vollziehen, als plötzlich eine fremde Frau erschien, welche Weißröschen zwei Worte vor ihrem Tode mittheilen wollte. Die Dienerin hatte nichts dagegen einzuwenden, weil sie glaubte, daß die Fremde eine von den Damen des Hofes sey. Allein es war die Fee, welche der Unglücklichen ihr Schicksal voraus verkündet hatte, und die sich nun in der Gestalt einer Hofdame zeigte, um nicht erkannt zu werden. Alle Anwesenden mußten sich zurückziehen, und sie sprach zu Weißröschen:

„Willst Du jetzt Deiner verhängnißvollen Schönheit entsagen? Willst Du den Rang einer Königin aufgeben, Deine arme Tracht anlegen und in Dein Geburtsdorf zurückgehen?"

Die Arme war erfreut, dieses Anerbieten annehmen zu dürfen. Die Fee verzauberte hierauf ihr Gesicht, daß es gemein und unverhältnißmäßig wurde; sie war jetzt plötzlich eben so häßlich, als sie früher schön und angenehm erschienen war.

In diesem Zustande war sie nicht mehr zu erkennen, und so gelang es ihr, ohne Mühe durch die

Haufen von Menschen zu dringen, welche gekommen waren, ihrer Hinrichtung beizuwohnen. Die Fee geleitete sie ungehindert nach dem Dörfchen, wo sie das Licht der Welt erblickt hatte.

Indessen suchte man Weißröschen, die unglückliche Königin, und konnte sie nicht finden. Man überbrachte die Nachricht von ihrem Verschwinden dem König und der alten Kranabitta, die sogleich Befehl gaben, sie im ganzen Reiche zu suchen, was jedoch eben so wenig Erfolg hatte.

Die Fee brachte sie zu ihrer Mutter zurück, die sie in ihrer Verwandlung nicht erkannt haben würde, wenn sie es ihr nicht gesagt hätte, wer sie sey. Weißröschen war jedoch zufrieden, wenn gleich häßlich und unbeachtet, in ihrem Dorfe zu leben und die Schafe zu hüten. Alle Tage hörte man sie ihre eigene Geschichte und von ihrem Unglück erzählen; man hatte Lieder davon gemacht, bei deren Anhörung die Leute weinten. Sie selbst fand Vergnügen daran, sie mit ihren Freundinnen zu singen, und weinte wie die Andern; allein sie fühlte dann doppelt das Glück, als Hirtin zu leben, und wollte Niemanden entdecken, wer sie einst gewesen.

Die Hirschkuh.

Es war einmal ein König und eine Königin, die in der vollkommensten Eintracht beisammen lebten. Sie liebten sich zärtlich und ihre Unterthanen beteten sie an, und nichts fehlte zu ihrem Glücke, als ein Erbe ihres Reiches, den ihnen bis dahin die Natur noch versagt hatte. Die Königin, welche überzeugt war, daß der König sie alsdann noch mehr lieben würde, unterließ nicht, den Himmel um einen Sohn zu bitten.

Als sie nun einst im Walde spazieren gegangen war, setzte sie sich neben eine Quelle, und befahl allen ihren Damen, sie allein zu lassen; dann begann sie ihre gewöhnlichen Klagen von Neuem, als zum Beispiel: „Bin ich nicht recht unglücklich, daß ich keine Kinder habe? Seit fünf Jahren flehe ich den Himmel darum an, und doch hat er mich bis jetzt

nicht erhört. Werde ich denn sterben, ohne diesen Wunsch erfüllt zu sehen?"

Als sie so sprach, sah sie, daß das Gewässer der Quelle zu rauschen begann, und ein großer Krebs erhob sich daraus empor und sprach: „Große Königin, endlich wirst Du erlangen, was Du so sehnlich wünschest. Ich benachrichtige Dich, daß unweit von hier sich ein Palast befindet, den die Feen gebaut haben, allein es ist schwer dahin zu gelangen, da ihn stets dicke Wolken umgeben, die das Auge der Menschen nicht zu durchdringen im Stande ist. Allein da ich Dir gern dienstbar bin, so werde ich Dich hinführen, wenn Du Dich der Leitung eines ehrlichen Krebses anvertrauen willst."

Die Königin hörte dem seltsamen Sprecher zu, ohne ihn zu unterbrechen; das Neue an der Sache hatte sie sehr überrascht und sie antwortete, daß sie sein Anerbieten mit großem Vergnügen annehme, daß sie aber nicht rückwärts zu gehen gelernt habe, und sich dadurch in einige Verlegenheit gesetzt sehe. Der Krebs lächelte und verwandelte sich sogleich in ein gutes, altes Mütterchen. „Ihr braucht nicht rückwärts zu gehen, nicht wahr? rief dies, beständig freundlich und gutmüthig lächelnd; vor Allem aber betrachtet mich als Euere gute Freundin, die nichts will, als was Euch nützlich seyn kann."

Hierauf trat sie aus dem Wasser, das sie gar nicht naß gemacht hatte. Ihre Kleider waren weiß, mit roth gefüttert, und ihre grauen Haare waren mit grünen Bändern in die Höhe genommen. Man konnte sich kein galanteres altes Weibchen denken, als dieses. Sie grüßte die Königin, und diese umarmte sie herzlich; dann, ohne längeres Zaudern, führte sie die Königin auf einem Wege im Walde, den diese früher nie bemerkt hatte, obgleich sie ihn nach allen Richtungen hin genau kannte. Dies war der Weg der Feen, um nach der Quelle zu gelangen, der gewöhnlich mit Dornen und Disteln für Sterbliche versperrt war; allein sobald die Königin mit ihrer Führerin erschien, verschwanden sogleich Dornen und Disteln, und wichen Rosen, Jasminen und Orangenblüthen; die Erde war mit Veilchen bedeckt, und Tausende von Vögeln sangen in den Zweigen.

Die Königin vermochte diese Erscheinungen alle nicht zu begreifen, als ihre Augen von dem Glanz eines prächtigen Palastes überrascht wurden, der wie tausend Diamanten funkelte, und in der That waren die Mauern und Zinnen, die Decken und Fußböden, die Stufen, Treppen und Balcone aus puren Edelsteinen. Im Uebermaß ihres Erstaunens konnte sie sich nicht enthalten, einen großen Schrei auszustoßen, und die sie begleitende, gute Alte zu fragen, ob das,

was sich ihren Blicken zeige, Traum oder Wirklichkeit sey.

„Nichts ist wirklicher," antwortete diese, und in demselben Augenblick öffneten sich die Pforten des Palastes und sechs Feen traten heraus. Aber was waren das für Feen! Die Herrlichsten und Schönsten, die wohl jemals vor Menschen erschienen. Sie machten alle der Königin eine tiefe Verbeugung und eine Jede überreichte ihr eine Blume von Edelsteinen, um daraus einen Strauß zu bilden. Es waren, eine Rose, eine Tulpe, eine Anemone, eine Aster, eine Nelke und eine Granate.

„Gnädigste Königin, sagte Eine im Namen der Uebrigen, wir sind nicht im Stande, Dir ein größeres Zeichen unserer Werthschätzung zu geben, als daß wir Dir erlauben, uns hier zu besuchen. Wir können Dir hiermit verkünden, daß Du eine schöne Prinzessin zur Welt bringen wirst, die Du Desideria nennen sollst; denn Du wirst uns gestehen müssen, daß Du sie schon lange ersehnt hast. Sobald sie geboren seyn wird, versäume nicht, uns herbeizurufen, damit wir sie mit allen guten Eigenschaften begaben können. Du darfst nur das Bouquet, das wir Dir hier verehren, zur Hand nehmen und bei jeder Blume der Geberin gedenken, dann

kannst Du gewiß darauf rechnen, uns alsbald in Deinem Zimmer versammelt zu sehen."

Die Königin war von Freude hingerissen und umarmte die Feen der Reihe nach. Dies dauerte eine lange halbe Stunde. Hierauf ersuchten sie die Königin auf sehr höfliche Weise, in ihren Palast zu treten, von dem ich gar nicht im Stande bin, eine genügende Beschreibung zu machen. Sie hatten zu dessen Erbauung den Baumeister der Sonne gewählt, der hier sein großes Werk im Kleinen wiedergegeben hatte. Die Königin konnte den Glanz kaum ertragen, und mußte oftmals die Augen schließen.

Sie führten sie hierauf in den Garten, der voll von den schönsten Früchten prangte; Abrikosen, so groß wie ein Kopf, und eine Kirsche mußte man in vier Theile schneiden, um sie in den Mund stecken zu können. Dabei hatten diese Früchte einen so außerordentlichen Geschmack, daß man keine Andern jemals essen wollte, wenn man sie einmal gekostet hatte.

Es ist nicht möglich, alle Aeußerungen der Freude unserer Königin zu schildern, wie sie bald von der kleinen Prinzessin Desideria sprach, bald ihren liebenswürdigen mächtigen Freundinnen dankte, die ihr diese angenehme Kunde eröffnet hatten. Sie erschöpfte Alles, was ihr Zärtlichkeit und Dankbarkeit eingab.

Die Fee der Quelle hatte darauf den meisten Anspruch und erhielt ihn auch. Die Königin blieb bis zum Abend in dem Palaste: da sie Musik liebte, so wurde ihr noch zum Abschiede ein Concert gegeben, das den himmlischen Kreisen anzugehören schien; dann überhäufte man sie mit Geschenken, und so trat sie, im hohen Grade beglückt, mit der artigen Quellenfee ihren Rückweg an.

Zu Hause, im Schlosse, war Alles um sie in großen Sorgen, man wußte nicht, wo sie hingerathen war und vermuthete sogar, daß vielleicht einige fremde Waghälse es unternommen haben könnten, die Königin zu entführen, da sie noch jung und schön war. Man kann sich denken, daß nach solchen Voraussetzungen ihre glückliche Rückkehr Alles mit unbeschreiblicher Freude erfüllte.

Die Quellenfee verließ die Königin erst unweit von ihrem Schlosse; die Trennung wurde durch unzählige Beweise von Liebe und Zuneigung bezeichnet, und die Königin versprach, noch öfter in dem Palaste der Feen zu erscheinen, wobei sie von ihrer lieben Alten geleitet wurde, die ihr zuerst immer als Krebs erschien.

Nach kurzer Zeit gebar die Königin wirklich eine Prinzessin, welche sie Desideria nannte, und sogleich griff sie nach ihrem Blumenstrauße und nannte eine

Blume nach der Andern, worauf sie alsbald auch die Feen erscheinen sah. Eine Jede kam in einem andern Wagen. Ein Wagen war von Ebenholz und wurde von weißen Tauben gezogen, ein Anderer war aus Elfenbein, vor dem ein Paar kleine Raben gespannt waren, noch Andere waren aus Cedernholz oder aus Perlmutter. Dies waren ihre friedlichen Equipagen, denn wenn sie im Zorn einherfuhren, so waren es nur fliegende Drachen, feuerspeiende Schlangen, Löwen, Leoparden, Panther, welche als Zugthiere vorgespannt waren, und die so schnell von einem Ende der Welt zum Andern eilten, daß man in der Zeit nicht mehr als „einen schönen guten Abend" hätte sagen können. Das war noch viel schneller als Dampf.

Diesmal erschienen aber Alle in der besten Laune, und die Königin sah sie hocherfreut in ihr Zimmer treten. Zwerge und Zwerginnen folgten ihnen, und trugen die prächtigsten Geschenke. Nachdem sie die Königin umarmt hatten, küßten sie die kleine Prinzessin, und legten eine Windel aus, deren Feinheit und Stärke so groß war, daß man sie hundert Jahre gebrauchen konnte, ohne sie abzunützen. Die Feen spannen solche Leinwand selbst, in ihren Mußestunden. Die Spitzen daran übertrafen aber noch bei Weitem das Gespinnst. Die ganze Weltgeschichte war da

hineingewoben und gestickt, daß es eine Freude war. Dann brachten sie auch Wickelbänder und Decken mit vortrefflichen Stickereien, welche alle nur möglichen Kinderspiele zur Ergötzlichkeit der lieben Kleinen vorstellten. Seitdem man sticken kann, ist noch nichts Wunderbareres und Schöneres wohl verfertigt worden. Als nun aber endlich die Wiege erschien, konnte die Königin einen Ausruf der Verwunderung nicht unterdrücken, denn diese übertraf Alles Andere bedeutend. Sie war aus einem sehr seltenen Holze gemacht, von dem die Feen das Pfund mit hunderttausend Thalern bezahlt hatten. Vier kleine Engel trugen sie, die ganz aus Diamanten und Rubinen gemacht und äußerst künstlich waren. Die Feen hatten diesen kleinen Engeln Leben verliehen, so daß sie das Kind wiegten und zum Entschlummern brachten, wenn es schrie. Man kann leicht denken, wie angenehm diese artige Vorkehrung für die Ammen war.

Die Feen nahmen nacheinander die kleine Prinzessin auf den Schooß; sie wickelten sie ein, und gaben ihr über hundert Küsse. Als sie sahen, daß sie saugen wollte, schlugen sie mit ihren Zauberstäben auf die Erde, und sogleich erschien eine Amme, wie sie für dieses herzige Kind von Nöthen war. Darauf beschenkte eine Fee das Neugeborene mit Tugend,

eine Andere mit Verstand, eine Dritte mit Schönheit, die Vierte mit Glück, die Fünfte mit Gesundheit und die Letzte endlich mit der Gabe, Alles, was sie unternehmen würde, zum guten Ende zu führen.

Die Königin war außer sich vor Freude und dankte ihnen tausend und abertausendmal, als plötzlich ein so ungeheuerer Krebs in das Zimmer trat, daß die Thüre für ihn fast zu klein war.

„Undankbare Königin, kreischte der Krebs, Du hast es nicht werth gefunden, Dich meiner nur zu erinnern? Du hast also ganz die Fee der Quelle vergessen und die Dienste, die sie Dir geleistet? War sie es nicht, die Dich zu ihren Schwestern geleitet? Alle hast Du herbeigerufen, nur mich glaubtest Du entbehren zu können? Ich muß Dir nur sagen, daß ich ein Vorgefühl davon hatte, weshalb ich mich Dir auch schon das erstemal in der Gestalt eines Krebses zeigte, um dadurch anzudeuten, daß Deine Freundschaft statt vorwärts zu schreiten, zurückgehen würde."

Die Königin konnte nichts anders thun, als untröstlich, wie sie war, in rührenden Ausdrücken um Verzeihung zu bitten. Sie sagte, daß sie glaube, die Blume der Quellenfee, gleich wie die der Andern, genannt zu haben, daß sie im Irrthum darüber gewesen seyn müsse; daß sie gewiß nicht im Stande sey, die Verbindlichkeit jemals zu vergessen, die sie

ihr schuldig, daß sie sie deshalb bitte, ihr doch ja nicht ihre schätzbare Freundschaft zu entziehen und besonders es nicht die unschuldige kleine Prinzessin entgelten zu lassen. Alle andern Feen, die in gleicher Besorgniß waren, unterließen es nicht, in die Bitten der Königin einzustimmen.

„Ach, liebe Schwester, sagten sie, erzürne Dich nicht gegen eine Königin, die gewiß nie im Sinne gehabt hat, Dir zu mißfallen. Wirf diese Krebsgestalt von Dir, und zeige Dich uns in Deinem vollen Glanze."

Meine Leser müssen wissen, daß unsere Quellenfee sich gern etwas Schönes sagen ließ, und daher machten die letzten Worte ihrer Schwestern einen günstigen Eindruck auf sie.

„Nun gut, sprach sie, so will ich denn der Prinzessin nicht so viel Unheil zufügen, als ich mir anfänglich vorgenommen hatte; denn ich muß gestehen, daß ich sie gänzlich verderben wollte, und Nichts in der Welt hätte mich davon abbringen können. Jedoch muß ich Euch nur gleich offenbaren, daß, wenn sie vor dem fünfzehnten Jahre das Tageslicht sieht, so würde sie es sehr zu bereuen haben; vielleicht könnte es ihr das Leben kosten."

Die Thränen der Mutter und das Flehen der Schwestern vermochten nichts mehr an diesem strengen

Ausspruch umzugestalten. Sie entfernte sich rückwärts, denn sie hatte ihr Krebsgewand nicht ablegen wollen.

Sobald sie aus dem Zimmer war, fragte die betrübte Mutter die Feen, welch' ein Mittel sie zu ergreifen habe, um ihr Kind vor dem Uebel, das ihm drohete, zu bewahren. Sogleich wurde Rath gehalten, und endlich beschlossen: daß man einen Palast ohne Thüre und Fenster bauen müsse, zu dem man auf einem unterirdischen Wege gelangen könne, und daß an diesem Orte die Prinzessin leben müsse, bis das verhängnißvolle Alter erreicht sey.

Mit drei Schlägen der Zauberstäbe war der große Bau vollendet. Er war von Außen aus grünem, von Innen aus weißem Marmor. Die Decken der Zimmer waren aus Saphiren und bildeten Lauben mit Vögeln und andere, dem Auge angenehme Gegenstände. Alle Gemächer waren mit verschiedenfarbigem Sammt tapeziert, den die Feen selbst gestickt hatten, und da sie sehr bewandert in der Geschichte waren, so fanden sich darauf die interessantesten Züge und Begebenheiten dargestellt. Durch diese Kunstwerke hatten die guten Feen bezweckt, die Prinzessin in ihrer Abgeschiedenheit mit der Weltgeschichte bekannt zu machen.

Die Räume waren nur durch Wachskerzen erhellt; allein sie brannten in so großer Menge, daß es

vollkommen so hell, als an einem schönen Sommertage war. Alle Lehrer, deren sie bedurfte, wurden in diesem Palaste vereinigt, und sie machte, mit Hilfe ihrer außerordentlichen Gaben, die schönsten Fortschritte. Diese Lehrer befanden sich deshalb in einem fortwährenden Zustand von Bewunderung; die Prinzessin wußte in einem Alter zu sprechen, in dem andere Kinder kaum zu stammeln anfangen. Diese sind aber auch nicht von den Feen bei der Geburt beschenkt worden.

So sehr ihr Geist diejenigen entzückte, die sich ihr näherten, so übte ihre Schönheit nicht mindere Gewalt aus; sie bezauberte auch die Unempfindlichsten. Von Zeit zu Zeit erschienen die guten Feen zum Besuche. Stets brachten sie allerhand merkwürdige Gegenstände mit; Kleider, so schön und reich, als wären sie zur Hochzeit irgend einer jungen Königstochter gemacht worden, die nicht minder liebenswürdig als Diejenige gewesen, von der ich eben erzähle. Unter allen Feen jedoch, die sie so innig liebten, war Fee Tulipane diejenige, welche der Königin stets am Sorglichsten empfahl, sie nicht an's Tageslicht zu bringen, bis daß sie ihr fünfzehntes Lebensjahr zurückgelegt. „Unsere Schwester von der Quelle ist rachsüchtig, pflegte sie zu sagen, wie sehr wir auch dies liebe Kind beschützen mögen, so wird

sie ihm doch, wo sie kann, Leid zufügen, darum könnt Ihr nicht wachsam genug seyn, Frau Königin!" — Die ängstliche Mutter versprach dann, es an Nichts in dieser so wichtigen Sache fehlen zu lassen; als die Zeit jedoch nunmehr heranrückte, wo die Prinzessin bald das Schloß verlassen sollte, ließ sie sie malen und ihr Bildniß an die ersten Höfe der Erde hintragen.

Bei dem Anblicke desselben konnte kein Prinz sich der aufrichtigsten Bewundrung enthalten; allein auf einen machte es einen so tiefen Eindruck, daß er sich nicht mehr davon zu trennen im Stande war. Er stellte es in seinem Cabinete auf, und schloß sich damit ein; dann sprach er mit dem Bilde, als ob es ihn verstehen könnte, und sagte ihm die innigsten, zärtlichsten Dinge.

Der König, der seinen Sohn fast nie mehr zu Gesicht bekam, erkundigte sich nach seinen Beschäftigungen und nach dem Grunde, daß er nicht mehr so heiter erschien wie ehemals. Er Paar schwatzhafte Hofleute erwiderten hierauf, daß der Prinz den Verstand verlieren könne, weil er sich Tagelang in seinem Cabinet verschließe, und dort mit sich allein spreche, als ob Jemand bei ihm sey. Den König beunruhigte diese Nachricht sehr.

„Wär's möglich, sprach er zu seinem Vertrauten,

daß mein Sohn ein Narr wird? Er war sonst so vernünftig? Ihr wißt es, wie sehr man ihn bis jetzt verehrt hat, und ich selbst kann ihm noch gar nichts Verrücktes ansehen; nur traurig scheint er mir. Ich muß mich mit ihm unterhalten, vielleicht bringe ich es so heraus, zu welcher Art von Narrheit er sich bekennt."

In der That ließ ihn der König rufen, und fragte ihn, was er habe und warum seine Laune so verändert sey. Als der Prinz dies hörte und den Augenblick für günstig erkannte, warf er sich seinem Vater zu Füßen.

„Ihr habt mich, sagte er, mit der schwarzen Prinzessin vermählen wollen, um einiger Vortheile wegen, welche eine Verbindung mit dem Hause der Prinzessin Desideria nicht zu Wege bringen kann; ich aber finde so viele Vorzüge in dieser, die mir die Andere nicht zu gewähren vermag."

„Und wo hast Du die Prinzessin Desideria gesehen?" fragte der König.

„Mir ist das Bildniß der Einen wie der Andern überbracht worden, erwiderte Prinz Siegereich (diesen Namen führte er, seitdem er drei Schlachten gewonnen hatte), und ich muß gestehen, eine so große Zuneigung für die Prinzessin Desideria gefaßt zu haben, daß wenn Ihr nicht, mein königlicher Vater,

das Wort, welches Ihr der Prinzessin Nerapura gegeben, zurückfordert, ich meinen Geist aufgeben muß."

„Also mit jenem Bildniß, sagte der König mit ernstem Gesichte, hältst Du Zwiesprach und machst Dich lächerlich vor den Hofleuten. Sie halten Dich für wahnwitzig, und wenn Du Alles wüßtest, was mir darüber zu Ohren gekommen ist, so müßtest Du roth werden vor Scham."

„Ich darf mir hierüber keine Vorwürfe machen, erwiderte der Prinz, und würdet Ihr, mein Vater, das Bildniß dieser Prinzessin eines Blickes würdigen, so müßtet Ihr meine Gefühle gutheißen."

„Geh und hole es sogleich," sprach hierauf der König mit einiger Ungeduld.

Der Prinz, der seiner Sache sehr gewiß war, lief sogleich in sein Cabinet, um das Bildniß der Prinzessin zu holen. Alsbald war er damit zurück und überreichte es seinem Vater, der fast eben so bezaubert davon war, als er.

„Ach, mein lieber Siegereich, rief er aus, ich muß jetzt von ganzer Seele in Deinen Wunsch willigen. Ich fühle es, daß ich wieder jung werde, wenn ich diese liebenswürdige Prinzessin an meinem Hofe habe. Sogleich will ich meinen Gesandten am Hofe der Prinzessin Nerapura beauftragen, alle Unter-

handlungen abzubrechen, und wenn es selbst einen harten Krieg zur Folge hätte, ich kann's nicht ändern."

Der Prinz küßte dem Vater die Hand, und umarmte mehr als einmal seine Knie. Er war so außer sich vor Freuden, daß man ihn gar nicht wieder erkannte. Er drängte den König sogleich an die Gesandten Befehle ergehen zu lassen, und zwar nicht nur an den Hof der Prinzessin Nerapura, sondern auch an den Hof der Prinzessin Desideria. Zum außerordentlichen Botschafter an den Hof der Letztern schlug er den geschicktesten und reichsten Cavalier des Landes vor. Er warf seine Augen auf den Herrn von Beccafiga, einen jungen, sehr redseligen Herrn, der hundert Millionen jährlicher Einkünfte hatte, und ein intimer Freund des Prinzen Siegereich war. Um ihm zu gefallen, wollte er einen ganz unmenschlichen Aufwand machen, und betrieb dies mit einer unglaublichen Eile, da die Leidenschaft des Prinzen von Tag zu Tag immer mehr zunahm.

„Bedenkt, sagte er zu ihm, daß es mein Leben gilt, daß ich meinen Verstand verliere, wenn ich fürchten muß, daß der Vater der Prinzessin mit einem andern Hofe eine Verbindung schließen kann, und ich ihre Hand dann auf ewig verliere."

Der Herr von Beccafiga beruhigte ihn dann immer so gut er es vermochte, um noch einige Zeit zu

seiner Ausrüstung zu gewinnen, denn er wollte seinem Hofe Ehre machen, und sparte nichts. Er führte achtzig Carossen bei sich, die Alle von Gold und Diamanten strahlten, und die mit Miniaturgemälden geziert waren, so fein und schön, wie sie jemals nur gemalt wurden; außerdem hatte er noch fünfzig andere Wagen, vier und zwanzig tausend Pagen zu Pferd, prächtiger uniformirt und beritten wie Prinzen, und das Uebrige seines Gefolges war im Verhältniß.

Als nun der außerordentliche Botschafter von dem Prinzen Abschied nahm, umarmte ihn dieser zärtlich und sprach: „Vergeßt nie, lieber Beccafiga, daß mein Leben von der Heirath abhängt, die Ihr für mich negoziren sollt. Unterlasset nichts, was überreden könnte, und bringt meine angebetete Prinzessin hieher!“

Hierauf übergab er ihm hundert Geschenke, die eben so galant als prächtig waren; da sah man nichts als zärtliche Sinnsprüche, die in Diamanten gegraben waren, Uhren in Karfunkeln, mit den Namenszügen der Prinzessin, Armbänder mit herzförmigen Rubinen; ach, was hatte er nicht ersonnen, seiner Geliebten zu gefallen!

Der Gesandte nahm das Bildniß des jungen Prinzen mit, welches von einem so geschickten Manne

gemalt war, daß es sprechen und kleine, höchst geistvolle Höflichkeiten ausdrücken konnte. Zwar gab es nicht auf Alles Antwort, was man sagte oder fragte, aber das war auch eben nicht nöthig. Beccafiga versprach dem Prinzen, nichts zu vernachlässigen, um ihn zufrieden zu stellen, und setzte noch hinzu, er nehme so viel Geld mit, daß er, wenn man ihm die Prinzessin verweigern sollte, schon Mittel finden werde, eine ihrer Frauen zu gewinnen, um sie dann zu entführen. „Ach, rief der Prinz, dazu kann ich mich nicht entschließen, ein solches Beginnen müßte sie beleidigen.“ — Beccafiga aber antwortete hierauf nichts und reiste ab.

Das Gerücht von seiner Reise eilte seiner Ankunft voraus, der König und die Königin waren entzückt darüber; sie achteten seinen Gebieter sehr hoch und kannten die Heldenthaten des Prinzen Siegereich. Aber noch besser kannten sie seinen persönlichen Werth, der von der Art war, daß, wenn sie im ganzen Umkreis der Welt einen Gemahl für ihre Tochter gesucht hätten, sie keinen Bessern für sie hätten finden können. Man richtete einen Palast für Beccafiga ein, und gab die nöthigen Befehle, um den Hof im äußersten Glanze erscheinen zu lassen.

Der König und die Königin hatten beschlossen, daß der Gesandte Desideria sehen sollte; aber die

Fee Tulipane kam zur Königin und sprach: „Hütet Euch wohl, gnädigste Frau, Beccafiga zu unserem Kind (so nannte sie nämlich die Prinzessin) zu führen. Er soll sie nicht so bald sehen, und williget nie ein, sie dem Prinzen, der um sie freit, hin zu senden, ehe sie ihr fünfzehntes Jahr erreicht hat, denn ich bin überzeugt, wenn sie früher abreist, so wird ihr irgend ein Unglück begegnen.“ — Die Königin umarmte die gute Tulipane, versprach ihren Rath zu befolgen, und sie gingen hierauf Beide zur Prinzessin.

Der Gesandte kam an: der Einzug seines Gefolges dauerte drei und zwanzig Stunden; denn er hatte sechsmalhunderttausend Maulthiere, deren Glöckchen und Gebiß von Gold, deren Decken aber von Sammt und perlengesticktem Brocat waren. Auf den Straßen war ein Gedränge ohne Gleichen. Alles war zusammen gelaufen, um den Einzug mit anzusehen. Der König und die Königin selbst gingen ihm hocherfreut entgegen. Es ist unnöthig von der Rede zu sprechen, die der Gesandte hielt, und von den Ceremonien, die auf beiden Seiten beobachtet wurden; man kann sich dieselben vorstellen; als Beccafiga jedoch die Prinzessin zu begrüßen wünschte, erstaunte er sehr, daß ihm diese Gnade nicht bewilligt wurde. „Wenn wir Euch, Herr Beccafiga, sprach der König, eine Bitte verweigern, die so gerecht

erscheint, so geschieht dies nicht aus einer uns eigenthümlichen Grille, man muß Euch das seltsame Abenteuer unserer Tochter erzählen, damit Ihr Theil daran nehmet."

„Seit ihrer Geburt wird sie von einer Fee gehaßt, die ihr ein großes Unglück androhte, wenn sie vor ihrem fünfzehnten Jahre an das Tageslicht käme; wir halten sie nun in einem Palaste, dessen schöne Gemächer sich unter der Erde befinden, allen Blicken verborgen. Wir waren entschlossen, Euch dahin zu führen, aber die Fee Tulipane hat uns befohlen, es nicht zu thun."

„Wie das, Euer Majestät, versetzte der Gesandte, müßte ich den Kummer haben, ohne Euere Prinzessin Tochter heimzukehren? Ihr sagtet sie ja dem König, meinem Gebieter, für seinen Sohn zu; sie wird mit glühender Ungeduld erwartet; ist es nun möglich, daß Ihr auf solche Kleinigkeiten hört, wie Wahrsagungen der Feen sind? Hier ist das Bildniß des Prinzen Siegereich, das ich den Befehl habe, ihr zu überreichen; es ist so ähnlich, daß ich ihn leibhaftig vor mir zu sehen glaube, wenn ich es betrachte."

Bei diesen Worten zog er es hervor. Das Bildniß, welches nur so eingerichtet war, eine Anrede an die Prinzessin zu halten, sprach: „Schöne Desideria,

Ihr könnt Euch nicht vorstellen, mit welcher Glut ich Euch erwarte. Kommet bald an unsern Hof, um ihn mit den Reizen zu schmücken, die Euch unvergleichlich zieren.“ Nun schwieg das Bildniß, und der König und die Königin waren so erstaunt, daß sie Beccafiga baten, es ihnen zu geben, um es der Prinzessin zu überbringen; dies erfreute ihn, und er stellte es ihnen zu.

Die Königin hatte bis jetzt mit ihrer Tochter noch nichts über das, was vorging, gesprochen; sie hatte sogar den Frauen in ihrer Umgebung verboten, ihr etwas von der Ankunft des Gesandten zu sagen; diese aber waren ungehorsam gewesen, und die Prinzessin wußte bereits, daß es sich um eine Heirath handle; aber sie war so klug, daß sie ihre Mutter nichts davon merken ließ. Als nun diese ihr das Portrait des Prinzen zeigte, das sie anredete, und ihr ein eben so zärtliches als galantes Compliment machte, stellte sie sich sehr überrascht und in der That hatte sie noch nichts Aehnliches gesehen; dabei setzten sie das schöne Aussehen des Prinzen, seine geistvolle Miene, die Regelmäßigkeit seiner Züge u. s. w. eben so in Erstaunen, als die Worte, welche das Bildniß sprechen konnte.

„Würde es Dir leid thun, sagte die Königin heiter, einen Gemahl zu haben, der diesem Prinzen

gleichen würde?“ — „Gnädigste Mutter, versetzte sie, es steht mir nicht zu, eine Wahl zu treffen. Ich werde daher mit dem zufrieden seyn, den Du mir bestimmen wirst.“ — „Wenn aber, setzte die Königin hinzu, das Loos auf ihn fiele, würdest Du Dich nicht glücklich schätzen?“ — Sie erröthete, schlug die Augen nieder und antwortete nicht. Die Königin umarmte sie, und küßte sie mehrmals: sie konnte sich der Thränen nicht enthalten, wenn sie bedachte, daß sie im Begriff stehe, sie zu verlieren; denn nur noch drei Monate fehlten ihr zu fünfzehn Jahren. Doch verbarg sie ihren Trübsinn und setzte ihr auseinander, was es mit der Gesandtschaft für eine Bewandtniß habe. Auch übergab sie ihr die seltenen Geschenke. Die Prinzessin bewunderte sie zwar und lobte den daran verschwendeten Geschmack, aber von Zeit zu Zeit wandten sich ihre Augen, wie unwillkührlich, auf das Bildniß des Prinzen, und hafteten daran mit einem Vergnügen, das ihr bisher unbekannt gewesen war.

Als der Gesandte sah, daß seine Bitten, ihm die Prinzessin mitzugeben, vergebens waren, und daß man sich damit begnüge, sie ihm zu versprechen, so feierlich jedoch, daß man nicht daran zweifeln durfte, da hielt er sich nur kurze Zeit bei dem König auf,

und kehrte schnell zurück, um seinen Gebietern Rechenschaft über seine Unterhandlungen abzustatten.

Als der Prinz erfuhr, daß er vor drei Monaten auf seine theure Desideria nicht hoffen dürfe, brach er in Klagen aus, die den ganzen Hof bekümmerten; er schlief nicht mehr, er aß nicht: er wurde traurig und träumerisch; die Frische seiner Gesichtsfarbe verwandelte sich; ganze Tage brachte er in seinem Cabinet, auf einem Canapee liegend, damit zu, das Bildniß seiner Prinzessin zu betrachten: er schrieb ihr alle Augenblicke, und legte die Briefe diesem Bildniß vor, wie wenn es im Stande gewesen wäre, sie zu lesen. Endlich nahmen seine Kräfte allmählig ab, er wurde gefährlich krank, und man bedurfte keiner Aerzte, um die Ursache davon zu errathen.

Der König war in Verzweiflung; er liebte seinen Sohn zärtlicher, als je ein Vater den Seinigen geliebt hat, und war nun im Begriffe, ihn zu verlieren; welch' ein Schmerz für einen Vater! Er sah kein Mittel, das den Prinzen heilen konnte; nur Desideria verlangte er, und ohne sie mußte er sterben. In dieser großen Noth faßte er den Entschluß, die Eltern der Prinzessin, die sie ihm zugesagt hatten, zu besuchen, um sie zu beschwören, mit dem Zustande seines Sohnes Mitleid zu haben, und nicht länger mehr eine Heirath zu verschieben, die, wenn

sie hartnäckig darauf warten würden, bis die Prinzessin ihr fünfzehntes Jahr erreicht hätte, nie zu Stande kommen konnte.

Dieser Schritt war zwar ein außerordentlicher, aber noch viel außerordentlicher wäre es gewesen, wenn ein Vater einen so liebenswürdigen und theueren Sohn hätte verschmachten lassen. Inzwischen fand sich eine unübersteigliche Schwierigkeit, denn sein hohes Alter erlaubte ihm nur, in einer Sänfte zu reisen, und dieses Transportwerkzeug paßte nicht gut für die Ungeduld seines Sohnes; dies veranlaßte ihn daher, den treuen Beccafiga eilends zum zweiten Male abzusenden, und er gab ihm die rührendsten Briefe von der Welt mit, um den König und die Königin für seinen Willen zu stimmen.

Mittlerweile fand Desideria ein beinahe eben so großes Vergnügen daran, das Bildniß des Prinzen anzusehen, als dieser daran fand, das Ihrige zu betrachten. Alle Augenblicke ging sie an den Ort, wo es stand, und so viele Mühe sie sich auch gab, ihre Gefühle zu verbergen, so suchte man sie doch unaufhörlich zu ergründen. Unter Anderem bemerkten die Hoffräulein Nelke und Schlehedorn kleine Unpäßlichkeiten, die sie zu quälen anfingen. Nelke liebte sie innig und war ihr treu, Schlehedorn hingegen hatte von jeher eine geheime Eifersucht auf ihre Vorzüge

und ihren Rang gefühlt. Ihre Mutter war die Erzieherin der Prinzessin gewesen, und später ihre Ehrendame geworden; sie hätte sie als das liebenswürdigste Geschöpf von der Welt auch lieben müssen, wenn sie nicht ihre Tochter so übermäßig liebte, aber als sie den Haß bemerkte, den diese gegen die schöne Prinzessin hegte, so konnte sie ihr auch nicht wohl wollen.

Der Gesandte, den man an den Hof der Prinzessin Nerapura abgeschickt hatte, wurde nicht gut empfangen, als man das Compliment erfuhr, mit dem er beauftragt war. Diese Aethiopierin war das rachsüchtigste Geschöpf von der Welt. Sie fand, daß man sie gar zu sehr obenhin behandle, wenn man ihr, nachdem man Verbindlichkeiten eingegangen war, jetzt sagen lasse, daß man sich für ihre Hand bedanke. Sie hatte ein Bildniß des Prinzen gesehen, in das sie sich verliebte, und wenn einmal die Aethiopierinnen lieben, so geschieht es mit weit mehr Heftigkeit, als Andere.

„Wie, mein Herr Gesandter, sagte sie, hält Ihr Gebieter mich nicht für reich und schön genug? Sehet Euch einmal in meinem Staat um, und Ihr werdet finden, daß es kein größeres Reich gibt; kommt in meine königliche Schatzkammer, und Ihr werdet dort mehr Gold sehen, als alle Minen Peru's jemals geliefert haben; betrachtet die Schwärze meiner

Gesichtsfarbe, diese gequetschte Nase, diese aufgeworfenen Lippen, muß man nicht gerade so seyn, um schön zu heißen?"

„Gnädige Frau, antwortete der Gesandte, der die Bastonade fürchtete, ich tadle meinen Gebieter so sehr, als es einem Unterthanen erlaubt ist, und wenn der Himmel mich auf den ersten Thron der Welt gesetzt hätte, ich weiß recht wohl, wem ich ihn mit mir zu theilen anbieten würde."

„Dieses Wort wird Euch das Leben retten, sagte Nerapura hierauf. Ich war entschlossen, meine Rache an Euch zu beginnen; aber es wäre ungerecht, weil Ihr an dem schlechten Verfahren Eures Prinzen nicht Schuld seyd. Saget ihm, es mache mir Vergnügen, daß er mit mir bricht, weil ich die unredlichen Leute nicht liebe."

Der Gesandte, der gern fort wollte, hatte diese Worte kaum gehört, als er sogleich abreiste. Aber die Aethiopierin war zu erzürnt gegen den Prinzen Siegereich, um ihm zu verzeihen; sie bestieg einen elfenbeinernen Wagen von sechs Straußen gezogen, die zehn Meilen in einer Stunde machten, und begab sich nach dem Palast der Fee von der Quelle. Dies war ihre Taufpathe und ihre beste Freundin. Sie erzählte ihr Abenteuer und bat sie, dringend ihr zur Rache zu verhelfen. Die Fee war

empfänglich für den Schmerz ihrer Pathe. Sie sah in das Buch, in welchem Alles steht, und erkannte sogleich, daß der Prinz Siegereich die Prinzessin Nerapura nur um der Prinzessin Desideria Willen verließ, daß er diese bis zum Wahnsinn liebte und daß die blose Ungeduld, sie zu sehen, ihn krank gemacht. Diese Kunde fachte ihren beinahe erloschenen Zorn wieder an, und da sie die Prinzessin seit ihrer Geburt nicht mehr gesehen hatte, so darf man annehmen, sie hätte vergessen, ihr Böses zuzufügen, wenn die rachsüchtige Nerapura sie nicht darum beschworen hätte.

„Was? rief die Quellenfee, diese unglückselige Desideria will stets mein Mißfallen erregen? Nein, reizende Prinzessin, nein, mein Liebling, ich werde nicht dulden, daß man Dir einen Schimpf zufügt; der Himmel und alle Elemente sind bei dieser Sache betheiligt; kehre in Deine Wohnung zurück und verlasse Dich auf Deine Taufpathe.“ Die Prinzessin Nerapura dankte ihr hierauf, und schenkte ihr Blumen und Früchte, die sie mit vieler Güte und Herablassung empfing.

Der Gesandte Beccafiga reiste indeß in größter Eile nach der Hauptstadt, in welcher der Vater Desideria's wohnte. Er warf sich zu den Füßen des Königs und der Königin, vergoß viele Thränen und sagte

ihnen in den rührendsten Ausdrücken, daß der Prinz Siegereich sterben werde, wenn sie ihm das Vergnügen, die Prinzessin, ihre Tochter, zu sehen, noch länger vorenthielten. Es fehlten ihr nur noch drei Monate zu fünfzehn Jahren, in einem so kurzen Zeitraum könne ihr nichts Schädliches begegnen; er nehme sich die Freiheit, sie darauf aufmerksam zu machen, daß eine solche Leichtgläubigkeit gegen unbedeutende Feen der königlichen Majestät Eintrag thue; kurz, er sprach so gut, daß es ihm gelang, sie zu überzeugen. Man weinte mit ihm, indem man sich den traurigen Zustand des jungen Prinzen vergegenwärtigte, und dann sagte man ihm, man brauche einige Tage, um sich zu entschließen, und ihm eine Antwort zu ertheilen. Er erwiderte, er könne nur einige Stunden zugeben, sein Gebieter sey in der höchsten Gefahr, er bilde sich ein, die Prinzessin hasse ihn, und sie sey es, die ihre Reise verzögere. Man versicherte ihn daher, er werde am Abend erfahren, was man zu thun beschlossen habe.

Die Königin eilte nach dem Palast ihrer lieben Tochter. Sie erzählte ihr Alles, was vorging. Desideria fühlte einen Kummer ohne Gleichen; sie fiel in Ohnmacht, und die Königin erkannte daraus die Gesinnungen, die sie für den Prinzen hegte.

„Betrübe Dich nicht, mein liebes Kind, sagte sie,

Du vermagst Alles, um ihn zu heilen. Mich beunruhigen nur die Drohungen der Fee von der Quelle bei Deiner Geburt."

„Ich schmeichle mir, gnädigste Frau Mutter, versetzte die Prinzessin, daß uns Maßregeln zu Gebote stehen, um diese böse Fee zu täuschen; könnte ich zum Beispiel nicht in einer ganz verschlossenen Kutsche reisen, wo ich das Tageslicht nicht erblicken würde? Man öffne sie des Nachts, um uns zu essen zu geben. So könnte ich glücklich zu dem Prinzen Siegereich gelangen."

Der Königin gefiel dieses Auskunftsmittel sehr. Sie theilte es dem König mit, der es ebenfalls billigte; so daß man dem Gesandten Beccafiga sagen ließ, er möchte schleunigst kommen, um die bestimmte Versicherung zu erhalten, daß die Prinzessin in größter Schnelligkeit abreisen würde; er solle daher nur eiligst zurückkehren, und seinem Gebieter diese glückliche Nachricht überbringen; der größeren Beschleunigung wegen werde man davon abstehen, ihr das Gefolge und die reichen Kleider mitzugeben, die ihrem Range angemessen seyen. Der Gesandte, vor Freuden außer sich, warf sich nieder zu den Füßen ihrer Majestäten, um ihnen zu danken. Hierauf reiste er ab, ohne die Prinzessin gesehen zu haben.

Die Trennung von dem König und der Königin

hätte Desideria unerträglich geschienen, wenn sie für den Prinzen weniger eingenommen gewesen wäre; aber es gibt gewisse Gefühle, die beinahe alle andern ersticken. Man ließ ihr nun eine Kutsche machen, die außen von grünem Sammt, mit großen Goldplatten geschmückt, und innen rosafarb mit Silberbrocat gestickt war; sie hatte kein Fenster, und war sehr groß. Einer der angesehensten Edelleute im Königreich erhielt die Schlüssel zu den Schlössern, die an den Thüren dieses Kutschkastens angebracht waren.

Man ernannte wenige Offiziere zu ihrer Begleitung, um durch ein zahlreiches Gefolge nicht in Verlegenheiten zu kommen, und nachdem man die schönsten Edelsteine von der Welt und einige sehr reiche Kleider eingepackt hatte, und endlich der Abschied vorüber war, bei welchem der König, die Königin und der ganze Hof beinahe in Thränen zerflossen, schloß man sie mit ihren Ehrendamen, Nelke und Schlehedorn, nebst der Mutter derselben, in die Kutsche ein.

Man vergesse nicht, daß Fräulein Schlehedorn die Prinzessin nicht liebte, dafür aber sehr für den Prinzen Siegereich eingenommen war, dessen sprechendes Bildniß sie kannte.

Der Pfeil, der sie verletzt hatte, war so tief gedrungen, daß diese Schlehedorn, im Begriffe abzu-

reisen, zu ihrer Mutter sagte: sie würde sterben, wenn die Heirath der Prinzessin zu Stande käme, und wenn sie sie am Leben zu erhalten wünschte, so sey es durchaus nöthig, ein Mittel zu erfinden, um zu machen, daß aus der Heirath nichts werde. Die Mama sagte ihr, sie solle sich beruhigen, sie werde versuchen, ihren Qualen abzuhelfen, und sie glücklich zu machen.

„Bedenkt, sagte die Königin zu der falschen Schlehdorn, welches Gut ich Euch anvertraue; es ist mehr als mein Leben. Seyd besorgt auf die Gesundheit meiner Tochter, doch vor Allem sehet darauf, daß sie das Tageslicht nicht erblickt. Alles wäre verloren; Ihr wißt, mit welchem Unglück sie bedroht ist, und ich bin mit dem Gesandten des Fürsten Siegereich dahin übereingekommen, daß man sie bis zu ihrem fünfzehnten Jahre in einem Schlosse verborgen halte, in dem sie kein anderes Licht erblicken wird, als das der Kerzen.“ Die Königin überhäufte dann noch die Damen mit Geschenken, um sie zu größerer Pünktlichkeit zu veranlassen. Dafür versprach ihr Schlehdorn insbesondere, über die Erhaltung der Prinzessin zu wachen, und gleich nach ihrer Ankunft Rechenschaft zu geben.

Im Vertrauen auf diese sorgfältigen Maßregeln hegten der König und die Königin keine Unruhe

mehr über ihre theure Tochter. Dies milderte einigermaßen den Schmerz, den ihre Entfernung ihnen verursachte. Aber Fräulein Schlehedorn, die jeden Abend durch die Diener der Prinzessin, welche den Wagen öffneten, um ihr das Nachtessen aufzutragen, erfuhr, daß man sich der Stadt nähere, in der man sie erwartete, drang nunmehr in ihre Mutter, ihren Plan bald auszuführen, aus Furcht, der König oder Prinz möchten ihnen entgegen kommen, und es würde dann nicht mehr Zeit dazu seyn. Die Alte, um der Sache ein Ende zu machen, schnitt daher einmal um die Mittagsstunde, als die Sonne ihre Strahlen gerade am Glänzendsten herabsandte, plötzlich den Obertheil der Kutsche, in die sie eingeschlossen waren, mit einem eigens dazu gefertigten Messer, das sie mitgenommen hatte, entzwei, und die Prinzessin Desideria erblickte zum ersten Mal das Tageslicht. Kaum war dies aber geschehen, so hörte man sie einen tiefen Seufzer ausstoßen, und sah sie sich in Gestalt einer weißen Hirschkuh aus der Kutsche stürzen, und in den nahen Wald laufen, wo sie sich an einem dunkeln Ort verbarg, um hier ohne Zeugen über ihr entsetzliches Unglück zu trauern.

Als die Fee von der Quelle, die dieses seltsame Abenteuer herbeigeführt hatte, sah, daß alle Begleiter der Prinzessin zum Theil ihr nacheilten, zum Theil

in die Stadt flogen, um dem Prinzen Siegereich das geschehene Unglück anzuzeigen, so ließ sie heftigen Blitz und Donner entstehen, und während des schrecklichsten Aufruhrs der Natur versetzte sie Alle weit von dem Orte, wo ihre Gegenwart ihr mißfiel.

Nur die Ehrendame, und Schlehdorn und Nelke blieben. Die Letztere lief ihrer Gebieterin nach, und ließ Wald und Fels von ihrem Namen und ihren Klagen wiedertönen. Die beiden Andern, erfreut, daß sie frei geworden, verloren keinen Augenblick, um ihren Plan auszuführen. Schlehdorn legte die reichsten Kleider der Prinzessin an. Der königliche Mantel, der für ihre Hochzeit gemacht worden war, war unvergleichlich reich, und die Krone hatte Diamanten, die zwei und dreimal so groß waren, wie eine Faust; ihr Scepter bestand aus einem einzigen Rubin; die Kugel, die sie in der Hand hielt, war eine Perle, größer als ein Kopf. Diese große Seltenheit war zwar sehr beschwerlich zu tragen, aber sie mußte die Leute bereden, daß sie die Prinzessin sey, und da durfte sie nichts von dem königlichen Schmucke zurück lassen.

In diesem Aufzuge machte sich nunmehr Schlehdorn, von ihrer Mutter, die die Schleppe ihres Mantels trug, begleitet, auf den Weg nach der Stadt. Die falsche Prinzessin ging feierlich einher; sie zwei-

felte nicht daran, man werde ihr entgegen kommen, und in der That waren sie noch nicht weit gegangen, als sie einen Haufen Reiter bemerkten, und in der Mitte zwei von Gold und Edelsteinen glänzende Sänften, getragen von Maulthieren, die mit langen grünen Federbüschen geschmückt waren (dies war die Lieblingsfarbe der Prinzessin). Der König, der in der einen, und der kranke Prinz, der in der andern sich befand, wußten nicht, was sie von den Damen, die ihnen entgegen kamen, denken sollten. Der Diensteifer trieb mehre vom Gefolge an, auf sie los zu galoppiren, und aus der Pracht ihrer Kleider schlossen sie, es müßten Personen von hohem Range seyn. Sie stiegen ab, und redeten sie ehrerbietig an.

„Habet die Güte, mir zu sagen, sprach Schlehdorn, wer sich in jenen Sänften befindet?“ — „Gnädige Frau, versetzten sie, es ist der König und sein Sohn, der Prinz, welche der Prinzessin Desideria entgegen ziehen.“ — „Ich bitte Euch, fuhr sie hierauf fort, gehet zu ihnen hin und saget, daß ich selbst diese Prinzessin bin. Eine auf meine Vorzüge eifersüchtige Fee hat meine Begleiter durch ein heftiges Ungewitter und ganz außerordentliche Wunder der Natur in Verwirrung gesetzt und zerstreut; aber hier ist meine Ehrendame, welche die Briefe des Königs

meines Vaters überbringt und meine Juwelen in Verwahrung hat.“

Alsbald küßten nun die Ritter die Schleppe ihres Gewandes, und eilten zu dem König mit der Nachricht zurück, daß die Prinzessin sich nähere. „Wie, rief er, sie kommt zu Fuß und am hellen Tage!“ — Sie erzählten ihm hierauf, was sie gehört hatten. Der Prinz, der vor Ungeduld brannte, rief sie zu sich, und ehe er sie noch befragt, sprach er sogleich: „Gestehet, Freunde, daß sie ein Wunder von Schönheit, mit allen Vollkommenheiten geschmückt, ist.“ — Sie antworteten nichts, worüber der Prinz sehr erstaunte. „Weil Ihr zu viel zu loben hättet, fing er forschender an, schweigt Ihr lieber still?“ — „Gnädigster Herr, Ihr werdet sie sehen, sprach der Kühnste von den Rittern des Gefolges. Vermuthlich hat sie durch die Strapatzen der Reise gelitten.“ Der Prinz war noch erstaunter, als er dieses hörte, und hätte er sich weniger schwach gefühlt, so würde er sogleich aus der Sänfte gestiegen seyn, um seine Ungeduld und seine Neugierde zu befriedigen. Der König stieg aus der Seinigen, und näherte sich mit dem ganzen Hofe der falschen Prinzessin; aber sobald er sie erblickt hatte, stieß er einen Schrei aus, wich einige Schritte zurück und rief: „Was seh' ich? Welche Treulosigkeit?“ — „Euree Majestät, sagte die Ehren-

dame, indem sie keck hervortrat, hier steht die Prinzessin Desideria mit den Briefen des Königs und der Königin; auch händige ich Euch hier das Schmuckkästchen ein, das man mir bei der Abreise mitgab."

Der König beobachtete noch ein düsteres, verwunderungvolles Schweigen, als der Prinz, auf Beccafiga gestützt, sich der garstigen Schlehdorn näherte. Aber o Himmel! wie wurde ihm, als er dieses Wesen zu Gesicht bekam, dessen Gestalt gemacht schien, eher Furcht als Liebe einzuflößen! Schlehdorn war nämlich so groß, daß die Kleider der Prinzessin ihr kaum über das Knie herabreichte; dabei war sie schrecklich mager, ihre Nase, gebogener als die eines Papagei's, glänzte von einem weithin leuchtenden Roth; schwärzere und schlechter gereihete Zähne kann es nie gegeben haben; mit einem Worte, sie war eben so häßlich, als Desideria schön war.

Der Prinz, der sich bisher nur mit dem reizenden Bilde seiner Prinzessin beschäftigt hatte, war erstarrt und blieb ganz unbeweglich bei dem Anblick dieser Erscheinung: er hatte nicht die Kraft, ein Wort hervorzubringen; er blickte sie mit Erstaunen an, wendete sich dann zum Könige und sprach: „Ich bin verrathen! Dieses wunderbare Bildniß, dem ich meine Freiheit verpfändete, hat nichts von der Person, die man uns hier sendet; man hat uns zu täuschen

gesucht, es ist ihnen gelungen; mir wird es aber das Leben kosten."

„Wie versteht Ihr das, gnädiger Herr? sprach Schlehdorn; man hätte versucht, Euch zu täuschen? Wißt, daß Ihr nie getäuscht seyn werdet, wenn Ihr mich heirathet."

Ihre Unverschämtheit und ihr Hochmuth waren schon beispiellos, aber die Ehrendame ging noch weiter. „Ach, meine schöne Prinzessin, rief sie, wohin sind wir gekommen? Empfängt man so eine Dame von Euerm Range? Welche Unbeständigkeit! Welche Scene! Der König, Euer Vater, wird Rechenschaft zu fordern wissen."

„An uns ist es, Rechenschaft zu fordern, versetzte der König. Man hatte uns eine schöne Prinzessin versprochen, und hier sendet man uns ein Skelet, eine Mumie, die Furcht einflößt. Jetzt wundere ich mich nicht mehr, daß man diesen schönen Schatz fünfzehn Jahre lang verborgen gehalten hat. Man wollte nur die Leute damit anführen! Dies traurige Loos ist uns zugefallen, aber es ist nicht unmöglich, sich dafür zu rächen!"

„Welche Beschimpfung, rief hier die falsche Prinzessin entrüstet; bin ich nicht unglücklich, daß ich auf das Wort solcher Leute hin, hieher gekommen bin? Welch' ein großes Unglück ist es denn, daß man sich

ein Wenig schöner malen ließ, als man ist! Kommt dies nicht alle Tage vor? Wenn die Prinzen um solcher kleinen Uebelstände halber ihre Bräute zurückschickten, würden sich nur Wenige verheirathen!"

Der König und der Prinz, außer sich vor Zorn, würdigten sie gar keiner Antwort. Ein Jeder bestieg wieder seine Sänfte, und ohne weitere Förmlichkeit umgab eine Leibwache die Prinzessin und eben so ihre Ehrendame. Auf den Befehl des Königs führte man sie in die Stadt; hier wurden sie in das Schloß Dreispitz eingeschlossen.

Der Prinz Siegereich war von dem Schlag, der ihn so eben getroffen, so niedergebeugt, daß er seinem Kummer keine Worte finden konnte. Als er aber wieder Kraft erhielt, zu klagen, sprach er herzzerschneidend über sein grausames Schicksal. Er liebte, und hatte zum Gegenstand seiner Leidenschaft nichts als ein Bildniß. Seine Hoffnungen waren vereitelt, alle reizenden Vorstellungen, die er sich von der Prinzessin Desideria gemacht hatte, waren vernichtet, und lieber wäre er gestorben, als daß er die geheirathet hätte, die er jetzt für die Prinzessin halten mußte. Mit einem Worte, keine Verzweiflung glich je der Seinigen, er konnte es am Hofe nicht mehr aushalten, und entschloß sich, sobald seine Gesundheit es gestattete, sich heimlich davon zu machen und

sich an einen einsamen Ort zu begeben, um dort den Rest seines Lebens zuzubringen.

Seinen Plan theilte er nur dem treuen Beccafiga mit. Er war fest überzeugt, daß dieser ihm überall hin folgen würde, und erwählte ihn zu seinem Gesellschafter, mit dem er öfter als mit einem Andern von der schlechten Täuschung sprach, die man sich gegen ihn erlaubt hatte. Kaum fühlte er sich nun etwas besser, so reiste er ab, und ließ auf dem Tische seines Cabinets einen großen Brief an den König zurück, in welchem er ihm versicherte, daß er zu ihm zurückkehren wolle, sobald sein Geist sich etwas beruhigt hätte; inzwischen bitte er ihn dringend, auf gemeinschaftliche Rache zu denken, und die häßliche Prinzessin in festem Gewahrsam zu halten.

Man kann sich leicht den Schmerz vorstellen, den der König empfand, als er diesen Brief erhielt. Die Trennung von einem so theuren Sohne glaubte er nicht überleben zu können. Während Jedermann damit beschäftigt war, ihn zu trösten, entfernten sich der Prinz und Beccafiga, und nach Verfluß von drei Tagen befanden sie sich in einem ungeheuern Walde, der durch die Dichtheit der Bäume so finster, durch die Frische des Grases und der überall fließenden Bäche so anmuthig war, daß der Prinz, von der langen Reise ermüdet, denn er war noch immer lei-

dend, vom Pferde stieg, und sich traurig auf die Erde warf, den Kopf auf die Hand gestützt, beinahe außer Stande zu sprechen, so schwach fühlte er sich.

„Gnädiger Herr, sagte Beccafiga, während Ihr hier ausruht, will ich einige Früchte zu Euerer Erquickung suchen, und den Ort, wo wir uns befinden, ein Wenig auskundschaften.“ Der Prinz aber antwortete ihm nicht, sondern gab ihm nur durch ein Zeichen zu verstehen, daß er es thun könne.

Es ist schon lange, daß wir die arme, verwandelte Hirschkuh im Walde zurückgelassen haben: ich meine die unvergleichliche Prinzessin Desideria. Sie weinte trostlos, als sie ihr Bild in einer Quelle erblickte, die ihr zum Spiegel diente: „Wie? das bin ich? rief sie aus. Muß ich heute das seltsamste Abenteuer erleben, das die Feen einer unschuldigen Prinzessin, wie ich bin, bereiten können? Wie lang wird meine Verwandlung dauern? Wohin muß ich mich wenden, damit die Löwen, die Bären und die Wölfe mich nicht zerreißen? Wie werde ich mich von Gras ernähren können?“ — So stellte sie tausend Fragen an sich, und fühlte den grausamsten Schmerz, den man sich denken kann. Es ist wahr, wenn irgend etwas sie trösten konnte, so war es dies, daß sie jetzt eine eben so schöne Hirschkuh war, als sie eine schöne Prinzessin gewesen war.

Als der Hunger Desideria drängte, aß sie mit gutem Appetit Gras, und wunderte sich, wie dies möglich wäre. Hierauf legte sie sich auf weiches Moos; es wurde Abend, und sie brachte die Nacht unter großen Besorgnissen zu. Sie hörte die wilden Thiere in ihrer Nähe, und oft vergaß sie, daß sie eine Hirschkuh war, und versuchte auf einen Baum zu klettern. Das Licht des Tages hatte sie noch ein Wenig getröstet. Sie bewunderte ihre Schönheit als Hirsch, und auch die Sonne schien ihr etwas so Außerordentliches, daß sie nicht davon ablassen konnte, sich an ihrem Lichte zu ergötzen: Alles, was sie davon hatte sagen hören, schien ihr weit unter dem zu stehen, was sie jetzt selbst erfuhr. Allein es war dies der einzige Trost, den sie an einem so öden Orte finden konnte. Sie blieb hier mehre Tage lang ganz allein.

Die Fee Tulipane, die jedoch Desideria stets geliebt hatte, war von ihrem Unglück lebhaft ergriffen, doch hatte sie einen rechten Aerger darüber, daß die Königin und die Prinzessin ihre Rathschläge so wenig beachtet hatten; denn sie warnte sie mehre Male, daß wenn die Prinzessin vor ihrem fünfzehnten Jahre abreisen würde, ein Unglück daraus entstehen müßte, dennoch wollte sie der Rachsucht der Fee von der Quelle nicht zu große Macht einräumen, und sie

leitete deshalb die Schritte des ehrlichen Fräuleins Nelke zu dem Walde, damit diese aufrichtige Vertraute die Prinzessin in ihrem Unglück trösten könnte.

Die schöne Hirschkuh ging so eben ruhig einen Bach entlang, als Nelke, die vor Müdigkeit nicht mehr recht fort konnte, sich niederlegte, um auszuruhen. Das arme Mädchen träumte traurig davon, wie und wo sie ihre theure Prinzessin finden könnte. Als die Hirschkuh sie bemerkte, sprang sie mit einem Satze über den Bach, der breit und tief war, warf sich vor Nelke hin und leckte sie, um sie liebzukosen. Diese war erstaunt; sie wußte nicht, ob die Thiere in dieser Gegend eine besondere Freundschaft für die Menschen hegten, oder ob dieses Thier sie kenne; denn es war doch höchst seltsam, daß eine Hirschkuh die Honneurs des Waldes so ausgezeichnet zu machen verstand.

Sie betrachtete sie nun aufmerksam und entdeckte zu ihrem großen Erstaunen Thränen, die ihr aus den Augen floßen: nun zweifelte sie nicht mehr daran, daß dieß ihre theure Prinzessin war; sie ergriff sogleich ihre Füße, und küßte sie mit eben so viel Ehrerbietung und Zärtlichkeit, als sie im früheren Zustande ihre Hände geküßt hatte. Sie sprach zu ihr und nun bemerkte sie, daß die Hirschkuh sie verstand, daß sie ihr jedoch nicht antworten konnte; da

gab es Thränen und Seufzer von beiden Seiten. Nelke versprach ihrer Gebieterin, sie nicht zu verlassen; die Hirschkuh machte ihr tausend kleine Zeichen mit dem Kopfe und mit den Augen, die ausdrückten, daß sie sehr erfreut darüber sey, und daß sie ihr in ihrem Unglück einigen Trost geben würde.

Sie waren beinahe schon den ganzen Tag beieinander geblieben; die kleine Hirschkuh dachte endlich daran, daß ihre treue Nelke Hunger haben könne, und führte sie deshalb an eine Stelle des Waldes, wo sie einige wilde, doch eßbare Früchte bemerkt hatte. Nelke genoß davon, denn sie hatte heftigen Hunger; aber nachdem ihr Mahl geendigt war, verfiel sie in eine große Unruhe, da sie nicht wußte, wo sie sich hinbegeben sollten, um zu schlafen; denn mitten in dem Walde zu bleiben, allen möglichen Gefahren ausgesetzt, dazu konnte sie sich nicht entschließen. „Fürchtet Ihr Euch nicht, reizende Hirschkuh, die Nacht hier zuzubringen?" fragte sie ihre Gebieterin. — Die Hirschkuh hob die Augen zum Himmel empor und seufzte. — „Aber, fuhr Nelke fort, Ihr habt schon einen Theil dieser ungeheuren Einöde durchzogen. Gibt es nicht kleine Häuser, eine Köhlerhütte etwa, oder einen Holzschuppen, eine Einsiedelei?" — Die Hirschkuh drückte durch Bewegungen ihres Kopfes aus, daß sie nichts von

dem gesehen habe. „O, Ihr Feen! rief Nelke, so werde ich morgen nicht mehr am Leben seyn! denn wenn ich auch das Glück hätte, den Tigern und den Bären zu entkommen, so bin ich doch überzeugt, die bloße Furcht wird hinreichen, mich zu tödten. Doch glaubet übrigens nicht, meine theure Prinzessin, um meinetwillen sey mir an dem Leben gelegen; nur um Euretwillen. Ach, Euch ohne allen Trost an diesem Orte zurückzulassen, kann man sich etwas Traurigeres denken?" — Die kleine Hirschkuh fing an zu weinen, und schluchzte beinahe, wie ein Mensch.

Diese Thränen rührten die Fee Tulipane, die sie trotz ihres Ungehorsams zärtlich liebte. Sie hatte stets über ihr Leben gewacht, und nun erschien sie plötzlich und sprach zu ihnen: „Ich will Euch nicht zanken, denn der Zustand, in dem ich Euch sehe, schmerzt mich zu sehr." — Die kleine Hirschkuh und Nelke unterbrachen sie sogleich, warfen sich vor ihr auf die Knie, leckten und küßten ihr die Hände, wie eine Jede es in ihrer Weise zu thun im Stande war; Nelke aber beschwor sie, mit der Prinzessin Mitleid zu haben, und derselben ihre natürliche Gestalt zurückzugeben.

„Das hängt nicht von mir ab, sprach Tulipane; Die, welche ihr so großes Unglück zugefügt hat, ist sehr mächtig; aber ich werde die Zeit ihrer Buße

abkürzen, und um ihr dieselbe zu versüßen, soll sie, sobald die Nacht anbricht, die Gestalt der Hirschkuh ablegen, um ihre natürliche wieder anzunehmen, aber mit dem Anbruch der Morgenröthe muß sie wieder Hirschkuh werden und gleich den Thieren ihrer Gattung in den Wäldern umher laufen."

Es war allerdings schon viel, wenigstens die Nacht über aufzuhören, Hirschkuh zu seyn. Die Prinzessin bezeugte auch ihre innige Freude durch einige Sätze und Sprünge, die Tulipane sehr ergötzten. — „Gehet, sagte sie zu ihnen, auf diesem Fußpfad fort; Ihr werdet alsdann eine Hütte antreffen, die für diese abgelegene Gegend hübsch genug ist." — Mit diesen Worten verschwand sie. Nelke gehorchte. Sie schlug mit der kleinen Hirschkuh den Weg ein, den sie vor sich sahen, und fand eine alte Frau, die vor ihrer Thüre saß, und einen Korb aus feinen Weiden verfertigte. Nelke redete sie an: „Mein gutes Mütterchen, wolltet Ihr mich wohl mit meiner Hirschkuh beherbergen? Ich würde nur ein kleines Kämmerchen nöthig haben." — „Ja, mein schönes Fräulein, versetzte sie, ich werde Euch gern eine Herberge geben; tretet nur ein mit Eurem Thierchen." — Sie führte sie hierauf in ein sehr artiges Zimmer, das mit Kirschbaumholz getäfelt war; zwei kleine Betten mit weißer Leinwand und feinen Tüchern standen

darin, und Alles sah so einfach und reinlich aus, daß die Prinzessin nachher sagte, noch nie habe es ihr irgendwo besser gefallen.

Sobald die Nacht ganz hereingebrochen war, verwandelte sich die Hirschkuh in Desideria; sie umarmte sogleich ihre theure Nelke, dankte ihr für die Liebe, mit der sie ihr in ihrer unglücklichen Lage folge, und versprach ihr, daß sie sie recht glücklich machen wolle, sobald ihre Bußzeit vorüber seyn würde.

Die Alte klopfte leise an ihre Thüre, und ohne daß sie selbst hereintrat, reichte sie Nelke treffliche Früchte, von denen die Prinzessin mit großem Appetit aß; hierauf legten sie sich zur Ruhe. Sobald der Tag erschien, öffnete Nelke die Thüre und mit großem Schmerze trennte sie sich, wiewohl nicht für lange, von der kleinen Hirschkuh, die in das Dickicht des Waldes sprang und dort nach ihrer gewöhnlichen Weise umherlief.

Ich habe bereits erzählt, daß der Prinz Siegereich in dem Walde zurückgeblieben war, und daß Beccafiga umher streifte, um einige Früchte zu suchen. So war es denn schon ziemlich spät, als er an das Häuschen jener guten Alten kam, wo die Prinzessin ihre Nachtherberge gefunden hatte. Er bat diese höflich um einige Früchte, die er für seinen Gebieter

nöthig hatte. Die Frau beeilte sich, ein Körbchen zu füllen, und gab es ihm. „Ich fürchte, sagte sie, wenn Ihr die Nacht hier ohne einen Zufluchtsort zubringet, möchte Euch ein Unheil begegnen. Ich biete Euch ein Obdach an, das zwar ärmlich ist, aber wenigstens vor den wilden Thieren schützt.« — Er dankte ihr und sagte, er habe einen Freund bei sich, dem er den Vorschlag machen wolle, in ihr Haus zu kommen. In der That wußte er auch den Prinzen zu überreden, daß er sich zu der guten Frau führen ließ. Sie saß noch vor ihrer Thüre, und ganz still führte sie die Männer in ein Zimmer, das demjenigen, welches die Prinzessin inne hatte, ähnlich und so nahe bei demselben war, daß sie nur durch einen Verschlag von einander getrennt waren.

Der Prinz brachte die Nacht wie gewöhnlich sehr unruhig zu. Sobald die ersten Strahlen der Sonne seine Fenster beschienen, erhob er sich und ging in den Wald, um seine Traurigkeit zu verscheuchen, von seinem treuen Beccafiga gefolgt. Lange trieb er sich umher, ohne ein bestimmtes Ziel zu haben; endlich kam er an einen geräumigen Ort, der mit Bäumen und Moos bedeckt war, und alsbald sah er eine wunderschöne Hirschkuh dort hervorkommen. Er konnte sich nicht enthalten, ihr zu folgen, denn seine Hauptneigung war die Jagd; doch hing er ihr nicht

mehr so lebhaft nach, seit er seine treue Liebe im Herzen trug. Gleichwohl verfolgte er die arme Hirschkuh und schoß von Zeit zu Zeit Pfeile auf sie ab, die sie sehr in Angst setzten, obgleich sie nicht davon verwundet wurde, denn ihre Freundin Tulipane schützte sie. Es bedurfte nichts Geringeres dazu, als die hülfreiche Hand einer Fee, denn die Pfeile des Prinzen trafen sonst in großer Ferne. Die arme Prinzessin in der Gestalt der Hirschkuh war entsetzlich müde; die Anstrengung war ihr ganz neu; endlich schlug sie einen Fußpfad ein und war nun so glücklich, daß der gefährliche Jäger sie aus dem Gesicht verlor, und da er selbst sehr ermüdet war, nicht weiter auf ihrer Verfolgung beharrte.

Auf diese Weise war der Tag vergangen, und die Hirschkuh dachte daran, sich in ihrem Zufluchtsort zu verbergen; sie wandte ihre Schritte nach dem Hause, wo Nelke sie bereits ungeduldig erwartete. Sobald sie in ihrem Zimmer war, warf sie sich athemlos auf das Bett. Sie war ganz von Schweiß durchnäßt. Nelke erquickte sie, so gut sie konnte, und starb vor Neugierde zu erfahren, was ihr denn eigentlich begegnet war. Endlich kam die Stunde der Verwandlung. Die schöne Prinzessin nahm ihre gewöhnliche Gestalt an, schlang ihre Arme um den Hals ihrer Freundin und sprach: „Ach, ich glaubte,

nur die Fee von der Quelle und die grausamen Bewohner des Waldes fürchten zu müssen; aber heute wurde ich von einem jungen Jäger verfolgt, den ich kaum erblickte, als ich auch eiligst fliehen mußte. Tausend Pfeile, die er auf mich abschoß, drohten mir einen unvermeidlichen Tod; noch weiß ich nicht, durch welchen glücklichen Zufall ich gerettet wurde." —

„Ihr sollt nicht mehr ausgehen, meine theure Prinzessin, versetzte Nelke, bringet die Zeit Eurer Buße in diesem Zimmer zu. Ich werde in die nächste Stadt gehen, um Bücher zu Eurer Unterhaltung zu kaufen, wir werden die neuen Erzählungen von den Feen lesen, wir wollen Verse und Lieder machen." — „Schweige doch, liebe Nelke, versetzte die Prinzessin; der Gedanke an den Prinzen Siegereich allein wäre hinreichend, mich angenehm zu beschäftigen; aber dieselbe Macht, die mich den Tag über zu der traurigen Gestalt der Hirschkuh verdammt, nöthigt mich auch, wider meinen Willen zu thun wie diese Thiere, ich laufe umher, ich springe, ich esse Gras, wie sie. Während dieser Zeit wäre ein Zimmer mir ganz unerträglich." — Sie war so ermüdet von der Jagd, daß sie schnell zu essen verlangte, und dann schlossen sich ihre schönen Augen bis zur Morgenröthe. Sobald als sie diese bemerkte, ging die gewöhnliche

Umwandlung vor, und sie kehrte in den Wald zurück.

Der Prinz war indessen gegen Abend auch zu seinem Begleiter zurückgekommen. „Ich habe meine Zeit damit zugebracht, sagte er zu ihm, die schönste Hirschkuh, die ich jemals sah, zu verfolgen; mit einer wunderbaren Geschicklichkeit hat sie mich hundertmal getäuscht. Ich habe so richtig gezielt, daß ich nicht begreife, wie sie meinen Pfeilen entgangen ist. Sobald es Tag ist, werde ich sie wieder aufsuchen, und dann hoffe ich, sie gewiß nicht zu verfehlen." — In der That begab sich der junge Prinz, froh darüber, daß die Neigung zur Jagd ihn wieder unterhielt, frühe an denselben Ort, wo er die Hirschkuh getroffen hatte; aber sie hütete sich wohl, dorthin zu gehen, da sie fürchtete, es möchte ihr wieder ein ähnliches Abenteuer begegnen. Er sandte seine Augen überall hin, suchte lange umher, und als er sich ziemlich erschöpft fühlte, war er sehr erfreut, Aepfel zu finden, deren Farbe ihm gefiel. Er sammelte davon, aß sie und fiel alsbald in einen tiefen Schlaf, der ihn in dem frischen Grase, unter Bäumen, auf denen tausend Vögel sich wiegten, wonnevoll umfing.

Während er schlief, kam die furchtsame Hirschkuh, welche abgelegene Stellen aufsuchte, an den Ort, wo

er sich befand. Hätte sie ihn früher bemerkt, so wäre sie vor ihm geflohen; aber sie befand sich so ganz in seiner Nähe, daß sie sich nicht enthalten konnte, ihr Auge auf ihn zu werfen; sein Schlaf machte sie muthig, und sie nahm sich Zeit, seine Züge aufmerksam zu betrachten. Aber wie wurde ihr, als sie den Prinzen erkannte! Ihr Geist war zu erfüllt von seinem reizenden Bilde, als daß dasselbe in so kurzer Zeit hätte daraus verwischt werden können. Nun setzt sie sich jeder Gefahr aus, sie denkt nicht mehr an ihre Sicherheit; sie legt sich einige Schritte vor ihm nieder, und ihre Augen, hoch entzückt, ihn zu sehen, konnten sich nicht mehr von seinem Anblicke losreißen. Sie seufzte leise, endlich wurde sie so kühn, sich ihm zu nähern und ihn beim Erwachen zu berühren.

Seine Ueberraschung schien nicht minder groß zu seyn; er erkannte sogleich dieselbe Hirschkuh, die ihm so viele Mühe gemacht, und die er so lange gesucht hatte; allein als er sie so zutraulich fand, verwunderte er sich sehr darüber. Sie wartete es jedoch nicht ab, bis er es versucht hatte, sie zu fangen, sondern lief aus Leibeskräften davon, und er verfolgte sie, so schnell er es vermochte. Von Zeit zu Zeit hielten sie ein, um Athem zu schöpfen, denn die schöne Hirschkuh war noch müde von der Hetze des vorigen Tages, und der Prinz war es nicht viel

minder als sie. Was aber noch mehr die Flucht des lieben Hirschleins hemmte, war der Kummer, sich von Demjenigen zu entfernen, der es mehr durch seine hohen Vorzüge, als durch die Pfeile verwundet hatte, die er von seinem Bogen geschnellt. Er bemerkte oft, daß die Hirschkuh den Kopf nach ihm kehrte, als wollte sie ihn gleichsam fragen, ob es sein Wille sey, daß sie von seiner Hand fallen solle, und wenn er nahe daran war, sie zu erreichen, so bot sie stets neue Kräfte auf, zu entfliehen.

„Ach, könntest Du mich doch verstehen, liebes Thierchen, rief er aus, so würdest Du nicht vor mir davon laufen, ich liebe Dich ja, ich will Dich ernähren, Du bist so hübsch und artig; ich werde stets für Dich Sorge tragen.“

Allein diese und andere Worte trug der Wind davon, und sie erreichten nicht das Ohr der kleinen Hirschkuh. Endlich, nachdem sie in dem ganzen Wald umhergejagt waren, konnte die Arme nicht weiter und hielt ein; der Prinz beschleunigte nunmehr seinen Lauf und erreichte sie mit einer Freude, deren er nicht mehr fähig zu seyn glaubte. Er sah wohl, daß ihre Kräfte erschöpft waren; sie lag da, wie ein armes halbtodtes Thier, und erwartete nun, daß der Jäger ihrem Leben ein Ende machen würde.

Jedoch statt solche Grausamkeit zu üben, beugte er sich zu ihr nieder, um sie zu streicheln.

„Schöne Hindin! sprach er, fürchte Dich nicht, ich will Dich mit mir nehmen, und Du sollst mir überall folgen."

Hierauf schnitt er Zweige ab, flocht sie auf geschickte Weise zusammen, und bedeckte sie mit weichem Moose, auch wilde Rosen streute er darauf, von denen einige Gebüsche sich in der Nähe befanden. Hierauf hob er die Hindin vom Boden auf, legte ihren Kopf auf seine Schulter, und trug sie auf der von ihm bereiteten Bahre fort, indem er sie von Zeit zu Zeit niedersetzte und ihr zarte Gräser pflückte, die sie mit gutem Appetite ihm aus der Hand fraß.

Der Prinz hörte nicht auf, mit ihr zu sprechen, obgleich er doch überzeugt war, daß sie ihn nicht verstehen konnte. Obgleich sie jedoch viel Vergnügen empfand, ihn zu sehen, so machte es sie doch unruhig, daß die Nacht bereits abzubrechen begann.

„Was soll daraus werden, wenn ich mich nun mit einem Male verwandelte? dachte sie bei sich selbst; er müßte ja erschrecken und entfliehen!"

Sie dachte dann weiter darüber nach, wie es ihr wohl möglich werden möchte, sich aus dieser Lage zu ziehen, als er selbst ihr ein Mittel dazu bot. Er ging fort, um eine Quelle zu suchen, ihren Durst zu

stillen, und sie benützte diesen Augenblick, um sich aus dem Staube zu machen, und erreichte glücklich das Häuschen, wo Fräulein Nelke sie erwartete. Sie warf sich auf's Lager; die Nacht brach an; ihre Verwandlung fand statt und sie konnte ihr bestandenes Abenteuer erzählen.

„Solltest Du es wohl glauben, Liebe, sprach sie, Prinz Siegereich ist hier im Walde, hat zwei lange Tage hindurch Jagd auf mich gemacht, und — nachdem er mich gefangen — überhäufte er mich mit zärtlichen Aufmerksamkeiten. Aber das Bild, was ich von ihm erhielt, ist gar nicht ähnlich; er ist gewiß hundertmal schöner, und selbst in der Unordnung seines Waidecostüms ist er mir so erschienen, wie würde dies erst der Fall seyn, wenn ich ihn in der glänzend geschmackvollen Tracht des Hofes sehen würde? Bin ich nicht recht unglücklich, diesen Prinzen fliehen zu müssen, der mir zur Ehe bestimmt war, den ich liebe und der mich wieder liebte? Mußte eine boshafte Fee mich denn am Tage der Geburt schon zu hassen beginnen und mein Leben auf solche Weise betrüben?“

Sie fing an zu weinen; die gute Nelke tröstete sie und bemerkte, daß in kurzer Zeit ihre Leiden in Wonne verwandelt seyn würden. —

Nachdem der Prinz eine Quelle entdeckt hatte,

kehrte er an den Ort zurück, wo er seine Hindin gelassen; er suchte sie vergebens, und brach endlich in verdrießliche Klagen aus. „So muß ich denn stets Ursache haben, mich über dies betrügerische und falsche Geschlecht zu beklagen?" rief er aus, als ob er wüßte, daß die Hirschkuh Verstand besitze. Hierauf kehrte er zu der guten Alten zurück, und erzählte seinem Vertrauten das Abenteuer, indem er nicht unterließ, die Hirschkuh der Undankbarkeit anzuklagen. Beccafiga jedoch unterließ nicht, über den Zorn des Prinzen zu lächeln, und rieth ihm, die Hirschkuh zu bestrafen, wenn er sie wieder finden sollte. „Ich bleibe deshalb nur noch in dieser Gegend, sagte der Prinz, dann wollen wir weiter ziehen."

Der Tag brach an, und mit ihm erhielt die Prinzessin wieder die Gestalt des weißen Hirsches. Sie wußte nun nicht, wozu sie sich entschließe: ob sie sich nach jenen Revieren zu begeben habe, die der Prinz gewöhnlich zu durchstreifen pflegte, oder ob sie ihn vermeiden sollte. Sie wählte das Letztere und entfernte sich weit; allein der junge Prinz, der eben so fein war wie sie, that dasselbe, weil er die kleine List bei ihr voraussetzte, und so geschah es, daß er sie im dicksten Walde auffand. Sie glaubte sich in größter Sicherheit, als sie ihn erblickte: sie sprang auf und setzte über die dichtesten Hecken; so entflieht

sie mit der Schnelle des Windes. Allein indem sie durch einen Hohlweg will, zielt er so gut, daß sein Pfeil sie am Schenkel verwundet. Der Schmerz übermannt sie, und sie stürzt zu Boden.

So hatte denn der zärtlichste Liebhaber das liebenswürdigste Geschöpf der Erde verwundet! Dieser Vorfall war aber unvermeidlich gewesen, weil die Fee der Quelle daran die Lösung des Abenteuers geknüpft hatte. Der Prinz näherte sich bestürzt, als er das Blut des schönen Thierchens fließen sah; er nahm Gräser und legte sie auf die Wunde; dann machte er eine neue Tragbahre aus Zweigen und Moos. Er hielt den Kopf der Hindin mit beiden Händen, und sagte zu ihr: „Bist Du nicht selbst daran Schuld, kleiner Flüchtling, daß Dir das Uebel widerfahren ist? Was that ich Dir denn gestern, daß Du mich verließest? Heute wirst Du mir nicht mehr entfliehen können; nun habe ich Dich gewiß!“

Die Hirschkuh antwortete nicht. Und was hätte sie wohl sagen können? Sie hatte Unrecht, und schwieg; man weiß jedoch, daß Viele, eben wenn sie sich ihres Unrechts bewußt sind, dennoch nicht schweigen. Der Prinz verschwendete tausend Liebkosungen. „Ich leide, da ich Dich verwundet habe, sprach er, Du wirst mich nun hassen, und ich wollte doch von Dir geliebt seyn.“

Es schien, als ob ein guter Genius ihm alle Worte eingab, die er dem zarten Thierchen sagte. Endlich kam die Stunde, um zu seiner Hütte zurückzukehren; er lud seine Beute auf, und hatte nicht wenig Mühe, sie fortzubringen, denn sie hatte gar keine Lust, mit ihm zu gehen.

„Was soll nun aus mir werden? sprach sie zu sich selbst; ich soll mich allein bei dem Prinzen befinden, wenn meine nächtliche Verwandlung vor sich geht? Nein, lieber wollt' ich sterben!"

Sie machte sich schwer, um ihm überlästig zu werden; er war in Schweiß gebadet, von solcher Anstrengung, und obgleich er nicht weit mehr von dem kleinen Häuschen entfernt war, so sah er dennoch ein, daß er es ohne Hilfe nicht erreichen würde. Er eilte daher zu seinem getreuen Beccafiga, um ihn zu holen, doch band er seine Beute an einen Baum, damit sie ihm nicht entfliehen könne.

Wer hätte wohl jemals denken können, daß die schönste Prinzessin der Welt, einst von dem Prinzen, der sie anbetete, so behandelt werden würde? Sie versuchte es vergebens, ihre Bande zu zerreißen; ihre Bestrebungen zogen nur die Schlingen fester zusammen, und sie war so eben nahe daran, sich zu erdrosseln, als Nelke, die aus Langeweile ihr Kämmerchen verlassen hatte, an den Ort kam, wo die

weiße Hindin gegen ihre Bande fruchtlos ankämpfte. Wie wurde ihr zu Muthe, als sie hier ihre geliebte Gebieterin sah? Sie konnte sie nicht schnell genug losmachen, weil die Knoten zu sehr verschlungen waren, und so geschah es, daß der Prinz und Beccafiga eben dazu kamen, als sie die Hirschkuh befreit hatte.

„Obgleich ich Euch sehr verehre, mein Fräulein, sagte der Prinz galant, so erlaubet doch, daß ich mich dem Raube widersetze, den Ihr so eben begehen wolltet. Ich habe diese Hindin verwundet, und mein ist sie; ich liebe sie, und Ihr werdet mir sie wohl lassen.“

„Mein Herr, entgegnete hierauf Nelke sehr anmuthig und höflich, denn sie war lieblich und wohlgebildet, diese Hindin war mein, ehe Ihr sie verwundet habt. Ich würde eher das Leben lassen, als dieses Thier, und wenn Ihr wissen wollt, ob sie mich kenne, so dürft Ihr derselben nur einige Freiheit lassen. Komm, mein Thierchen, und umarme mich!“

Sogleich that die Hindin, wie sie gesagt hatte.

„Küsse mich auf die rechte Wange!“ Die Hindin gehorchte.

„Berühre mein Herz!“ Sie that es.

„Seufze!“ — sie seufzte.

Der Prinz konnte nun nicht mehr an des Mäd-

chens Worten zweifeln. „Ich gebe sie Euch wieder, sprach er, allein ich gestehe, daß ich's ungern thue.“

Nelke machte jedoch, daß sie mit ihrer geliebten Hindin so schnell als möglich fortkam. Sie wußte, daß der Prinz in demselben Häuschen mit ihnen wohnte; er folgte ihnen von Ferne, und war überrascht, sie zu dem alten Mütterchen eintreten zu sehen. Bald darauf begab er sich auch dahin, und von einer nicht unerklärlichen Neugierde getrieben, fragte er die Alte, wer das Mädchen sey. Sie erwiderte, daß sie sie nicht kenne, daß sie sehr zurückgezogen lebe, aber püuktlich und ordentlich bezahle. Beccafiga erkundigte sich hierauf, wo sie ihr Zimmerchen hätte, und erfuhr, daß es nur durch eine Bretterwand von dem ihrigen getrennt sey.

Als er mit dem Prinzen allein war, erklärte er ihm, er müsse sich ungeheuer täuschen, oder das Mädchen habe er in dem Palaste der Prinzessin Desideria gesehen, da er sich als Gesandter dort befunden habe.

„Welche traurige Erinnerung rufst Du in mir hervor? sprach der Prinz, und durch welchen Zufall sollte sie hieher kommen?“

„Das kann ich natürlich nicht wissen, gnädigster Herr, erwiderte Beccafiga, allein ich muß sie noch einmal betrachten, und da nur eine Bretterwand uns

von einander scheidet, so will ich ein Loch hineinbohren —"

„Welche unnütze Neugier, sprach traurig der Prinz, dessen Schmerzen Beccafiga's Worte wieder aufgewühlt hatten. Er öffnete das Fenster, das nach dem Walde ging, legte sich in dasselbe und hing seinen Gedanken nach.

Unterdessen arbeitete Beccafiga, um das Loch zu bohren, und machte es so groß, daß er die schöne Prinzessin sehen konnte, gekleidet in ein Kleid von Silberbrocat mit Blumen von Gold und Smaragden; ihre Haare fielen in langen Locken auf den blendenden Nacken, und ihre Gesichtsfarbe war strahlend und frisch; ihre Augen endlich leuchteten in dem reinsten Feuer. Nelke lag zu ihren Füßen auf den Knien und verband ihr den Arm, aus dem das Blut in Strömen floß. Sie schienen Beide von dieser Wunde stark in Anspruch genommen.

„Lasse mich sterben, sagte die Prinzessin, der Tod wird mir lieber seyn, als dies elende Leben, das ich führe. Immer dazu verdammt zu seyn, als Hirschkuh zu leben, den zu sehen, dem ich eigentlich bestimmt bin, ohne ihn sprechen zu können, ohne ihm mein trauriges Loos mittheilen zu können! Ach, wenn Du wüßtest, wie rührend er mit mir während meiner Verwandlung sprach, wie sanft der Ton seiner Stimme

ist, wie edel und schön alle seine Bewegungen sind, so würdest Du mich noch mehr beklagen, als jetzt, da Du nicht im Stande bist, ihn über mein Schicksal aufzuklären."

Man kann sich wohl Beccafiga's Erstaunen vorstellen, als er dies Alles sah und hörte. Er lief zu dem Prinzen hin, führte ihn vom Fenster fort, und konnte den Ausbruch seiner Freude nur schwer unterdrücken.

„Ach, gnädigster Herr, flüsterte er, säumet nicht, Euch dieser Bretterwand zu nähern; hier werdet Ihr endlich das wahre Original des Bildes sehen, das Euch so sehr bezaubert hat!"

Der Prinz sah durch das Loch und erkannte sogleich die Prinzessin. Er wäre gewiß vor Vergnügen gestorben, wenn er nicht hätte glauben müssen, daß ihn noch irgend eine Bezauberung täuschen könne; denn wie sollte er diese Begegnung mit der häßlichen Schlehdorn und ihrer Mutter zusammenreimen, welche in dem Thurm eingesperrt waren, und sich mit dem Namen Desideria und ihrer Ehrendame geschmückt hatten.

Man hat jedoch die natürliche Neigung, das zu glauben, was man wünscht, und nun galt es, entweder vor Ungeduld zu sterben, oder sich Aufklärung zu verschaffen. Er klopfte daher, ohne sich lange zu

besinnen, leise an die Thüre des Zimmers, wo die Prinzessin war. Nelke, welche vermuthete, daß es die gute Alte sey, und die ihre Hilfe beim Verbinden des Armes in Anspruch nehmen wollte, öffnete sogleich und war sehr überrascht, den Prinzen zu sehen, der sogleich vor Desideria niederstürzte. Die Gemüthsbewegung, die ihn ergriffen hatte, erlaubte ihm so wenig, im Zusammenhange zu sprechen, daß es mir nicht möglich war, trotz aller Mühe, die ich mir gab, etwas davon zu erfahren. Die Prinzessin war ebenfalls verwirrt, allein die Liebe, welche den Stummen selbst eine Sprache verleiht, nach ihrer Weise, warf sich in's Mittel, und überzeugte sowohl den Einen wie den Andern, daß sie Beide noch nie in ihrem Leben sich geistreicher ausgedrückt hatten. Sicher aber ist es, daß nie zärtlicher und rührender eine Unterhaltung war. Thränen, Seufzer, Schwüre, und dann wieder ein zärtliches Anlächeln, daraus bestand sie. So verging die Nacht; der Tag kam, ohne daß sie es bemerkten, aber Desideria wurde nicht wieder zur Hirschkuh. Als sie dies sah, kannte ihre Freude keine Gränzen, und der Prinz und Nelke freuten sich mit ihr. Jetzt begann sie ihre Geschichte zu erzählen, und that es mit so natürlicher Beredtsamkeit und Anmuth, daß es entzückend war, ihr zuzuhören.

„So habe ich denn Euch, anbetungswürdige Prinzessin, mit meinem Pfeile verwundet? rief der Prinz. Was soll ich nun thun, um ein so großes Verbrechen zu sühnen? Wäre es genug, vor Euern Augen zu sterben?"

Er war in der That so betrübt, daß man seinen Kummer ihm im Gesichte ansehen konnte.

Desideria war von seinem Schmerze sehr ergriffen; sie gab ihm die Versicherung, daß ihre Wunde ihr nicht Wehe thue und daß sie sich sogar derselben freue, daß sie ihr diese Wonne bereitet habe.

Um sie nun über Alles aufzuklären, erzählte er ihr den Betrug, den Schlehdorn und ihre Mutter ausgeführt hatten, und bemerkte zugleich, daß es hohe Zeit sey, seinem Vater die Nachricht zu verkünden, daß er sie gefunden, weil er im Begriffe stehe, einen Krieg zu beginnen, um den vermeintlichen Schimpf zu rächen, der seinem Hause durch das unterschobene schöne Bildniß des häßlichen Originals zugefügt worden war. Desideria bat ihn, Beccafiga abzusenden. Er wollte es so eben thun, als ein durchdringender Lärm von Trompeten, Zinken, Pauken und Trommeln sich im Walde vernehmen ließ; auch kam es ihnen vor, als wenn viele Leute bei ihrem kleinen Häuschen vorüber strömten. Der Prinz sah hinaus, und erkannte seine Fahnen und seine Leute.

Er befahl ihnen zu halten, und seine weitern Befehle zu erwarten.

Die Ueberraschung der Armee läßt sich nicht beschreiben; statt zur Schlacht ging es nun zur Hochzeit. Der Vater des Prinzen, welcher trotz seines hohen Alters das Heer selbst befehligen wollte, wurde in einer Sänfte einhergetragen, die prächtig mit rothem Sammt und goldenen Quasten geziert war. Hinter demselben fuhr ein bedeckter Wagen, in dem Schlehdorn und ihre Mutter saßen. Prinz Siegereich eilte auf die Sänfte seines Vaters zu, und der König streckte ihm die Arme entgegen und umarmte ihn mit allen Zeichen der zärtlichsten Liebe.

„Wie kommst Du hieher, mein lieber Sohn? sagte er, wie ist es möglich, daß Du mich so lange ohne Nachricht von Dir lassen konntest?"

Gnädigster Herr, erwiderte der Prinz, erzeigt mir die Gnade, mich anzuhören!"

Der König ließ sich aus der Sänfte heben und nach einem etwas abgelegenen Ort führen, wo ihm der Prinz sein glückliches Abenteuer und Schlehdorn's Betrug ungestört mittheilen konnte.

Der König erhob dankend seine Hände und Blicke zum Himmel empor und betete, als plötzlich die Prinzessin Desideria im vollen Glanze ihrer Schönheit auf dem Platze erschien. Sie ritt auf einem

stolzen Pferde, das in einem fort die zierlichsten Courbetten machte; auf dem Kopfe trug es wohl an die hundert Federn von verschiedenen Farben, und sein Geschirr war mit den größten Edelsteinen gleichsam bedeckt. Die Prinzessin war als Jägerin gekleidet. Die treue Nelke strahlte gleichfalls von Gold und Brillanten. Alles dieses hatte die gute Fee Tulipane besorgt und geleitet, welche auch in der Gestalt der alten Bäuerin sich der Prinzessin angenommen hatte. Durch einen Hauch aus ihrem Feenmunde wurde die Wunde am Arme der Prinzessin sogleich geheilt.

Der alte König war von dem Anblicke so überrascht, daß er anfänglich Alles für einen Traum anzusehen geneigt war; dann aber folgte Entzücken, Freude und Verwunderuug. Er sagte der Prinzessin das Artigste, was nur bei solchen Gelegenheiten erdacht werden kann, und beschwor sie, seinen Unterthanen nunmehr das Vergnügen nicht zu versagen, sie als Königin begrüßen zu können.

„Ich bin gesonnen, fügte er hinzu, wegen hohen Alters die Regierungsgeschäfte niederzulegen und sie meinem Sohne zu übergeben, damit er Euer würdidiger werde.“

Desideria beantwortete dies auf eine Weise, die

man von einer so wohlerzogenen Person erwarten durfte; dann warf sie einen Blick auf die Beiden, welche in dem Wagen saßen und sich die Gesichter mit den Händen verdeckten. Sie trieb ihre Großmuth so weit, um Gnade für sie zu bitten und sie in dem Wagen hinfahren zu lassen, wo sie wollten. Der König willigte in Alles, was sie begehrte, konnte es jedoch nicht unterlassen, ihrem guten Herzen große Lobsprüche zu ertheilen.

Das Heer bekam Befehl, nach Hause zu marschiren, und der Prinz stieg zu Pferde, um die Prinzessin zu begleiten. In der Hauptstadt wurden sie mit tausendstimmigem Jubelgeschrei empfangen, und sogleich wurde Alles zu einer prachtvollen Hochzeitsfeier veranstaltet. Die sechs, der Prinzessin wohlgeneigten Feen waren dabei gegenwärtig.

Der treue Beccafiga bat den Prinzen, für ihn bei Fräulein Nelke zu werben, und dies liebenswürdige Geschöpf war hoch erfreut, bei ihrer Ankunft in ein fremdes Land, alsbald einen so schätzbaren Mann gefunden zu haben. Die Fee Tulipane zeigte sich bei dieser Gelegenheit wahrhaft freigebig, denn sie schenkte ihr vier Goldminen in Indien, damit ihr Gatte nicht den Vorzug genösse, reicher zu seyn, als sie.

Die hochzeitlichen Feste dauerten viele Monate hindurch; jeder Tag brachte neue Ueberraschungen, und die Geschichte und Abenteuer der kleinen Hirschkuh wurden in aller Welt bekannt, und in schönen Liedern verherrlicht und abgesungen.

Prinz Thurecht.

Es war einmal im Lande Zizelebimbumbaseleduseledeh ein König, der für die Seidenwürmer eine außerordentliche Passion hatte und Tagelang in seinen Gärten Maulbeerblätter pflückte, um seine Würmer damit zu nähren; dann schloß er sich ein, um sie arbeiten zu sehen, und ihre Seide in Stränge zu drehen, indem er Niemand finden konnte, der ihm dies zu Dank machte. Und wirklich verstand es Niemand so gut, wie er. Da nun die Edelleute stets die Nachahmer der Fürsten sind, so riß diese Sucht ungemein an dem Hofe ein; die jungen Herren wollten sich nur mit den Seidenwürmern befassen, und alle schönen Damen starben vor Langeweile. So kam es, daß sie sich in entfernte Provinzen des Reiches zurückzogen. Hier bildete sich bald eine Art von kleinem Hofe, zwar nicht von Fürsten und Grafen, aber doch von Personen, die, obgleich arm an Titeln,

dennoch Werth besaßen. Man zeigte guten Geschmack und Redlichkeit, geraden Verstand und Liebe zur Wissenschaft; man genoß heitere Vergnügungen, ohne die Delicatesse zu verbannen, kurz, dies waren Menschen, die von den Höflingen des Seidenwurmmonarchen gänzlich verschieden waren. Die Königin war mit von den Damen, die sich zurückzogen. Sie besaß ein sehr schönes Schloß im Walde, am Ufer des Meeres, und dieß wählte sie zu ihrem Aufenthalte. Auch ihre beiden Töchter nahm sie mit, die Einzigen, die sie hatte, und einige erprobte Unterthanen, deren Treue sie kannte, folgten ihr.

Die Einsamkeit ihres neuen Aufenthalts mißfiel ihr nicht; sie dachte an seine Verschönerung und fügte einer großartigen Natur Alles hinzu, was die Kunst nur Schönes zu ersinnen versteht. Nur von Leuten umgeben, die sie liebten, kostete sie hier eine Ruhe, die sie bis dahin noch nicht gekannt hatte. Auch die Prinzessinnen fanden den Ort bezaubernd. Sie liebten die Musik, und die größten Virtuosen der damaligen Zeit befanden sich in ihrem Gefolge. Diese beiden Mädchen waren gleich schön und wohlgewachsen, allein ihre Charactere waren einander unähnlich. Die Aelteste, Sauermine geheißen, war stolz, neidisch, rachsüchtig und grausam; die Jüngere hingegen war sanft und gefällig, und kannte kein

größeres Vergnügen, als Andern zu dienen. Sie besaß den liebenswürdigsten Character, und deshalb verdiente sie auch ihren Namen mit Recht, der Amata war. Sie liebte auch ihre Schwester aufrichtig, obgleich sie wohl wußte, daß diese sie haßte.

Als sie eines Tages von ihr sehr ausgescholten worden war, weil sie nicht in der Nachthaube auf einem Ball erscheinen wollte, wo sehr viele Leute zusammen kamen, ging sie ganz allein am Ufer spazieren, um ihren Kummer zu zerstreuen, den die böse Laune ihrer Schwester ihr verursacht hatte. Sauermine aber ging in den Wald, um über einen Putz nachzudenken, der ihre Schwester verdunkeln sollte. Dies beschäftigte sie so sehr, daß sie lange fortging, ohne auf den Weg zu achten. Endlich nöthigte sie die Müdigkeit, sich unter dem Schatten einer Eiche zu setzen, um sich vor den Sonnenstrahlen zu schützen. Indem sie die Augen emporschickte zu dem Gipfel dieses alten Baumes, um seine Dicke und Höhe zu bewundern, gewahrte sie plötzlich zwischen Rinde und Holz einen kleinen Schlüssel. Sie griff darnach, wenn sie gleich nicht wissen konnte, wozu er diente. Bald aber entdeckte sie auch ein Loch, in das er paßte; sogleich drehte sich der Schlüssel von selbst um und öffnete eine kleine Thüre, welche mit ganz besonderer Kunst in der Eiche angebracht war. Hinter

der Thüre befand sich eine Treppe. Die Prinzessin, welche sehr neugierig war, wohin diese führen möchte, besann sich nicht lange und stieg hinab. Anfänglich war es sehr finster um sie her, bald aber bemerkte sie, daß die Stufen durch Wachslichter erhellt waren, welche in schönen Lüstern von Kristall brannten. Sie ging daher rüstig weiter, und als sie ungefähr dreihundert Stufen zurückgelegt hatte, trat sie in ein prächtig möblirtes Gemach. Man wird sagen, daß es erstaunlich und fast unmöglich erscheint, ein junges Mädchen ein solches Wagestück unternehmen zu sehen, allein ich will nur gleich voranschicken, damit die Verwunderung aufhöre, daß sie an ihrem kleinen Finger einen Ring trug, den ihr ein Ahnherr hinterlassen hatte, und der sie bis zu ihrem zwanzigsten Jahr vor aller Gefahr zu beschützen, die Kraft besaß. Da sie nun überzeugt war, nichts zu wagen, so schritt sie getrost bis zu einem großen Cabinete vor, das wie das Magazin eines reichen Juweliers anzusehen war, so strotzte es von den seltensten Kostbarkeiten. Sie blieb staunend stehen, allein wie erschrack sie, als sie in einer Art von Vertiefung der Wand ein prächtiges Ruhebette sah, auf dem ein Jüngling lag, so schön, daß meine Kraft zu schwach ist, seine Schönheit zu schildern. Er schien in einen tiefen Schlummer begraben zu liegen. Sauermine näherte

sich ihm, um ihn genauer zu betrachten; allein diese Neugierde kam ihr theuer zu stehen, denn von nun an verlor sie ihren freien Willen. Wie alle jungen Damen glaubte sie, daß man sie nicht sehen könne, ohne sie zu lieben, und daher weckte sie den liebenswürdigen Unbekannten auf, die Absicht hegend, daß sie ihm einen hohen Grad von Zärtlichkeit einflößen würde. Sie machte daher einiges Geräusch, indem sie in das benachbarte Zimmer ging; hier fand sie einen Zettel mit den deutlich geschriebenen Worten:

„Diejenige, welche die Liebe des häßlichsten Sterblichen gewinnen kann, wird allein im Stande seyn, dem hier ruhenden Prinzen Gefühl und Leben wiederzugeben.“

Die Prinzessin las diesen Zettel mehre Male und war innig überzeugt, daß ihre schönen Augen allein im Stande wären, den Prinzen zu besiegen, ohne nöthig zu haben, den häßlichsten Menschen aufzusuchen, und sich von ihm lieben zu lassen. Erfüllt von diesem Vertrauen wollte sie in das erste Cabinet wieder eintreten, und zweifelte nicht, daß der Unbekannte schon erwacht seyn würde, allein eine riesige Spinnenwebe, durch welches kein Auge zu dringen vermochte, versperrte sogleich die Thüre, als sie sich derselben näherte. „Ein so unbedeutendes Hinderniß soll mich nicht abhalten!“ rief Sauermine, und

schritt vor, allein trotz aller Bemühungen war sie nicht im Stande, das Gespinnst zu entfernen oder zu zerreißen. Verwundert über diesen Vorfall, beschloß sie, wieder in den Wald hinaufzusteigen und sich zur Königin zu begeben, um den häßlichsten Menschen aufsuchen zu lassen, da man denn doch erst diesem Zuneigung einflößen sollte, ehe man daran denken durfte, den schönen Schläfer zu erwecken. Sie machte also denselben Weg, den sie beim Herabsteigen gemacht, stieg die Treppe hinauf und ging aus dem Baume durch die Thüre, die sie geöffnet hatte. Kaum war sie aber draußen, als die Thüre sich von selbst schloß und keine Spur mehr von ihr, noch von dem kleinen Schlüssel mehr zu sehen war. Sie ging noch einige Male suchend um den Baum, jedoch vergebens. Dieß bekümmerte sie nicht wenig und sie kehrte in dieser Stimmung nach dem Schlosse zurück.

Als sie nun an dem Ufer des Meeres hinging, sah sie ihre Schwester Amata, die mit großer Aufmerksamkeit einen überaus schönen Brillanten betrachtete. Ein Vogel hatte ihn so eben aus seinem Schnabel auf ihr Kleid fallen lassen, und ihr zugerufen, daß sie ihn mit Sorgfalt bewahren solle, weil er sie einst aus einer großen Gefahr retten würde. Sauermine war entzückt von der Schönheit des Edelsteins und wollte ihn der Schwester wegnehmen,

allein ein kleiner Mensch verhinderte sie daran, der sich hinter ihr zeigte und vor dessen gräßlicher Gestalt beide Schwestern entflohen. Sie schlugen in ihrer Angst den Weg nach dem Walde ein.

Der kleine Mensch war ungefähr drei Fuß hoch. Sein Kopf war plattgedrückt und sehr breit, seine Haare waren roth; seine Augen lagen tief und waren so klein, daß man sie nicht hätte bemerken können, wenn sie nicht eine glänzende rothe Einfassung gehabt hätten; eben so roth war seine Nase und dabei sehr spitzig; seine Backen hingen bis auf die Schultern, und Mund und Kinn zierte ein langer und dichter Bart von rother Farbe. Seinen kleinen, ganz verwachsenen Körper trug nur ein Bein, auf dem er sich wie auf einer Spindel drehte, wenn der leiseste Wind ihn anwehte; deshalb ging er auch nur bei ganz windstillem Wetter aus. Gehen konnte er nicht, aber er sprang mit einer bewundernswerthen Leichtigkeit und kam stets mit einigen kleinen Sätzen dahin, wo er es sich vorgenommen hatte.

Nachdem Sauermine sich von dem Schrecken des ersten Anblicks erholt hatte, näherte sie sich dem kleinen Ungeheuer und fragte es in zornigem Tone, weshalb es sich ihrem Willen zu widersetzen unterstehe.

„Ich bin ein mächtiger König, erwiderte hierauf

das Ungethüm, und heiße Thurecht; Gründe, die ich Euch hier nicht mittheilen will, halten mich von meinen Staaten entfernt und zwingen mich in einem Felsen zu hausen, der nicht weit von hier ist. Ich habe Euch bereits oft an diesem schönen Orte bemerkt; ich habe gesehen, wie ungerecht Euer Verfahren gegen Euere Schwester ist; und noch in diesem Augenblicke verhinderte ich Euere Gewaltthätigkeit, indem Ihr Euch den schönen Diamanten aneignen wolltet, den Amata zum Geschenk erhielt. Die Liebe zur Gerechtigkeit und noch ein anderes Gefühl, das ich jetzt nicht näher erörtern will, haben mich angetrieben, ihre Parthei zu ergreifen und Euch zu verhindern, ihr Unrecht zuzufügen."

Die Prinzessin hörte diese Worte mit großer Ungeduld an, doch suchte sie ihren Zorn zu unterdrücken, weil sie sich bedachte, daß Niemand auf der Welt wohl diesen Menschen an Häßlichkeit übertreffen könnte und sie daher bestrebt seyn müsse, sein Wohlwollen auf sich zu ziehen, weil geschrieben stand: nur unter dieser Bedingung könne sie Dem, den sie liebte, Gefühl einflößen.

Sie nahm also eine sanftere Miene an, als ihr gewöhnlich eigen war, und sagte ihm, daß sein Rang als König und der unglückliche Zustand, in dem er sich zu befinden scheine, sie aufforderten, ihm zu ver-

zeihen; daß sie selbst wünsche, ihn näher kennen zu lernen, und daß sie sich schmeichle, er werde ihre Bekanntschaft nicht ausschlagen. Hierauf bat sie ihn, sie in ihrem Schlosse zu besuchen, und versicherte, daß die Königin, wenn sie seinen hohen Rang wüßte, ihm gewiß eine Wohnung einräumen würde, wo er sorglos und in angenehmer Umgebung den Zeitpunkt abwarten könnte, wo das Schicksal müde wäre, ihn zu verfolgen. Der König dankte ihr höflich für dieses Anerbieten und versicherte, daß er den übermäßigen Grad seiner Häßlichkeit zu wohl kenne, um zu glauben, daß es einer so schönen Prinzessin Vergnügen machte, mit ihm umzugehen, und noch mehr an einem Hof zu leben, wo man die Unform des Körpers als ein Verbrechen zu betrachten geneigt sey. Indem er dieß sagte, machte er einen Satz, um Abschied zu nehmen, und zog sich dann seufzend zurück, nicht ohne einen Blick auf die schöne Amata zu werfen, welche durch die Gegenwart ihrer Schwester sich abgehalten sah, näher zu kommen. Diese Prinzessin hatte die Unterredung ihrer Schwester mit dem Prinzen Thurecht aufmerksam angehört und die gütevollen Worte der bösen Sauermine waren ihr nicht wenig aufgefallen, ebenso die Einladung auf das Schloß. Sie glaubte, daß die Prinzessin hinter diesem Scheine nur einen desto sicherern Anschlag auf

Rache hatte verbergen wollen. Das Mitleid, welches Amata stets für Unglückliche hegte, gab ihr ein, den König vor dem scheinbaren Wohlwollen ihrer Schwester zu warnen. Und sie nahm sich vor, andern Tages diesen Vorsatz auszuführen. Sie begab sich daher, nur von einer ihrer Frauen begleitet, nach dem Felsen, wo Thurecht hauste. In einiger Entfernung davon blieb sie stehen, um einen Gesang zu hören, dessen Worte sich auf sie zu beziehen schienen. Der Ton der Stimme war so rührend und schmeichelte so sehr ihren Ohren, daß sie lange wie angewurzelt stehen blieb, selbst als der Sänger schon aufgehört hatte. Ihre Begleiterin Cephise weckte sie endlich aus ihren Träumereien, indem sie ihr Thurecht zeigte, der so eben auf sie losstolperte.

Obgleich sie sich vorgenommen hatte, bei seinem Anblick den Abscheu zu unterdrücken, so konnte sie doch nicht ohne Zittern ihre Augen auf ihm ruhen lassen, und mußte sie sogleich wieder von ihm wegwenden. Er bemerkte es mit Unlust, und nachdem er sie mit großer Ehrerbietung gegrüßt hatte, bat er sie, auf einen Augenblick in seinen ländlichen Palast eintreten zu wollen, um ein Wenig auszuruhen. Amata willigte darein und sagte ihm zugleich, daß sie ihn habe besuchen wollen, um ihm Dinge von der größten Wichtigkeit für ihn mitzutheilen. Der

König reichte ihr mit so vielem Anstande die Hand, als ihm möglich war zusammenzubringen, und führte sie in seine Felsenhöhle, während er sie auf sehr geistreiche Art unterhielt. Sie hätte nie gedacht, daß ein so häßlicher Mensch sich mit solcher Grazie auszudrücken im Stande seyn könnte. Alles, was er ihr sagte, gefiel so sehr der Prinzessin, daß sie mehr als einmal im Stillen wünschte, einen Geliebten zu haben, der so viel Geist wie dieser arme Unglückliche besäße.

Endlich kamen sie zu dem Felsen, der mit einem frischen Moose tapezirt war; darin standen ein Tisch aus einem Stücke weißen Marmors, den die Natur selbst behauen hatte, ein Bett und einige Rasensitze. Eine reine Silberquelle fiel vom Felsen herab und bildete einen kleinen Bach, dessen Murmeln, vereint mit dem Gesange zweier Nachtigallen im Laube eines blühenden Orangenbaums, die Stille der Höhle belebte. Dieß erschien der Prinzessin lieblicher, als alle Konzerte, die sie am Hofe zu hören bekam.

Nachdem sie diese anmuthige Einsiedelei gelobt hatte, theilte sie Thurecht die Gründe mit, die sie zu ihm geführt hatten. Der König war hocherfreut über die Theilnahme, die sie ihm dadurch bewies, und erschöpfte sich in Versicherungen seiner Dankbarkeit; ja es entschlüpften ihm sogar einige Aeußerungen,

die auf ein zärtlich liebendes Herz hindeuteten. Amata verstand ihn wohl, allein sie stellte sich, als bezöge sie solche nicht auf sich, und um der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, erzählte sie dem König, wie sehr es sie überrascht habe, hier einen so himmlischen Gesang zu vernehmen, und sie fragte ihn, ob er den Sänger nicht kenne.

„Es ist ein Fürst, der Euch anbetet, erwiderte Thurecht, der Euch sein Herz darbietet, seine Hand, seine Krone, die er einst zu tragen berufen seyn wird; allein seine Gestalt verbietet ihm jede Hoffnung.“

Indem er so sprach, seufzte er tief. Die Prinzessin erröthete, und da sie sogleich errieth, daß er sie meinte, so fragte sie ihn um nichts mehr, allein sie wurde nachdenkend. Sie verließ ihn bald darauf, weil sie besorgte, daß man im Schlosse ihre Abwesenheit bemerken könnte. Sie ging also heim, und unterhielt sich mit Cephise über den hellen Geist Thurecht's.

„Ich bekenne Dir, liebe Cephise, sprach sie, daß ich, trotz seiner Häßlichkeit, für ihn fühle, was ich noch für keinen Menschen gefühlt habe. Ich weiß nicht, ob es Freundschaft ist, und ich zittere, wenn ich daran denke, daß es wohl mehr seyn könnte.“

„Was sagen Sie? rief das Mädchen ganz entsetzt, wär's möglich? Könnten Sie das kleine Ungeheuer

lieben? Haben Sie denn keinen Abscheu vor dieser fürchterlichen Gestalt? Sie würden sich entschließen, mit ihm zu leben? Was wollten Sie denn wohl mit einem solchen Mann anfangen? Die kleinste Zugluft dreht ihn ja wie eine Windfahne nach allen Seiten.“ So ging's in Einem fort.

„Ach, erwiderte die zärtere Amata, er fühlt so tief, er drückt sich so geistreich aus, daß ich ihn den schönsten Männern vorziehe.“

Die Prinzessin wollte noch Einiges zur Entschuldigung ihrer entstehenden Leidenschaft vorbringen, als sie einen durchdringenden Schrei vernahm und auf der Erde mit Entsetzen eine weiße Viper erblickte, welche Feuer aus den Augen schoß und zu ihr sprach: „Da hättest mich bei einem Haar todtgetreten, wäre ich nicht so gut als ich bin, so würde ich dich dafür hart bestrafen, allein ich verzeihe Dir, wenn Du mich wieder auf jenen Kastanienbaum setzen willst, von dem ich herunterfiel; ich werde Dir einst diesen Dienst vergelten, denn ich bin eine Fee, allein gleich allen meinen Schwestern bin ich gezwungen, einen Tag in jeder Woche meine gewöhnliche Gestalt zu verlassen, und die anzunehmen, in die mich ein alter Herenmeister bannte, dem ich unterworfen bin. Ich habe ihm einst im Schlafe seinen Bart abgeschnitten, den ich nicht leiden konnte, und deßhalb

haßt er mich nun. Diesen Abend jedoch nehme ich wieder meine Feengestalt an, und dann wirst Du von mir hören."

Amata nahm sie zitternd, trug sie nach dem Baume hin und entfernte sich dann schnell von dem Orte, um das Thier nicht mehr zu sehen, welches ihr einen großen Schrecken verursacht hatte.

Nun ging sie nach Hause und begegnete einer Botschaft, welche von Seiten der Königin, auf Anstiften Sauermine's, dem Könige Thurecht eine Einladung überbrachte, einige Tage am Hofe zu verweilen. Zuerst erschreckte dieß Amata, weil sie die Bosheit ihrer Schwester kannte, allein dann beruhigte sie sich wieder, weil eine der Frauen Sauermine's ihr das Abenteuer im Walde mittheilte.

Der König Thurecht war über die Einladung der Königin überrascht. Zuerst lehnte er sie höflich ab, allein als er bei sich überlegte, daß er auf solche Weise täglich die schöne Prinzessin sehen werde, die er liebte, so bestimmte er sich denn für die Annahme und sprang in die Kutsche, die man ihm geschickt hatte. Im Schlosse erwartete man ihn schon mit Ungeduld, allein diese Ungeduld entsprang aus verschiedenen Quellen. Alle Damen waren neugierig, den Mann zu sehen, der doch so ganz anders wie die gewöhnlichen Männer war.

Endlich erschien er und empfing die Ehren, die sein hoher Rang erheischte. Sauermine machte ihm ein sehr freundliches Gesicht; sie hatte sich sehr geputzt, und wenn nicht ihre schöne Schwester neben ihr gewesen wäre, so würde man sie für außerordentlich schön haben halten müssen. Allein dennoch mußte sie den Kummer haben, daß König Thurecht sowohl an diesem Tage, wie an den folgenden, nicht im Geringsten von ihren Reizen gerührt wurde; seine Blicke waren stets nur auf Amata gerichtet. Der Verdruß, den Sauermine darüber empfand, ist unbeschreiblich; sie hatte Alles hervorgesucht, um dem häßlichsten Sterblichen zu gefallen, ohne damit zu reussiren. Was die Eigenliebe der Frauen verwundet, wird niemals von ihnen verziehen; und so wurde denn auch die Prinzessin wüthend gegen den König und ihre Schwester. Was hätte sie nicht darum gegeben, sie Beide für immer zu trennen! Allein dieß war ihr nicht möglich; denn der König suchte Amata auf, wo er nur konnte, und wie sollte sie dieß verhindern können? Auch Amata ging ihm nicht aus dem Wege und schien ihm immer mit größerer Aufmerksamkeit zuzuhören.

Eines Abends ging sie im Parke spazieren und bemerkte eine Kugel, welche sehr schnell fortrollte, und plötzlich liegen blieb, als sie sie erreicht hatte.

Die Kugel öffnete sich nun und eine kleine Frau hob sich daraus empor, die immer größer wurde und endlich eine Höhe von zwölf Fuß erreichte.

„Ich bin die Fee Wildane, sprach sie, der Du neulich einen großen Dienst erzeigt hast.“ Amata erkannte sie sogleich, weil sie ebenso, wie jene weiße Viper, Feuer aus den Augen schoß. Sie grüßte sie deßhalb sehr ehrerbietig, und die Fee sagte ihr, daß die Freundschaft für sie sie angetrieben habe, ihre Hand für den König der Schmetterlinge von ihrer Mutter zu erbitten. Dieser König sey ihr Neffe und der Liebenswürdigste der Menschen. Sie komme so eben von der Königin, die eingewilligt habe, und daß in zwei Tagen der König erscheinen würde, um sie heim zu führen. Diese Nachricht, welche viel Prinzessinnen gewiß hoch erfreut haben würde, machte auf die junge, schöne Amata einen ganz entgegengesetzten Eindruck. Sie wurde davon so sehr ergriffen, daß sie der Fee Wildane nicht ein einziges Wort erwidern konnte. Die Fee glaubte, daß es aus Freude geschehe, und küßte sie auf die Stirne, indem sie von ihr Abschied nahm; hierauf zog sie sich wieder in ihre Kugel zurück und rollte eben dahin, von wo sie gekommen war.

Cephise lief nun herbei und meldete, daß die Königin mit der Prinzessin zu sprechen wünsche; sie

begab sich also zu ihrer Mutter, und diese befahl ihr, ohne eine Gegenrede von ihr abzuwarten, sich sogleich zum Empfang des Königs der Schmetterlinge bereit zu halten. Amata warf sich ihr zu Füßen und bat sie, daß sie doch ihr der Fee gegebenes Wort zurücknehmen möchte; allein die Königin war nicht zu bewegen. Sie fürchtete die Macht der Feen, und in der Hoffnung, dieselben sich nun einmal näher befreundet zu wissen, befahl sie ihrer Tochter, ihr unbedingten Gehorsam zu leisten. Die Prinzessin wagte hierauf nichts zu antworten und zog sich betrübt zurück. Sauermine, die sonst wohl eifersüchtig auf den Vorzug gewesen wäre, den die Fee ihrer Schwester angedeihen ließ, war nunmehr sehr erfreut darüber, indem sie glaubte, daß Thurecht sich für sie erklären würde.

Die betrübende Nachricht kam indeß bald dem unglücklichen König zu Ohren und warf ihn auf's Krankenbette nieder.

Inzwischen erschien der Tag, wo der Neffe der Fee ankommen sollte. Die Königin, die Prinzessinnen und der ganze Hof waren ihm entgegen gezogen. Kaum waren sie auf der Terasse angelangt, als sie es von Weitem wie eine Art von sehr glänzender Wolke einherschweben sahen, die sich mit großer Schnelligkeit näherte. Man zweifelte nicht, daß dieß der

Prinz seyn müsse. Und er war es in der That. Er befand sich in einem mit Sternen besäten Wagen, der von mehr als zehntausend Schmetterlingen gezogen wurde, deren Flügel rosenroth waren. Sie waren mit Goldfäden auf sehr kunstreiche Weise vorgespannt. Hundert junge Kavaliere folgten ihrem Herrn in schönen Kaleschen aus Kristall, welche ebenfalls von Schmetterlingen gezogen wurden. Diese hatten aber alle glänzend weiße Flügel. Der König ließ, sobald er bei den Damen angekommen war, seinen Wagen nieder und hielt; dann stieg er aus und ging mit seinem Gefolge in der schönsten Ordnung auf sie zu. Er war prächtig gekleidet und nie sah man wohl eine geschmackvollere und besser gepuderte Frisur, als die, welche er trug. Er soll aber auch länger als einen halben Tag mit seiner Toilette zugebracht haben. Aus Furcht, seine Frisur zu beeinträchtigen, ging er sehr langsam, dennoch aber zeigte er einen recht leichten Anstand; Alles bewunderte seine frische Gesichtsfarbe und die Weiße seiner kleinen Hände. Nichts konnte der Niedlichkeit seiner Figur gleich gestellt werden, in die er selbst ganz vernarrt schien. Er erkannte sogleich die Prinzessin, nach der Beschreibung, welche ihm die Fee von ihr entworfen hatte, und nachdem er sich ihr auf einige Schritte

genähert, machte er ein zierlich studirtes Compliment, reichte ihr die Hand und sagte:

„Nicht hier ist der Ort, Euch ein passendes Wort über Eure Schönheit zu sagen, die Hitze ist zu drückend; kann man wohl gehörig sprechen auf einer Terasse, welche den Sonnenstrahlen ausgesetzt ist? Wir wollen uns in das Innere des Palastes begeben, um nicht so schwarz wie Afrikaner zu werden."

Nach diesen Worten wandte er sich, um nach dem Schlosse zu gehen, ohne einmal der Königin und ihren Damen einen Gruß zu spenden. Nachdem er mit der Prinzessin und deren Gefolge in den Saal getreten war, warf er sich auf ein Sopha und rief, daß er vor Hitze umkomme; kurz er betrug sich auf eine nicht sehr schickliche Weise. Bei der Prinzessin entschuldigte er sich jedoch, daß er sie nicht unterhalte, und sagte, daß er sich vorerst durchaus ein wenig erholen müsse, dann zog er einige Flacons mit wohlriechendem Wasser aus der Tasche und bespritzte sich damit; aus einer reichen Dose schnupfte er Tabak und pfiff ein Liedchen durch die Zähne. Dazwischen warf er der Prinzessin die Fragen hin, ob sie seine Equipage nicht sehr glänzend gefunden habe und ob sein Kleid, das er aus zweihundert gewählt habe, nicht sehr geschmackvoll sey. Auch von einigen Frauen erzählte er, die ihn sehr geliebt hatten. Man kann

sich leicht vorstellen, ob dieß Alles nach dem Geschmacke einer Prinzessin von Amata's Sinn und Wesen war. Sie, die Verstand und Geist Allem vorzog und nicht wie Andere war, denen ein prächtiges Kleid, ein schlanker Wuchs und einige andere eben so nichtige Eigenschaften mehr zu seyn scheinen, als ein edles Herz und ein feiner und natürlicher Verstand. Der unangenehme Eindruck, den der Schmetterlingprinz auf sie machte, war daher so groß, daß sie sogleich den Saal verließ und Unwohlseyn vorschützte; sie zog sich in ihr Zimmer zurück, um sich ihrer Traurigkeit ungestört zu überlassen.

Obgleich Thurecht sehr krank war, so schleppte er sich doch bis zu ihr hin, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Die Prinzessin seufzte, als sie ihn sah, und sagte: „Ach, mein Prinz, warum seyd Ihr nicht der, Den mir die Königin zum Gemahl bestimmt? Könnt Ihr mich nicht aus der Gewalt dessen befreien, den man mit mir vereinigen will?"

Thurecht gerieth außer sich vor Freude, ergriff ihre Hand, küßte sie zärtlich und erwiderte: „Wie, theuere Amata, wäre es wahr, daß Ihr lieber mit mir leben wolltet, als mit einem Prinzen, dessen Schönheit von Jedermann bewundert wird? Kann ich, so wie ich leider beschaffen bin, dennoch mir schmeicheln, Euch nicht gänzlich zu mißfallen? Ant-

wortet mir, ich bitte, Euere Entscheidung wird das Glück oder Unglück meines Lebens machen."

„Ja, mein Prinz, entgegnete sie hierauf, ja, ich liebe Euch! Dies Geständniß...."

Sie wollte fortfahren, aber Thurecht machte vor großer Ueberraschung einen Satz rückwärts und wurde so klein, so klein, daß sie ihn am Ende gar nicht mehr sah. Ein dicker Rauch entstand auf der Stelle, und als sich dieser verzogen hatte, erblickte die Prinzessin einen jungen Menschen vor sich, schön wie der Tag, dessen Züge Adel, Sanftmuth und Geist verriethen. Sie betrachtete ihn mit Verwunderung und Ueberraschung, allein dies wuchs zum lebhaftesten Erstaunen, als er zu ihr die Worte sprach: „Das liebenswürdige Geständniß endet mein Verzauberung. Ich bin Thurecht, der in seiner Mißgestalt so kühn war, Euch zu gestehen, daß er Euch anbete."

Amata erkannte ihn sogleich am Ton seiner Stimme und konnte ihre Freude nicht zügeln, die sie empfand, ihn nun so ganz anders zu sehen, als er früher gewesen war. Sie bat ihn, ihr zu sagen, wie eine solche Umgestaltung so schnell vor sich gehen konnte.

„Ich bin König, sagte er hierauf, und Beherrscher der Insel der Aufrichtigkeit; dort lebte ich friedlich, geliebt von allen meinen Unterthanen. Einst, als ich auf der Jagd mit großer Hitze einen Löwen ver-

folgte, verirrte ich mich in der Wildniß und befand mich plötzlich in einem Dickicht, wo ich eine Frau erblickte, die gerade so aussah, wie ich noch vor wenigen Augenblicken. Ich konnte mich bei diesem Anblick nicht zu lachen enthalten, denn sie drehte sich auf ihrem Beine wie ein Kreisel. Sie bemerkte dies und fragte mich zornig nach der Ursache meiner frohen Laune; aus Höflichkeit unterließ ich das Geständniß, allein, endlich drang sie so sehr in mich, daß ich ihr sagte, wie die Seltsamkeit ihrer Gestalt allein das Lachen bei mir erregt hatte. Meine Aufrichtigkeit mißfiel ihr sehr; sie zog die Augenbrauen zusammen und machte einige gewagte Sätze, dann rief sie mir zu:

„Um Dich für Deine Unverschämtheit zu bestrafen, sollst Du mir ganz gleich werden; nichts kann Dir Deine wirkliche Gestalt wiedergeben, bis daß sich eine geistreiche, schöne und gute Prinzessin findet, für die Du Liebe empfindest und welcher Du, trotz Deiner Mißgestalt, so viel Gegenliebe einflößest, daß sie es über sich gewinnt, Dir das Geständniß ihrer Zärtlichkeit zu machen. Jeden Tag sollst Du eine Stunde lang Deine natürliche Gestalt annehmen können, jedoch nur in einer Höhle des Waldes, der sich im Reiche des Königs H a s p e l befindet, der die Seidenwürmer so liebt. Auch will ich, daß Du

keinem Menschen Dein Unglück erzählst, bis daß Du entzaubert seyn wirst."

„Ich hörte diese Drohungen mit großer Ruhe an, denn ich glaubte, daß sie sich nie erfüllen würden. Allein wie groß war meine Betrübniß, als diese entsetzliche Fee mich mit ihrem Hauche berührte und ich mich sogleich in jenes Scheusal umgewandelt sah, das ich so eben verspottet hatte. Die Fee sah ich sich hohnlachend entfernen. Ich wagte es nicht mehr, in meinen Palast zurückzukehren, noch wollte ich davon sprechen, daß ich König sey, überzeugt, daß mir Niemand glauben würde. Die Sehnsucht jedoch, wieder zu werden, wie ich war, trieb mich an, verschiedene Höfe zu besuchen, in der Hoffnung, eine Prinzessin zu finden, wie sie mir die Fee beschrieben hatte; allein es ward mir nicht möglich. Endlich ward ich müde zu suchen, und ich beschloß, in irgend einem Winkel der Erde zu leben, von allem Umgang mit den Menschen entfernt. Ich wählte den Felsen, wo Ihr mich fandet, und ich bewohnte ihn bereits seit einem Jahre, als ich das Glück hatte, Euch zum ersten Male zu sehen. Ihr erschienet mir gleich einer Gottheit; ich fühlte es, daß Ihr Diejenige waret, die mir Liebe einzuflößen im Stande wäre, ohne jedoch hoffen zu dürfen, daß Ihr sie jemals für mich empfinden könntet. Ich durfte nicht

einmal glauben, daß Ihr Euch an meinen Anblick gewöhnen würdet. Ich ging dann und wann in die Höhle des Waldes, um mich während kurzer Zeit in der Gestalt wiederzusehen, die eigentlich die Meinige ist. Eines Tages war ich sehr erstaunt, Euere Schwester dort bei mir zu erblicken, da ein Talisman jedem Sterblichen den Eingang verbietet. Ich stellte mich, als schliefe ich, um nicht mit ihr sprechen zu dürfen, und weil ich fühlte, daß der Augenblick meiner Umgestaltung sehr nahe war. In der That trat sie ein, sobald Euere Schwester aus der Höhle fortgegangen war. Ich verließ nun auch auf einem nur mir bekannten Wege die Höhle."

„Euere Schwester hatte bald darauf das zwanzigste Jahr erreicht, und ihr Ring verlor mit diesem Zeitpunkt seine Kraft gegen Talismane. Dies, meine geliebte Amata, ist meine Geschichte. Jetzt will ich Euch nur noch ewige Treue schwören, und Euch um die Erlaubniß bitten, Euerer Mutter meine Hand antragen zu dürfen; dann kommt mit mir in meine Staaten, und herrschet über ein Volk, das keinen andern Wunsch kennen wird, als den, Euch zu gefallen."

Indem er diese Worte sprach, sah er Sauermine und Wildane eintreten, die ihre Unterredung behorcht hatten; die Fee, weil Amata die Hand ihres Neffen ausschlug, und Sauermine, weil König Thurecht, in

dem sie jetzt den Jüngling der Höhle sogleich wieder erkannte, ihre Schwester liebte und nicht sie. Sie wollte eben in bittern Worten gegen Beide ihrem Zorne Luft machen, als die Fee dazwischen trat und die unglückliche Amata bei ihren Locken ergriff, um sich mit ihr aus dem Fenster zu schwingen, ohne daß die Verzweiflung des Königs ihr das geringste Hinderniß dabei in den Weg zu legen im Stande war. Er verließ sogleich das Gemach, obgleich ihn Sauermine zurückhalten wollte, und ohne zu wissen, wohin er ging, verließ er den Palast, mit dem festen Vorsatze, nicht eher zu ruhen, bis daß er seine geliebte Prinzessin gefunden haben würde.

Als der Schmetterlingkönig diese Nachricht erhielt, begann er zu lachen; er freute sich, ein Geschichtchen zu haben, das er erzählen konnte, und kehrte in sein Königreich zurück.

Indessen trug Wildane die arme Amata mit Sturmeseile davon. Sie flog über große Wüsten und Gebirge, und langte endlich bei einem alten Thurme an, dessen Pforte sich ihrem Befehle öffnete. Hier setzte sie die Prinzessin ab, und brachte sie in einen großen Saal, der ganz mit Schnecken angefüllt war. „Da Du nicht den König der Schmetterlinge zum Gatten haben wolltest, sagte sie zu ihr, so gebe ich Dir hiemit auf, innerhalb acht Tagen diese Schne-

cken tanzen zu lehren, sonst verwandle ich Dich selbst in eine Schnecke!"

Nach dieser Drohung flog sie davon, und die Prinzessin ließ ihren Thränen freien Lauf, ohne nur daran zu denken, sich mit den Schnecken abzugeben. Wir wollen sie jetzt auf einige Zeit verlassen, und uns nach unserm König Thurecht umsehen.

Der Arme war bereits weit und breit umhergezogen, als er einen großen Wald auf seinem Wege fand. Nachdem er einige Zeit darin fortgegangen war, gewahrte er ein Haus, das ganz aus Blättern gemacht war, und in diesem Hause eine alte Frau, welche Kindern aus einem Buche vorlas. Er ging vorüber, ohne dieser Scene besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Aber die Frau rief ihm nach, daß er anhalten solle, und sagte ihm dann mit zitternder Stimme, indem sie mit dem Kopfe dazu wackelte:

„Prinz, Du suchst vergebens die Prinzessin, denn Du kannst sie nicht eher finden, bis daß Du den glänzenden Frosch entdeckt haben wirst, dann die häßliche Frau, die nicht gefallen will, und den geistlosen Mann, der sich nicht einbildet, Geist zu besitzen."

Der König erkannte sogleich an dieser räthselhaften Rede, daß er es hier mit einer Fee zu thun habe, und bat sie daher, ihm andere Mittel zu sagen, seine Amata wiederzufinden; allein statt aller Ant=

wort zog sie ihm ein schiefes Gesicht und lachte hell auf.

Sehr betrübt und ermüdet setzte er nun seinen Weg fort, und wußte nicht, wohin er sich wenden sollte. Er hatte jedoch kaum hundert Schritte zurückgelegt, als er schon wieder einer anderen Alten begegnete, die ihn um die Ursache seiner Trübseligkeit befragte. Er erzählte ihr seine Leiden, und unterließ auch nicht, ihr mitzutheilen, was er von der alten Fee so eben gehört hatte. Er meinte, daß er nie so glücklich seyn würde, die Prinzessin Amata zu finden, wenn er vorher den glänzenden Frosch suchen müßte; die beiden andern Bedingungen schienen ihm leichter zu erfüllen.

„Schmeichelt Euch nicht mit dieser Hoffnung, sagte die Fee, denn sie liegt eben so sehr aus der gewöhnlichen Ordnung der Dinge. Jedoch ist es möglich, alle drei Gegenstände zu finden, wenn Ihr Euch nur ernstlich Mühe darum geben wollt. Seyd Ihr aber innerhalb eines Jahres noch nicht in den Besitz derselben gelangt, so überlaßt Euch getrost der Verzweiflung, denn Ihr würdet der unglücklichste Mensch der Welt seyn. Jetzt gehet; ich darf Euch nicht mehr sagen! Meine Schwester, die Euch so eben gesprochen hat, darf Euch nicht mehr sehen; denn sie ist falsch, und könnte Euch irgend etwas Böses zufügen. Nur deshalb hat sie Euch gesagt, wodurch Ihr Euere

Prinzessin aus dem Orte befreien könnt, wo sie sich jetzt befindet, weil sie glaubte, daß Ihr es nie durchsetzen werdet, die Euch genannten Gegenstände aufzufinden."

Der König, der mit großem Rechte die Verwandlungen und Bezauberungen fürchtete, entfernte sich so schnell als es ihm möglich war aus diesem Bereiche, und durchzog nun die Welt zu Pferde. Er hatte nämlich beim Ausgang des Waldes ein solches grasend gefunden. Er suchte in Städten und Dörfern, in Vesten und Palästen, stets nach den häßlichsten Frauen und dummsten Männern, er fand auch viele; allein er entdeckte gar bald, daß diese Frauen und Mädchen sich gar nicht bei ihrer Toilette langweilten, und daß sie es sogar nicht aufgegeben hatten, mit deren Hilfe zu gefallen. Er sah einige, die mit Hilfe von Schminke und Blumen, Federn und Bändern, sogar im Stande zu seyn glaubten, trotz ihrer Häßlichkeit, sich mit den schönsten Personen zu messen. Diese ganz gewöhnliche Wirkung der Eitelkeit der Damen befremdete indeß den Prinzen nicht, denn er wußte, daß sie alle schon bei der Geburt eine starke Dosis von Eigenliebe mit auf die Welt bringen. Allein, was ihn in Verwunderung setzte, war, daß er bei den Männern dieselbe Eitelkeit und alle jene kleinen

Schwächen fand, die man bei dem schönen Geschlechte nur zu entschuldigen geneigt ist. Ich würde nicht aufhören können, wenn ich alle verschiedene Arten von Narren hier aufzählen wollte, die er antraf, ohne daß er jedoch einen Einzigen gefunden hätte, wie er ihn suchte; denn Alle glaubten, Verstand und Geist zu besitzen. Ein solcher Narr, eine solche Frau und ein solcher Frosch zwangen ihn, zweimal die Reise um die Welt zu machen, ohne seinen Zweck zu erreichen.

So verlor er nach und nach alle Hoffnung, seine Geliebte wohl jemals wieder zu sehen, und gedachte jetzt der Worte, die ihm die gute, alte Frau gesagt hatte: er wollte nämlich dem Leben entsagen, da es ihm keinen Reiz mehr bot. Mit diesem Vorsatze näherte er sich dem Ufer eines Flusses; die Gelegenheit war ihm günstig und er stürzte sich unverweilt hinein, in der Absicht, sein unerträgliches Leben zu enden. Aber anstatt zu ertrinken, fühlte er, wie er sanft und allmählich niedersank, und einen Augenblick darauf befand er sich auf einem schönen Rasenplatz in einem Garten. Anfänglich glaubte er zu träumen, allein als er später sah, daß er wach sey, erhob er sich, um vielleicht ein lebendes Wesen an diesem unbekannten Orte zu treffen. Er ging auf dem einsamen Platze lange umher, bis daß er den Lärm

von Hunden und Jagdhörnern vernahm, und bald darauf auch Jäger erscheinen sah. Man kann sich von seinem Erstaunen wohl einen Begriff machen, wenn ich hinzufüge, daß diese Jäger nichts Anderes, als dicke Frösche waren, die auf schönen, grünen Katzen ritten und einem Hasen nachsetzten. Einige waren gleich Amazonen gekleidet. Andere hatten Damenüberröcke von Taffet und Hauben mit artigen kleinen Blumen verziert.

Sie bliesen Jaghörner, oder riefen die Hunde zusammen; das Ganze machte einen überaus spaßhaften Eindruck, wie sich Jeder leicht denken kann. Der Jagdzug hielt beim Anblicke des Prinzen und die Frösche stiegen von ihren Katern ab, und eilten ihm entgegen. Sie gingen aufrecht, auf ihren Springfüßen, und bedienten sich der anderen, wie wir unserer Hände.

Als die ganze Truppe ihn erreicht hatte, begrüßte ihn Der, welcher der Gebieter aller Uebrigen zu seyn schien. Er trug ein langes, purpurfarbenes Kleid, das mit Perlen und Diamanten gestickt war, und seine Stirne warf solche Strahlen von sich, daß kein Auge im Stande war, sie zu ertragen. Dieser Frosch grüßte den König mit vieler Anmuth und sagte: „Seyd willkommen, mein gnädigster Herr, es ist schon lange her, daß wir Euch erwarteten, denn Ihr

müßt wissen, daß wir bezaubert sind, und an Euch ist es, unsere Bezauberung zu heben. Nicht immer war ich ein Frosch wie jetzt, sondern ich beherrschte als Königin dieses Land, und alle Frösche, die Ihr hier sehet, waren meine Unterthanen. Ach, ich haßte einst so sehr die Frösche, daß ich einen Befehl erließ, sie Alle dem Gefühl meines Abscheues zu opfern. Man säumte nicht, diesem Befehle nachzukommen; als ich jedoch eines Abends spazieren ging, fand ich Einen nahe an meinem Schlafzimmer. Sogleich rief ich nach Hilfe und wollte, daß man ihn augenblicklich tödten sollte; da man aber nicht schnell genug herbei eilte, so gelang es dem Frosche, sich zu verbergen, und zwar so gut, daß man ihn nie mehr wieder finden konnte. Als ich andern Tages mich an demselben Orte befand, erschien mir eine schwarze, häßliche Frau, die in der einen Hand ein Körbchen, in der andern ein Fläschchen mit Oel hielt; dieß goß sie mir über den Kopf und sprach: „Ich bin die Fee Frosch, und ich war es, die Du gestern tödten lassen wolltest; Deine Befehle haben mich schon hundertmal der größten Gefahr ausgesetzt; jetzt ist es Zeit, daß ich mich räche. Werde Frosch, Du und alle Deine Unterthanen, die Deinen Befehlen stets so eifrig gehorchten. In diesem Zustand sollst Du bleiben, bis daß ein König, der Deiner Hilfe be-

darf, hieher kommen wird, Dir Deine frühere Gestalt zurückzugeben." — Kaum hatte sie diese Worte vollendet, so wurde ich, wie Ihr hier mich vor Euch sehet. Eine Fee, die mich zwar beschützte, aber nicht so geschickt in ihrer Kunst war, um mich in meinen früheren Zustand zurück zu versetzen, vertraute mir, daß dieses nur Euch vorbehalten wäre, und daß Ihr ein weißes Haar an der linken Augenbraue habet, womit eine gelehrte Zauberin Euch bei der Geburt beschenkte, und daß dieses Haar eben die Tugend besitze, alle Verzauberungen zu lösen. Diese Fee führte Euch her; sie war es, welche unter der Gestalt eines Vogels der Prinzessin Amata den Edelstein schenkte, endlich war auch sie es, die mir diesen glänzenden Fleck auf die Stirne drückte, und auch sie wird Euch einen dummen Menschen finden lassen, der seiner Dummheit bewußt ist, und ein häßliches Mädchen, das von seiner Unausstehlichkeit sich überzeugt fühlt. Schon hat sie diese beiden Personen hieher gebracht, um gewiß zu seyn, daß die Selbstsucht und Eigenliebe, welche die Welt beherrschen, sie nicht verderben und unsere letzte Hoffnung auf solche Weise vereiteln. Ihr werdet sie in einer unfernen Hütte finden. Allein ehe Ihr Euch zu ihnen begebt, mein Prinz, gebt uns unsere menschliche Form zurück und gestattet, daß wir Euch jenes verhäng-

nißvolle Haar ausreißen, damit Ihr Euch desselben zu unserem Vortheil bedienen könnt. Es wird Euch auch dazu nöthig seyn, Euere Prinzessin zu befreien."

Thurecht ließ sich nicht lange bitten; man riß ihm das Haar aus, und er nahm es und berührte damit alle Frösche, die alsbald sehr liebenswürdige Prinzen und Prinzessinnen wurden. Die Königin und ihre Unterthanen dankten ihm einstimmig dafür. Unterdeß war die zweite alte Frau aus dem Walde erschienen und sagte, daß sie ihm den Dienst vergelten wolle, den er so eben ihrer Freundin gewährt hatte, und daß sie ihn zu dem Narren und der Häßlichen leiten würde, von denen er ein Kraut zum Geschenk erhalten werde, das er in der Folge brauchen könnte. Er folgte ihr also schleunigst, fand, was er suchte, und nahm das Kraut in Empfang.

Die gute Frau zerschnitt hierauf einen Apfel und bildete einen hübschen Wagen daraus, der von selbst hundert Stunden in einer Minute zurücklegte; sie stieg mit dem Prinzen ein, der sich nicht genug über Alles, was er sah und that, verwundern konnte, dem jedoch die Schnelligkeit des Fuhrwerks, für seine Liebe, doch nicht hinreichend war. Dessen ungeachtet waren sie sehr bald bei dem Thurme angelangt, wo die schöne Amata gefangen gehalten ward. Die böse Fee hatte ihr alle Tage unmögliche Dinge zu voll-

führen gegeben und suchte hiedurch stets einen neuen Vorwand, sie zu quälen.

Zuerst mußte sie, wie ich schon berichtet habe, Schnecken zum Tanzen abrichten, und dies war doch gewiß ein schweres Stück Arbeit. Auch weinte sie in der That sieben lange Tage darüber, und dachte gar nicht daran, ihren seltsamen Scholaren eine Stunde zu geben. Allein am achten Tage, wo die Fee versprochen hatte, wiederzukommen, um sie selbst in eine Schnecke zu verwandeln, wenn ihr die Aufgabe nicht zu lösen gelungen wäre, erreichte ihre Traurigkeit den höchsten Grad, und sie entschloß sich dazu, den Unterricht zu beginnen; bald aber sah sie, daß sie Mühe und Zeit dabei unnöthig verschwendete. Ueberzeugt, daß ihr Unglück unvermeidlich sey, dachte sie daran, sich das Leben zu nehmen; denn lieber wollte sie todt seyn, als eine Schnecke werden, noch weniger aber den König der Schmetterlinge heirathen. Sie stieg also auf das Fensterbrett, um sich von da hinunter zu stürzen, allein durch einen Zufall erinnerte sie sich des Edelsteins, den ihr der Vogel einst in den Schooß fallen ließ; sie zog ihn hervor, betrachtete ihn und sagte: „Schöner Stein, wenn Du die Macht besitzest, mich aus dieser Gefahr zu befreien, so thu' es!“ Kaum waren diese Worte gesprochen, so öffnete sich der Brillant und viele kleine

Tanzmeister schlüpften daraus hervor, mit Violinen unter dem Arm. Sogleich richteten sich die Schnecken in die Höhe, und in wenigen Minuten konnten sie Walzer, Galopp und Cotillon tanzen; hierauf verschwanden die Tanzmeister. Trotz ihrer Bekümmerniß, mußte die Prinzessin laut auflachen; sie trocknete ihre Thränen, küßte den Brillant mit Entzücken und steckte ihn dann sorglich wieder in die Tasche, in der Angst, daß Wildane ihn entdecken und ihr rauben könne.

Bald erschien die böse Fee und fragte mit einem recht boshaften Lächeln, wie es mit ihren Scholaren stehe.

„Urtheilt selbst, sprach Amata mit sanfter, schüchterner Stimme, und öffnete sogleich die Thüre des Saales, wo sich die Schnecken befanden. Tra, la, la," sang sie, und im Augenblick tanzten die kleinen Thierchen, und zwar so niedlich und allerliebst, daß Wildane außer sich vor Wuth und Ueberraschung gerieth. Sogleich gab sie ihr noch schwerere Arbeiten auf, allein mit Hilfe ihres Wunderbrillanten konnte sie Alles ausführen. Hierüber wurde die Fee endlich so wüthend, daß sie die Prinzessin in einen eisernen Käfig einschloß, und diesen in einen Hof stellte, der mit Drachen und wilden Thieren ange-

füllt war, welche stets bemüht waren, die Eisenstäbe zu zerbrechen und die arme Prinzessin aufzufressen.

So lebte nun schon Amata seit einem vollen Monate, als sie plötzlich den König Thurecht erscheinen sah. Sie zitterte bei der Gefahr, die ihn bedrohte. Er hatte die Pforte des Hofes geöffnet, indem er sie blos mit seinem Kraute berührte. Kaum erblickte er seine Geliebte in ihrer fürchterlichen Lage, als er mit gezogenem Schwerte auf die Drachen losstürzen wollte; aber die gute alte Frau, die bei ihm war, bat ihn, nur das Kraut ihnen entgegen zu werfen. Er that es, und sogleich stürzten alle Thiere todt zur Erde. Nun eilte er auf den Käfig los, den er mit seinem weißen Haare berührte. Sogleich fühlte er sich, die gute Fee und die Prinzessin erhoben und in einer Wolke, nach seinem Königreiche hingeführt.

Die Unterthanen erkannten ihren König und freuten sich sehr über seine Wiederkunft. Er sandte nun sogleich eine Botschaft an Amata's Vater und Mutter, und begehrte sie zur Gattin von ihnen. Allein die Botschaft kam bald mit der Nachricht zurück, daß sich der König Haspel erschossen habe, weil er einen stark zusammengewirrten Seidenstrang nicht hatte abhaspeln können, und daß die Königin an den Kinderblattern gestorben war. Sauermine hatte sich vergiftet. Amata wurde durch diese Geschicke neuerdings betrübt. Sie

trauerte sechs Monate um ihre Verwandten, und nach dieser Frist heirathete sie erst den König Thurecht, mit dem sie eine lange Reihe von Jahren ein sehr beglücktes Leben führte.

Das weiße Haar des Königs wurde in einen Ring gefaßt, den er stets als Talisman am Finger trug.

Die gute Fee begab sich zur Königin Brillantine, dem ehemaligen Frosch, an deren Hofe sie für die Folge ihren beständigen Aufenthalt nahm.

Inhalt.

	Seite
Die Salamandrin und die Bildsäule *	1
Prinzessin Fisch	76
Prinz Kobold . . . . . . , ...	140
Aschenbrödel, oder der kleine gläserne Pantoffel . .	184
Der gelbe Zwerg	197
Reise nach dem Schlaraffenland	238
Nadir und Nadine *	246
Schlauchen's Abenteuer, oder die kluge Prinzessin .	292
Stummwittchen	329
Die gute kleine Maus	342
Adis und Dahy *	369
Glück und Unglück	425
Weißröschen	443
Die Hirschkuh	451
Prinz Thurecht	518

Anmerk. Die mit * bezeichneten Mährchen sind aus dem Dschinnistan; jedoch neu erzählt und für den Zweck dieses Buchs gänzlich umgestaltet.

F. X. BEER.
k. Hofbuchbinder
MÜNCHEN.
Ledererstr. 25.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lewald, August,

Fee Rosa Seitenstück zu den blauen Mährchen, für alte und junge Kinder neu erzählt

Stuttgart 1840

P.o.germ. 842 ee
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113799-6